4365-3 Bibl. Mont

Predigten

über

die sonn- und festtägigen Evangelien des ganzen Jahres

zur

häuslichen Erbauung

aus

D. Franz Volkmar Reinhards

hinterlassenen, noch ungedruckten Predigten

gesammelt und herausgegeben

von

D. Johann Georg August Hacker,
königl. sächsischem ersten evangelischen Hofprediger.

Dritter Theil.

Sulzbach,
in des Kommerzienraths J. E. Seidel Kunst- und Buchhandlung.
1813.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichniß.

Seite

38. Wie soll man die Sorge für die Angelegenheiten dieses Lebens mit der Sorge für die Seligkeit des künftigen verbinden? Am zweyten Sonntage nach Trinitatis, über Luc.. XIV. 16—24. = = 1

39. Daß die Bemühung, Andre zu bessern, unter allen unsern Beschäftigungen die würdigste sey. Am dritten Sonntage nach Trinitatis, über Luc. XV. 1—10. = = = = = = 17

40. Betrachtungen über die Kraft des guten Beyspiels. Am Johannistage, über Luc. I. 57—80. = = 36

41. Warnung vor ungerechtem Mißtrauen gegen Menschen. Am vierten Sonntage nach Trinitatis, über Luc. VI. 36—42. = = = = = 56

42. Wie nöthig es sey, daß wir unsern Freundschaften die Würde und den Werth der ächten christlichen Freundschaft zu geben suchen. Am Tage Mariä Heimsuchung, über Luc. I. 39.—56. = = 73

43. Wie viel die Tugend dabey gewinne, wenn man die Geschäfte seines Berufs mit vernünftiger Begeisterung treibt. Am fünften Sonntage nach Trinitatis, über Luc. V. 1—11. = = = = 92

44. Betrachtungen über die äusserliche Ehrbarkeit. Am sechsten Sonntage nach Trinitatis, über Matth. V. 20—26. = = = = = 110

45. Gott kann, Gott will auch das Wenige und Geringe reichlich segnen. Am siebenten Sonntage nach Trinitatis, über Marc. VIII. 1—9. = = 129

46. Wie man sich die zu einer wahren Frömmigkeit so unentbehrliche Menschenkenntniß erwerben soll. Am achten Sonntage nach Trinitatis, über Matth. VII. 15—23. = = = = = 147

47. Von der Pflicht, auch Lasterhaften Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Am neunten Sonntage nach Trinitatis, über Luc. XVI. 1—9. = = = 167

Seite

48. Wie wir verhüten sollen, daß das lebhafte Gefühl von der Eitelkeit alles Irdischen unsern Eifer für das Gute nicht unterdrücke. Am zehnten Sonntage nach Trinitatis, über Luc. XIX. 41 — 48. = 187

49. Wozu uns die Wahrheit dienen soll, daß Gott ganz anders über uns urtheilt, als die Menschen. Am eilften Sonntage nach Trinitatis, über Luc. XVIII. 9 — 14. = = = = = = 206

50. Wie wir als Christen die Gebrechlichkeit und die Krankheiten unsers Leibes beurtheilen und gebrauchen sollen. Am zwölften Sonntage nach Trinitatis, über Marc. VII. 31 — 37. = = = 225

51. Vom Hange zur Theilnehmung, welchen Gott in unsre Natur gelegt hat. Am dreyzehnten Sonntage nach Trinitatis, über Luc. X. 23 — 37. = 244

52. Ueber den nachtheiligen Einfluß des plötzlichen Glücks auf die Gesinnungen der Menschen. Am vierzehnten Sonntage nach Trinitatis, über Luc. XVII. 11 — 19. = = = = = = 264

53. Wozu uns das Eitle antreiben soll, das in der gewöhnlichen Geschäftigkeit der Menschen herrscht. Am fünfzehnten Sonntage nach Trinitatis, über Matth. VI. 24 — 34. = = = = = 280

54. Der Tod als ein Beförderer unsrer sittlichen Vollkommenheit. Am sechszehnten Sonntage nach Trinitatis, über Luc. VII. 11 — 17. = = = 297

55. Von dem edlen freien Sinne, welchen uns das Christenthum in Absicht auf religiöse Festtage einflössen soll. Am siebenzehnten Sonntage nach Trinitatis, über Luc. XIV. 1 — 11. = = = = 313

56. Von den Aufklärungen, die uns Gott über den Werth unsrer Natur in seinen Augen gegeben hat. Am Michaelistage, über Matth. XVIII. 1 — 11. = 332

38.

Am zweyten Sonntag nach Trinitatis.

Die lehrreiche Erzählung, M. Z., welche den Inhalt des heutigen Evangeliums ausmacht, hat Jesus unser Herr bey einer Mahlzeit vorgetragen, die er mit einer ansehnlichen Gesellschaft von Pharisäern hielt. Nach vielen nützlichen Gesprächen, zu denen Jesus durch die Umstände war veranlaßt worden, rief einer der gegenwärtigen Gäste aus: Selig ist, der das Brod isset im Reiche Gottes, oder glücklich ist der, welcher dann wird Mahlzeit halten können, wann der Messias sein glänzendes herrliches Reich wird aufgerichtet haben. Diese Gelegenheit, von der wichtigsten Hofnung des jüdischen Volks, vom Reiche des Messias zu sprechen, ließ Jesus, unser Herr, nicht ungenützt, sondern bildete aus dem Ausdruck, dessen die Pharisäer sich bedient hatten, sogleich eine lehrreiche Erzählung, in welcher für die damaligen Zuhörer eine dreyfache Lehre lag. Zuerst gab er zu verstehen, daß das Reich des Messias das gar nicht seyn würde, was die Pharisäer erwarteten, eine weltliche Herrschaft über die Völker der Erde, die den jüdischen Durst nach Ehre, nach Schätzen und nach Vergnügungen befriedigen würde. Vielmehr beständen die Güter

dieses Reichs in Dingen, welche die Aufmerksamkeit und Begierden der eitlen Pharisäer eben nicht sehr reitzen würden. Sodann zeigt er die Ursachen an, warum die Vortheile, die der Messias seinem Volk und der Welt verschaffen würde, die Pharisäer so wenig rühren könnten. Er sagt ihnen, daß ihr Geitz, ihre Zerstreuung in die Angelegenheiten dieses Lebens, und ihr Hang zur Wollust sie nothwendig gegen die Weisheit und Tugend gleichgültig machen müsse, welche die vorzüglichsten Wohlthaten des Messias ausmachen würden. Zuletzt fügt er noch die Vorhersagung hinzu, daß sie von der Gegenwart des Messias bey solchen Umständen keinen Vortheil haben, und sich in ihren Hofnungen gänzlich getäuscht sehen würden. Dagegen würde das gemeine Volk, das sie so stolz zu verachten pflegten, jener Wohlthaten theilhaftig werden, deren Genuß sie mit ihrer Sorge für die Angelegenheiten dieses Lebens nicht zu verbinden wüßten.

Ich wollte wünschen, M. Z., daß der Fehler, den Jesus hier an den Pharisäern tadelt, nicht auch von vielen Bekennern Jesu gemacht worden wäre, und noch gemacht würde. Die Pharisäer wußten die Sorge für die Vollkommenheiten der Seele, zu denen ihnen Jesus verhelfen wollte, nicht mit der Sorge für die Angelegenheiten dieses Lebens zu verknüpfen, und wurden dadurch jener höhern Güter verlustig. Und sehet, gerade so haben zu allen Zeiten tausend Christen gefehlt. Manche glaubten, die Sorge für die Seligkeit des künftigen Lebens lasse sich mit den Sorgen des gegenwärtigen gar nicht verbinden; daher verliessen sie lieber die menschliche Gesellschaft, begaben sich in Wüstenenen und Einöden, schlossen sich in heilige Gefängnisse ein, um desto besser für ihre Seele zu sorgen. Andre, die diese Verbindung eben so wenig zu machen wissen, lassen die Sorge für die Seele fahren, und beschäf-

tigen sich, wie die Pharisäer, ganz mit diesem Leben. Noch Andre endlich wollen einen Mittelweg wählen; sie widmen also die Zeit, welche sie in der Kirche zubringen, ihre Communiontage, und die wenigen Stunden ihrer häuslichen Andacht Gott und der Sorge für ihre Seele; dagegen glauben sie berechtigt zu seyn, die übrige Zeit ihres Lebens hindurch an Gott und ihre Seele desto weniger denken zu dürfen. Möchte es mir doch gelingen, diesen noch immer so gemeinen und gewöhnlichen Fehlern dadurch vorzubeugen, daß ich bey Gelegenheit des heutigen Evangeliums zeige, wie nach der Lehre Jesu beides, eine weise Besorgung der Angelegenheiten dieses Lebens, und ein frommes Bestreben nach den Seligkeiten des künftigen, sich vereinigen lasse. Doch eh' ich dies thue, wollen wir vorher das heutige Evangelium noch einmal anhören, und Gott um seinen Beystand zu unserm Vorhaben bitten in einem stillen Gebet.

Evangelium, Luc. XIV. v. 16. — 24.

Er aber sprach zu ihm: Es war ein Mensch, der machte ein groß Abendmahl, und lud viel dazu. Und sandte seinen Knecht aus zur Stunde des Abendmahls, zu sagen den Geladenen: Kommet, denn es ist alles bereitet. Und sie fiengen an alle nach einander, sich zu entschuldigen. Der Erste sprach zu ihm: Ich habe einen Acker gekauft, und muß hinaus gehen, und ihn besehen; ich bitte dich, entschuldige mich. Und der Andre sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft, und ich gehe jetzt hin, sie zu besehen; ich bitte dich, entschuldige mich. Und der Dritte sprach: Ich habe ein Weib genommen; darum kann ich nicht kommen. Und der Knecht kam, und sagte das seinem Herrn wieder. Da ward der Hausherr zornig, und sprach zu seinem Knechte: Geh aus bald auf die Strassen und Gassen der Stadt, und führe die Armen, und Krüppel, und Lahmen, und Blinden herein. Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, was du befohlen hast; es ist aber noch Raum da. Und der Herr sprach zu dem Knechte: Gehe aus auf die Landstrassen, und an die Zäune, und nöthige sie herein zu kommen, auf daß mein Haus voll werde. Ich sage euch aber, daß der Männer keiner, die geladen sind, mein Abendmahl schmecken wird.

Ich habe schon angezeigt, M. Z., wovon ich heute mit euch reden werde. Wir wollen uns bemühen, eine Frage zu beantworten, und eine Aufgabe zu lösen, in die sich so viele Christen, wie man aus ihren Gesinnungen und aus ihrem Verhalten sieht, gar nicht zu finden wissen, und welche doch für unser Betragen hier auf Erden, und für unsre Wohlfahrt in einem bessern Leben äusserst wichtig ist; es ist folgende: Wie soll man die Sorge für die Angelegenheiten dieses Lebens mit der Sorge für die Seligkeit des künftigen verbinden? Lasset uns hiebey untersuchen, was diese Frage eigentlich bedeute. Sodann wollen wir uns über einige Sätze vereinigen, die vorausgesetzt werden müssen, wenn wir sie richtig beantworten wollen; und hierauf wollen wir zeigen, wie die Verbindung zu machen sey, nach welcher hier gefragt wird.

Die Frage, wie die Sorge für die Angelegenheiten dieses Lebens mit der Sorge für die Seligkeit des künftigen zu verbinden sey, ist nicht so deutlich, als sie wohl Manchem scheinen dürfte. Nur allzuoft, M. Z., reden wir von irdischen und geistlichen Dingen, von Sorgen für unsre Nahrung und für unsre Seele, ohne recht zu wissen, was wir eigentlich mit diesen Ausdrücken meinen. Lasset uns also, damit wir die aufgeworfene Frage recht genau fassen, untersuchen, was für die Angelegenheiten dieses Lebens, was für die Seligkeit des künftigen sorgen, und was beide Bemühungen mit einander verbinden, eigentlich bedeute?

Wenn wir von Angelegenheiten dieses Lebens, oder, wie man sonst sagt, vom Irdischen und Zeitlichen, reden, so meinen wir damit theils die Geschäfte unsers Standes und Berufs, theils

die Vermehrung unsers Eigenthums und unsrer Ehre, theils endlich den Genuß der Ergötzlichkeiten, die uns die Güter dieser Erde darbieten. Es befindet sich nämlich jeder von uns in einem gewissen Stand, der mit allerley Beschäftigungen verbunden ist; jeder von uns hat seinen Beruf, vermöge dessen ihm gewisse Arbeiten obliegen. Treiben wir diese Geschäfte, verrichten wir diese Arbeiten, so sorgen wir für Angelegenheiten dieses Lebens, so beschäftigen wir uns mit dem Irdischen. Hieher gehört auch die Vermehrung unsers Eigenthums und unsrer Ehre; wir sorgen für Dinge dieses Lebens, wenn wir Mittel ausfindig machen, unsre Vermögensumstände zu verbessern, wenn wir Handel und Wandel treiben, wie die Geladenen im Evangelio, wenn wir mit sorgfältiger Klugheit, jeder nach seiner Art, alle Gelegenheiten benutzen, die uns irgend einen Vortheil zu versprechen scheinen; wenn wir uns endlich bestreben, durch unsern Eifer, durch unsre Talente, durch unsre Geschicklichkeit uns auszuzeichnen, und den Beyfall, die Liebe, die Hochachtung Andrer zu erwerben. Wir sorgen endlich für Dinge dieses Lebens, oder beschäftigen uns mit dem Irdischen, wenn wir die Vergnügungen suchen, die uns durch unsre Sinne zu Theil werden können, wenn wir, was die Natur zu unserm Unterhalt roh hervorbringt, durch Kunst milder, uns zum Genuß angenehmer machen; wenn wir alles, was unser Leib zur Kleidung und zum Schmuck bedarf, wenn wir unsern Hausrath, unsre Wohnungen, unsre Gegenden nicht blos so lassen, wie wir sie zur äussersten Nothdurft brauchen, sondern sie verschönern, und auch zu unserm Vergnügen einzurichten und umzubilden trachten. Die Sorge für die Angelegenheiten dieses Lebens begreift also alles in sich, was wir zur Abwartung unsers Berufs, zur Vermehrung unsers Eigenthums und unsrer Ehre, und in der Absicht unternehmen, uns dieses Leben so

leicht und angenehm zu machen, als unsre Umstände es verstatten.

Etwas ganz anders wollen wir mit der Sorge für die Seligkeit des künftigen Lebens anzeigen, die man auch sonst die Sorge für das Geistliche und Himmlische nennt. Wir können nämlich nur dann mit Gewißheit hoffen, daß es uns in einem andern Leben wohlgehen werde, wenn wir hier so weise, und so gut zu werden gesucht haben, als wir nach der Lehre Jesu seyn sollen. Unter keiner andern Bedingung kann uns dasjenige zu Statten kommen, was Jesus selbst für uns gethan und gelitten hat, als wenn wir Gott recht erkennen, und von ganzem Herzen lieben. Wir sorgen also für das Geistliche, für unsre künftige Seligkeit, wenn wir unserm Verstande die Einsichten zu verschaffen trachten, die er von Gott und seinen wohlthätigen Rathschlüssen besitzen muß, und ihn also weise machen, wenn wir unser Herz zu den Gesinnungen und Tugenden bilden, die Jesus von seinen Bekennern fordert; wenn wir endlich alle Gelegenheiten, die uns unsre Umstände darbieten, und alle Mittel, die uns die Religion zeigt, zu dieser Ausbildung unsrer Seele benutzen. Für das Geistliche, für die künftige Seligkeit sorgen, heißt also weise, tugendhaft und fromm nach der Lehre Jesu werden, und sich dadurch zu den Freuden eines bessern Lebens vorbereiten und geschickt machen.

Und nun wird sich auch einsehen lassen, was der Ausdruck bedeute, beide Arten von Bemühungen mit einander verbinden. Es gesteht nämlich jederman ein, M. Z., daß die Güter der Seele, die uns zum Genuß einer ewigen Seligkeit fähig machen, daß wahre Weisheit und Tugend wichtiger sind, als die Besitzungen und Freuden, die sich nur auf dieser Erde geniessen lassen, und die wir im Tode verlieren werden. Mithin können die

Worte, die Sorge für die Angelegenheiten dieses Lebens mit der Sorge für die Seligkeit des künftigen verbinden, nichts anders anzeigen, als unsre Bemühungen, welche sich auf dieses Leben beziehen, so einrichten und mäßigen, daß sie mit unserm Bestreben nach wahrer Weisheit und Tugend bestehen können. Es liesse sich also der Sinn unsrer Frage deutlicher so ausdrücken: wie hat man es anzufangen, daß die emsige Abwartung unsers Berufs, unser Trachten nach Vermögen und Ehre, und die Begierde, das gegenwärtige Leben angenehm zu machen und zu geniessen, uns nicht hindre, einsichtsvoll und weise in der Religion, tugendhaft und fromm in unserm Wandel zu werden, und uns zu den Seligkeiten eines bessern Lebens hiedurch vorzubereiten?

Doch vielleicht ists gar nicht möglich, M. Z., eine solche Vereinigung zu stiften; vielleicht steht die Sorge für die Dinge dieses Lebens mit der Sorge für die Seligkeit des Himmels in einem Widerspruch, der sich nie wird heben lassen. Und so ists auch, wenn wir jenen guten frommen Menschen glauben wollen, die sich aus redlichem Eifer für das Beste ihrer Seele schwermüthig in die Einsamkeit zurückziehen, und so viel sie können, von Geschäften und von allen Verbindungen mit Andern sich losmachen. So ists, wenn wir dem rohen Haufen glauben wollen, der uns versichert, es sey bey den Zerstreuungen und Freuden dieses Lebens nicht möglich, jenen Ernst und Eifer zu beweisen, den die Sorge für die Seele nöthig mache. Das versichern uns auch die Geladenen im Evangelio; der Eine hat einen Acker gekauft, den er besehen muß; wie könnte er zu eben der Zeit bey der Mahlzeit gegenwärtig seyn? Der Andre hat ein ähnliches Geschäft, und findet die Verbindung desselben mit dem Erscheinen bey der Mahlzeit eben so unmöglich; und so auch der Dritte.

Ehe wir also einen Versuch machen dürfen, zu zeigen, wie sich beides gar wohl mit einander verknüpfen lasse: so wird es nöthig seyn, daß wir uns vorher über gewisse Sätze vereinigen, die bey Beantwortung unsrer Frage vorausgesetzt werden, und uns belehren müssen, ob die Verbindung der Sorge für dieses Leben mit der Sorge für das künftige Wohl so unmöglich seyn kann, wie sie Vielen scheint.

Es ist also gewiß, daß das Christenthum uns nicht nur erlaubt, sondern sogar gebietet, die Angelegenheiten dieses Lebens nach den Umständen, in denen wir uns befinden, zu besorgen. Man thut der Lehre Jesu Unrecht, M. Z., und versteht sie falsch, wenn man glaubt, sie entreisse die Christen der menschlichen Gesellschaft, führe sie in Wüsteneyen, mache sie gegen die Güter und Freuden dieses Lebens gleichgültig, bilde sie zu finstern müssigen Träumern, und zu einer unnützen Last des Erdbodens. Wer, ich bitte euch, M. Z., wer hat dringender zur treuen Abwartung jedes erlaubten Berufs ermahnt, als Jesus und seine Apostel? Wer war fleissiger in seinem Gewerbe, als Paulus, der seine Handthierung sogar mit dem hohen Geschäft seines Apostelamtes verband? Wer hat den weisen Gebrauch und den frohen Genuß erworbener Reichthümer deutlicher gelehrt, als der Stifter des Christenthums? Wer hatte ein feineres Gefühl von Ehre, wer hat ernstlicher geboten, daß die Christen allem nachdenken sollten, was ehrbar, was gerecht, was lieblich sey und wohllaute, als Jesus und seine Apostel? Wer hat die Freuden dieses Lebens vernünftiger und weiser genossen, als Jesus selbst? Wir finden ihn im Evangelio an der Tafel eines vornehmen reichen Pharisäers, eines Obersten der Pharisäer, wie Lucas es aus-

drückt. Er nahm an den Freuden einer Hochzeit Theil, war immer heiter, hatte ein Herz, das jedem edlen Vergnügen offen stand, und Niemand war gegen die Annehmlichkeiten eines lehrreichen Umgangs und gegen die Seligkeiten der Freundschaft empfindlicher, als er. Es ist also gewiß, verstehen wir die Lehre Jesu, stellen wir uns sein eignes Beyspiel zum Muster vor, so ist es Christen nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten, sich mit den Angelegenheiten dieses Lebens zu befassen.

Aber es ist auch eben so gewiß, daß uns das Christenthum unsre wahre Glückseligkeit nicht hier, sondern erst in einem bessern Leben erwarten lehrt, und uns befiehlt, nach jener höhern Seligkeit mit allem Eifer zu streben. So sehr auch Jesus und seine Apostel darauf dringen, daß wir uns nach unserm Stande den Angelegenheiten dieses Lebens mit allen dem Eifer widmen sollen, den man von nützlichen Menschen und guten Bürgern erwartet: so lassen sie doch unsern Geist keineswegs immer auf dieser Erde verweilen, und erlauben ihm nicht, sich in den engen Raum dieses Lebens einzuschliessen. Sie machen uns auf den geringen Werth der Güter dieses Lebens, auf die Eitelkeit der Ehre vor Menschen, auf die Flüchtigkeit und Kürze aller sinnlichen Freuden aufmerksam. Sie erinnern unsern Geist an seinen hohen Ursprung, lehren ihn empfinden, wie wenig ihn alles befriedigen kann, was dieser Erdboden hat, erwecken in ihm das Verlangen nach höhern und bessern Freuden, zeigen ihm diese beßre Glückseligkeit in einem andern Leben, und ermuntern ihn, durch Weisheit und Tugend sich derselben immer würdiger zu machen. Es ist also gewiß, daß uns das Christenthum die Sorge für die Seligkeit des künftigen Lebens zur wichtigsten Pflicht macht, und unsre ganze Seele auf dieselbe hinrichtet.

Sollen wir uns nun nach der Lehre Jesu, M. Z., auf der einen Seite der Sorge für die Dinge dieses Lebens nicht entziehen, und doch gleichwohl auf der andern die Sorge für die Seligkeit des künftigen Lebens zu unserm Hauptgeschäfte machen: so folgt, daß die Verbindung dieser beiden Dinge keine unmögliche Sache seyn müsse. Denn stünde jenes Bestreben nach der Seligkeit des bessern Lebens in einem Widerspruch mit der Sorge für die Angelegenheiten des gegenwärtigen: wie könnte beides von uns gefordert, beides uns in der Schrift empfohlen werden? Wäre es nicht möglich, in seinen täglichen Geschäften fleissig und treu, in der Verbesserung seiner Umstände geschäftig und thätig, in dem Genuß sinnlicher Vergnügungen heiter und froh zu seyn, und doch auch mit aller Sorgfalt und Aufmerksamkeit nach dem Himmel zu streben, und zu schaffen, daß man selig werde: so würde die Schrift Widersprüche lehren, und Jesus, unser Herr, Unmöglichkeiten verlangen. Ist es aber widersi...nig, so etwas auch nur zu vermuthen: so lasset uns eingestehen, M. Z., daß die Verbindung, von welcher die Rede ist, allerdings eine mögliche Sache sey, und die Schuld nur an uns liege, wenn wir auf der einen oder andern Seite ausschweifen, uns entweder der Welt ganz entziehen, oder ihr nur allein uns widmen, und darüber unsre wahre Wohlfahrt vergessen.

Und so werden wir vorbereitet genug seyn, um entscheiden zu können, wie nun die Verbindung der Sorge für dieses Leben mit der Sorge für unsre Seligkeit zu machen sey; oder wie wir es anzufangen haben, wenn die Geschäftigkeit in unserm Beruf, unser Streben nach Vergrösserung unsers Eigenthums, unsre Begierde nach Ehre, und der Genuß irdischer Freuden uns nicht hindern sollen, weise, gut und fromm zu wer-

den, und in diesen Vollkommenheiten immer zuzunehmen.

Wir können also die Geschäftigkeit in unserm Beruf mit der Sorge für unsre Seligkeit verbinden, wenn unser Beruf an sich nichts Unerlaubtes enthält, wenn wir ihn mit möglichster Treue abwarten, und wenn wir endlich alle unsre Arbeiten aus Gehorsam und Liebe zu Gott und Jesu, und aus herzlichem Wohlwollen gegen unsre Brüder verrichten. Wären unsre Beschäftigungen an sich etwas Unerlaubtes, zweckten unsre Arbeiten und Bemühungen darauf ab, Andern ihr Eigenthum zu entreissen, ihre Sitten zu vergiften, ihren Untergang zu befördern: so ist an sich klar, daß ein solcher Beruf — doch warum brauch ich dieses ehrwürdige Wort von einer schändlichen Sache! — es ist an sich klar, sag ich, daß solche Missethaten unmöglich mit der Sorge für eine ewige Wohlfahrt vereinbar seyn können. Denn was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit; was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß; wie stimmt Christus mit Belial. Ist hingegen unser Beruf an sich löblich und gottgefällig, das heißt, trägt er auf irgend eine Art etwas bey, die menschliche Wohlfahrt und Glückseligkeit zu befördern: so werden wir ihn schon dadurch mit der Sorge für unsre Seligkeit verbinden können, wenn wir ihn mit möglichster Treue abwarten. Denn zu jener Weisheit, zu jener Frömmigkeit und Tugend, die wir uns hier erwerben sollen, wenn wir dort glücklich seyn wollen, gehört ja auch ein nützlicher Fleiß, eine aufmerksame Geschäftigkeit in nützlichen Verrichtungen, ein thätiger Eifer für alles Gute, es bestehe, worin es wolle. Unser Beruf sey also noch so gering, er betreffe Dienstleistungen und Geschäfte, die blos die vergänglichen Dinge dieser Erde angehen: erfüllen wir ihn redlich

und treu, so handeln wir weise und tugendhaft, so verknüpfen wir ihn mit der Sorge für die ewige Wohlfahrt unsrer Seele. Aber wir können noch weiter gehen; wir können die Arbeiten, die unser Beruf uns auflegt, sogar in wahre Verehrung Gottes und Jesu verwandeln, und sie zur Gelegenheit machen, bey welcher wir christliche Weisheit und christliche Frömmigkeit ausüben und beweisen. Es kömmt nämlich hier auf die Gesinnungen und Absichten an, mit welchen wir alles verrichten. Gewöhnen wir uns, bey allen unsern Geschäften an Gott und Jesum zu denken, und sie deswegen treu zu verrichten, weil es der Wille Gottes ist, daß wir nach unsern Kräften Gutes schaffen sollen; lassen wir uns durch herzliches Wohlwollen gegen unsre Mitbrüder antreiben, alle unsre Fähigkeiten auf eine nützliche Art anzuwenden, und zur gemeinen Glückseligkeit beyzutragen, so viel wir können: so werden alle unsre Geschäfte ein Dienst, den wir Gott und Jesu erweisen, so verwandeln wir dadurch unser ganzes Thun in jene christliche Tugend, welche die beste Vorbereitung auf das künftige Leben ist. Nicht die öffentlichen Uebungen der Andacht, nicht unser Beten und Singen in unsern Häusern, nicht der blosse Genuß des Abendmahls Jesu sind wahre christliche Frömmigkeit. Du irrest dich sehr, mein christlicher Mitbruder, wenn du glaubst, daß diese Dinge zur Sorge für deine Seele schon genug sind. Liebe, Liebe zu Gott und Menschen ist das grosse Gebot, das uns Jesus gegeben hat. Und diese Liebe kannst du nirgends vollkommner beweisen, als durch treue Abwartung deines Berufs; nirgends kannst du also mehr für deine Seele sorgen, als wenn du alle deine Geschäfte aus Liebe zu Gott und Jesu, und zum allgemeinen Nutzen so gewissenhaft und redlich verrichtest, als dir nur immerhin möglich ist.

Aber eben so läßt sich auch die Sorge für die Vermehrung unsers Eigenthums mit der Sorge

für unsre Seele verknüpfen, wenn wir unser Vermögen blos durch rechtmässige Mittel vermehren, und es als eine Sache betrachten, bey deren Gebrauch wir gute Absichten befördern sollen. Das emsigste Bestreben, sich Vermögen zu erwerben, läßt sich mit der Sorge für die Seele verbinden, wenn wir gewissenhaft dabey verfahren, und unser Eigenthum nur durch solche Mittel zu vergrössern suchen, der wir uns vor Gott und Menschen nicht zu schämen haben. Freilich findest du, der du deinen Mitbruder vervortheilest, wo du kannst, der du durch schändliche Künste Reichthümer erwirbst, der du das Spiel zu einem Gewerbe machst, der du deine Gewalt zu Erpressungen mißbrauchst, Schwierigkeiten, dein Streben nach Reichthum mit der Sorge für deine Seele zu verbinden. Du fühlst es selbst, daß du bey einer solchen Verfassung an der Seligkeit des bessern Lebens kein Recht hast; dein Gewissen muß die Vortheile, die du dir machst, für schändlichen Gewinn erklären; und Gott verhüte, daß du dieses Gefühl je verlierst, daß dein Gewissen jemals aufhöre, dir die Unmöglichkeit, bey solchen Ausschweifungen weise und gut zu werden, vorzustellen! Wohl aber dir, der du dein Eigenthum durch Arbeitsamkeit, durch Klugheit, durch nützliche Dienste, die du dem Vaterland leistest, durch Sparsamkeit und weise Eintheilung vermehrest. Denn eben dadurch, daß du diese Tugenden beweisest, sorgst du für deine Seele, und bildest sie zu jener Vollkommenheit, die sie für das künftige Leben sich hier erwerben soll. Aber ferne sey es von uns, M. Z., daß wir, wie der Habsüchtige und Geitzige, unser Eigenthum blos sollten vermehren, aber nicht gebrauchen wollen. Soll die Sorge für dasselbe mit der Sorge für unsre Seele verbunden werden können, so lasset uns auch durch den Gebrauch unsers Vermögens besser zu werden suchen; lasset es uns zur Beförderung guter

Absichten, zur weisen Erziehung unsrer Kinder, zur Unterstützung der Dürftigen und Nothleidenden, zur Beförderung nützlicher Anstalten, zur Erweiterung unsrer Kenntnisse anwenden, und den Reichthum, den uns entweder glückliche Umstände, oder Klugheit und Fleiß verschaft haben, als ein Mittel betrachten, Gutes zu thun. Dann werden wir selbst durch unsre Sorge für die Güter dieses Lebens uns Schätze im Himmel sammeln, deren Genuß uns dann erwarten wird, wenn wir unsre Schätze auf Erden verlieren werden.

Es läßt sich auch unser Streben nach Ehre mit der Sorge für unsre Seligkeit verbinden, wenn wir allein durch wahre Verdienste nach dem Beyfall Andrer trachten, und den Beyfall Gottes und Jesu aller Ehre bey Menschen vorziehen. Trachten wir nur durch wahre Verdienste nach dem Beyfall Andrer, so ist dies ohne Weisheit und Tugend nicht möglich; denn nur diese beyden Vorzüge machen unsre wahre Würde aus. Auf diesem Weg aber nach Ehre streben, was heißt es anders, M. Z., als für die Seligkeit des künftigen Lebens sorgen, die wir ohne Weisheit und Tugend nicht erlangen können. Suchen wir dadurch die Hochachtung unsrer Mitbrüder zu erwerben, daß wir uns durch alles das auszeichnen, was wirklich Beyfall verdient, so kann Eitelkeit, und Stolz, und Ehrgeitz, und Ruhmsucht, so können alle die Fehler, welche der Sorge für unsre Seele zuwider seyn würden, sich ohnehin unsers Herzens nicht bemächtigen, so werden wir auch, wenn die Menschen uns verkennen sollten, den Beyfall Gottes und Jesu aller Ehre bey der Welt vorziehen, und zufrieden seyn, wenn wir wissen, daß wir dem gefallen, der uns einst richten wird. Und nach dieser Ehre lasset uns alle streben, so wir anders im Ernste für unsre Seele sorgen; lasset uns den Beyfall dessen zu

erhalten suchen, der allein unsre Herzen kennt, bey dem kein Ansehen der Person ist, den kein leerer Schein blendet, und dessen Gnade in Ewigkeit unser Glück seyn wird.

Beschäftigen wir uns mit den Angelegenheiten dieses Lebens auf die jetzt beschriebene Weise, so werden wir endlich auch den Genuß der Freuden, die uns hier sich darbieten, mit der Sorge für die Seligkeit des künftigen Lebens verbinden können; denn wir werden sie nicht anders, als mässig und weise, und mit Dankbarkeit gegen Gott den Geber geniessen. Es ist der Wille dessen, der die Natur mit Pracht und Schönheit schmückt, der den Erdboden mit tausend Gütern erfüllt, der uns Sinne giebt, seine Wohlthaten zu empfinden, und einen Geist, sie zu schätzen und sich ihrer zu freuen, es ist der Wille dieses unsers Vaters im Himmel, daß wir den Reichthum seiner Güte nicht fühllos verachten, und nicht ungebraucht lassen sollen. Werden wir die mannichfaltigen Freuden, die seine Güte uns hier schon bereitet hat, mässig und weise geniessen; sie als Menschen geniessen, die die Lehre Jesu kennen, und sein Beyspiel ehren: so werden sie uns zum Gefühl jener höhern Seligkeiten vorbereiten, die uns im Himmel aufbehalten sind. Und wie können wir besser für unsre Seele sorgen, als wenn wir bey jedem Vergnügen, das uns zu Theil wird, uns an den erinnern, von dem alles Gute kömmt, und unser Herz zu dem frohen Gefühl einer dankbaren Freude über seine Güte gewöhnen, die wir ewig empfinden, und immer mehr sollen bewundern lernen. Geniessen wir die Freuden dieses Lebens so, so werden sie unsre Seele nicht berauschen, sondern erquicken, nicht niederdrücken, sondern zu Gott erheben, nicht durch schändliche Gefühle entweihen, sondern mit heiliger Ehrfurcht und Dankbarkeit erfüllen, so werden wir

selbst in den heitersten Stunden unsers Lebens und bey unsern Vergnügungen Gott ehren, und unsre Seligkeit schaffen. Gott lehre uns alle Dinge dieses Lebens so benutzen und gebrauchen, daß wir dadurch weiser und besser werden, so werden wir selbst dadurch für unsre Seele sorgen, daß wir unsern Beruf verrichten, daß wir an der Vermehrung unsers Eigenthums arbeiten, daß wir nach dem Beyfall Andrer trachten, daß wir das Gute mit frohem Herzen geniessen, das er uns zufliessen läßt. Und zu dieser führe Gott uns alle durch Jesum Christum unsern Herrn; Amen.

39.

Am dritten Sonntage nach Trinitatis.

Es ist bekannt, M. Z., wie sehr unsre Begriffe von dem Werth und der Würde der Dinge durch die Tyranney der Gewohnheit und der Mode verändert werden. Sollen wir bestimmen, was recht, was gut, was anständig sey; sollen wir entscheiden, welche Parthey man bey zweifelhaften Fällen zu ergreiffen, und was man vorzuziehen habe; sollen wir über das, was Andre gewählt, gethan und ausgeführt haben, ein Urtheil fällen: so richten wir uns nicht etwan nach den Aussprüchen der Vernunft, wir nehmen nicht etwan die Gesetze der Religion zur Richtschnur; wir sehen immer nur auf das, was der allgemeine Ausspruch billigt. Die herrschenden Vorurtheile, die eingeführte Gewohnheit, die Gebräuche und Einrichtungen, die wir von Jugend auf gesehen und befolgt haben, behaupten eine so grosse Gewalt über uns, daß sie fast überall den Ausschlag geben, daß sie selbst dann den Sieg davon tragen, wenn unsre Vernunft das Gegentheil behauptet, und etwas anders verlangt. Unmöglich könnten wir einen so grossen Werth auf Dinge legen, die vor dem Richterstuhl der Wahrheit elende Kleinigkeiten, oder gar noch etwas schlechteres sind; unmöglich könnten wir den klärsten Forderungen der Pflicht und der

Klugheit mit so vieler Uebereinstimmung und Hartnäckigkeit entgegen handeln; unmöglich könnten die Begriffe von dem, was anständig, gut und rühmlich ist, bey verschiedenen Völkern, und in verschiedenen Zeiten und Ländern, so weit von einander abweichen, und so oft mit einander streiten, wenn Vorurtheil, Gewohnheit und Mode nicht mächtiger wären, als die Vernunft, wenn das Gefühl, welches durch die eingeführten Sitten in uns gebildet worden ist, nicht fast immer und allein entschiede.

Unter allen den Entscheidungen, die aus dieser Quelle fliessen, scheinen mir die, welche den Werth und die Würde unsrer Geschäfte betreffen, die wichtigsten, M. Z., und in der That auch die nachtheiligsten zu seyn. Die Natur hat feste bestimmte Grundsätze, nach welchen leicht ausgemacht werden kann, welche Art, unsre Kräfte zu gebrauchen, welche Beschäftigung und Thätigkeit unter allen die würdigste ist, und den meisten Beyfall verdient; sie läßt jeder Gattung von Geschäft Gerechtigkeit widerfahren, und beurtheilt sie alle nach dem Einfluß, den sie auf die Erreichung der letzten und höchsten Absicht haben, auf die unsre Bestrebungen gerichtet seyn sollen. Aber welche Verwirrung richten Gewohnheit und Mode hier an! Durch ihren Ausspruch, durch die Tyranney, mit welcher sie das menschliche Geschlecht beherrschen, erhalten läppische Kindereyen ein ehrwürdiges Ansehen, elende Kleinigkeiten ein grosses Gewicht, schädliche Bestrebungen den Ruhm wahrer Verdienste, und der traurigste Mißbrauch des Lebens das Lob, welches der Tugend gebührt. Dagegen ist es eben diese Tyranney, eben diese allgewaltige Macht der Gewohnheit, was mit den heilsamsten Arbeiten Geringschätzung verknüpft, was die nützlichsten Geschäfte für etwas Erniedrigendes erklärt, was gerade den edelsten Arten der Thätigkeit den untersten Rang an-

weiſet, und die meiſten von der Schuldigkeit losſpricht, dieſelben zu äuſſern.

Denn was iſt edler, ich bitte euch, was iſt erhabner und würdiger, als Weisheit und Tugend zu befördern, als an der Erleuchtung und Beſſerung ſeiner Brüder zu arbeiten, als etwas dazu beyzutragen, daß die menſchliche Natur ihre Hoheit fühlen, und nach dem Ziele ſtreben lerne, das für ſie das letzte und wichtigſte iſt. Aber welchen Rang weiſet Gewohnheit und Mode ſolchen Beſchäftigungen an? Giebt es nicht unzählige Menſchen, die weit nöthigere und weit wichtigere Dinge thun zu müſſen glauben, die ihr Streben nach Reichthum, nach Ehre und nach Vergnügen für eine weit gröſsre Angelegenheit halten? Giebt es nicht Leichtſinnige, die der Meinung ſind, für die Beſſerung der Menſchen zu ſorgen, ſey das Geſchäft der Lehrer, der Prediger, der Erzieher; ihnen könne man nicht zumuthen, ſich mit etwas abzugeben, das ihres Amts nicht ſey? Giebt es nicht ſogar Thoren, die ſich zu erniedrigen, die ihre vornehme Geburt und ihren hohen Stand zu beſchimpfen meinen, wenn ſie an der Beſſerung ihrer Nebenmenſchen arbeiten, wenn ſie etwas thun und bewirken ſollen, was darauf Beziehung hat? Höret die Stimme der Vernunft und der Religion, M. Br. Wendet eure Augen auf das groſſe Muſter im heutigen Evangelio, erinnert euch daran, warum die erhabenſte Perſon im Himmel und auf Erden unter den Menſchen erſchienen iſt, was der Sohn Gottes betrieben, welches Geſchäft er für das würdigſte, für das Werk ſeines Vaters erklärt hat: und ihr werdet leicht entſcheiden können, was auch ihr zu thun habt, wenn ihr die edelſte unter allen menſchlichen Beſchäftigungen nicht vernachläſſigen wollet. Doch ihr werdet ſchon merken, daß es heute meine Abſicht iſt, euch dies zu Gemüthe zu führen, euch daran zu erinnern, daß

Andre zu bessern, unter allen unsern Geschäften das würdigste sey. Lasset uns also ohne weitere Umschweife zu einer Betrachtung übergehen, die so wichtig ist; vorher aber den, der dem grossen Geschäft, das menschliche Geschlecht zu bessern, alles gewidmet, alles aufgeopfert hat, um seinen Beystand bitten in stiller Andacht.

Evangelium: Luc. XV. v. 1—10.

Es naheten aber zu ihm allerley Zöllner und Sünder, daß sie ihn höreten. Und die Pharisäer und Schriftgelehrten murreten und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an, und isset mit ihnen. Er sagte aber zu ihnen dies Gleichniß, und sprach: Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schaafe hat, und so er der eines verlieret, der nicht lasse die neun und neunzig in der Wüsten, und gehe nach dem verlornen, bis daß ers finde? Und wenn ers funden hat, so leget ers auf seine Achseln mit Freuden. Und wenn er heim kommt, rufet er seinen Freunden und Nachbarn, und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaaf funden, das verloren war. Ich sage euch: Also wird auch Freude im Himmel seyn über einen Sünder, der Buße thut, vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. Oder, welch ein Weib ist, die zehen Groschen hat, so sie der einen verlieret, die nicht ein Licht anzünde, und kehre das Haus, und suche mit Fleiß, bis daß sie ihn finde? Und wenn sie ihn funden hat, rufet sie ihren Freundinnen und Nachbarinnen, und spricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe meinen Groschen funden, den ich verloren hatte. Also auch, sage ich euch, wird Freude seyn vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut.

Einen stärkern Beweis, wie sehr Vorurtheil, Gewohnheit und Mode das würdigste unter allen Geschäften, das Geschäft, Menschen zu bessern, herabzusetzen und verächtlich zu machen pflegen, kann man nicht verlangen, M. Z., als derjenige ist, welchen das vorgelesene Evangelium enthält. Mit Unwillen und Geringschätzung betrachten die Schriftgelehrten und Pharisäer in demselben Jesum, weil er römische Zollbediente, weil er Leute von niedrigem Stande, weil er heidnische Personen, die be-

gierig nach seinen Belehrungen waren, und Bereitwilligkeit äusserten, sich zu bessern, nicht von sich wies, weil er mit freundlicher Herablassung sich nicht weigerte, ihnen zu Hilfe zu kommen. Sie murreten, sagt das Evangelium, und sprachen: dieser nimmt die Sünder an, und isset mit ihnen. Sie hielten es also für etwas Erniedrigendes und Schimpfliches, an der Besserung unglücklicher Menschen zu arbeiten, die ihr Stolz zu verachten pflegte, weil es die Mode so mit sich brachte, weil die eingeführte Gewohnheit einem Mann von Stand und guten Sitten es untersagte, sich mit Zöllnern und Sündern abzugeben. Wie rührend, und zugleich wie treffend ist aber die Vorstellung, mit der sich Jesus vertheidigt; wie ehrwürdig erscheint in seiner Schutzrede das Geschäft, Menschen zu bessern; mit welchem Nachdruck stellt er es als das erhabenste und würdigste vor, das man besorgen kann; als ein Geschäft, dessen der Himmel selbst sich freut, über dessen Erfolg die Engel Gottes frohlocken! Ach es giebt noch immer Leichtsinnige, die dies nicht achten, und Verblendete, die es nicht einsehen. Ich werde mich daher heute absichtlich bey dieser Sache verweilen, und euch den Satz zu Gemüthe führen, daß die Bemühung, Andre zu bessern, unter allen unsern Beschäftigungen die würdigste sey. Um mehr als einer Ursache willen kann man dies behaupten. Ich werde daher diese Ursachen anführen, oder, welches einerley ist, den Satz beweisen, daß die Bemühung, Andre zu bessern, unter allen unsern Beschäftigungen die würdigste sey. Hernach will ich euch aber denselben auch zu Gemüthe führen, ich will euch zu bedenken geben, welche Verbindlichkeiten aus dieser Wahrheit für euch entspringen.

Die wü digste unter allen unsern Beschäftigungen nenne ich die Bemühung, An-

dre zu bessern; ich behaupte, den wahren Adel seiner Natur, sein Gefühl für die erhabensten Absichten; und die größte Weisheit bey der Anwendung und dem Gebrauch seiner Fähigkeiten könne ein Mensch nicht deutlicher, nicht glücklicher zeigen, als dadurch, daß er an der Besserung Andrer arbeite, als dadurch, daß er das Seinige beytrage, das Licht der Wahrheit in Andern anzuzünden, die Liebe zum Guten in ihnen zu erwecken, und sie zur treuen Beobachtung alles dessen, was Pflicht ist, zu ermuntern und zu gewöhnen. Es läßt sich leicht beweisen, daß kein andres Geschäft, es habe Namen, wie es wolle, ehrwürdiger und erhabner sey, als dieses; denn unsre edelsten Kräfte sind wirksam; wir arbeiten für den erhabensten Endzweck; wir befördern den dauerhaftesten Nutzen; wir nehmen Theil an dem grossen Werke Christi; wir leben und handeln in Gemeinschaft mit Gott selber, wenn wir zur Besserung Andrer geschäftig sind: Ursachen genug, warum diese Bemühung unter allen die würdigste seyn muß.

Unsre edelsten Kräfte sind wirksam, wenn wir zur Besserung Andrer geschäftig sind, dies ist die erste Ursache, warum diese Bemühung unter allen die würdigste ist. Denn das fällt in die Augen, M. Z., daß Geschäfte, die nichts weiter fordern, als Stärke des Leibes, die sich durch die Anwendung unsrer Hände und Glieder verrichten lassen, ohne daß unser Geist viel dabey zu denken, und unser Herz viel dabey zu empfinden hätte, unter allen die niedrigsten sind, so nöthig und unentbehrlich sie auch seyn mögen; bey ihnen sind blos diejenigen Kräfte unsers Wesens in Thätigkeit, die wir mit den unvernünftigen Thieren gemein haben. Unsre Geschäfte werden dagegen in eben dem Grade edler, würdiger, dem eigentlichen Vorzug unsrer Natur

gemäßer, in welchem zu ihrer Ausführung Ueberlegung und Nachdenken erforderlich ist, in welchem wir Gelegenheit haben, unsre Vernunft zu üben, gute Gesinnungen zu äussern, eine uneigennützige Denkungsart zu beweisen, und uns als Wesen zu zeigen, die höhere Vortheile und grössere Güter kennen, als die vergänglichen Güter der Erde. Je mehr uns ein Geschäft Veranlassung giebt, auf diese Art und mit diesen Fähigkeiten unsers Geistes wirksam zu seyn, desto mehr erhebt es uns über unsre thierischen Mitgeschöpfe, desto mehr erscheinen wir dabey als Wesen höherer Art, desto sichtbarer wird in demselben die grosse Würde, der wir fähig sind. Aber wo, ich bitte euch, wo sind diese edlern Kräfte unsrer Natur mehr in Bewegung, wo wirken sie lebhafter und harmonischer, wo wird ihre Vortreflichkeit anschaulicher, als wenn wir daran arbeiten, einen oder mehrere unsrer Mitbrüder zu bessern? Wie strengt unsre Vernunft sich an, wie bietet sie alles auf, was in ihrem Vermögen steht, welches Licht geht aus ihr hervor, wenn uns daran liegt, einen Unwissenden zu belehren, einen Irrenden zurechte zu weisen, einen Wahrheitsliebenden aufzuklären über die wichtigsten Angelegenheiten! Welcher Eifer erwärmt unser Herz, welches Wohlwollen regt sich in unserm Busen, wie lebhaft ist das Spiel unsrer edelsten Neigungen, wenn wir Andre mit der Ehrfurcht, mit der Liebe, mit der reinen innigen Ergebenheit gegen Gott und Jesum, gegen Rechtschaffenheit und Tugend erfüllen wollen, die wir selbst empfinden! Mit welcher Behutsamkeit gehen wir zu Werke, welche Klugheit, welche feine Geschmeidigkeit, die alles ergreift, alles benutzt, alles zu Hilfe nimmt, beweisen wir, wenn es uns am Herzen liegt, einen Unglücklichen von seinen Fehlern zu befreyen, einem Schwachen im Guten Beystand zu leisten, einen Wankenden zu befestigen! Nein, nie wird der Adel unsers Geistes, nie wird die hohe

göttliche Kraft, die im Heiligthum unsrer Seele wohnt, sichtbarer, als wenn wir uns für die Besserung und das geistige Wohl Andrer verwenden; dieses Geschäft ist schon darum das würdigste, weil unsre edelsten Kräfte dabey wirksam sind.

Wir arbeiten aber auch bey demselben für den erhabensten Endzweck. Die Absichten aller andern Geschäfte, M. Z., suchen wir nicht um ihrer selbst, sondern um einer andern Ursache willen. Wir bauen das Land nicht, um es gebaut zu haben, sondern um ihm unsern Unterhalt abzugewinnen. Wir betreiben mancherley Künste, nicht um sie betrieben zu haben, sondern um unsre Bedürfnisse dadurch zu befriedigen. Wir lernen eine Menge von Wissenschaften, üben eine Menge von Geschicklichkeiten, lassen uns in eine Menge von Verbindungen ein, nicht weil wir blos Kenntnisse besitzen, Geschicklichkeiten haben, in Verbindungen stehen wollen, sondern weil wir mancherley Vortheile, Bequemlichkeiten und Vergnügungen davon erwarten. Erinnert euch an das erhabenste Geschäft, mit welchem die bürgerliche Gesellschaft die höchste Ehre, und das meiste Ansehen verknüpft hat, an das Geschäft, ganze Länder und Völker zu regieren; auch hier werdet ihr bemerken müssen, daß man es nicht um sein selbst willen besorgt, sondern daß es blos das Mittel seyn soll, das gemeine Beste zu bewirken. So ists, M Z., die Absichten, auf welche unsre Geschäfte gerichtet sind, beziehen sich ohne Ausnahme immer wieder auf andre und höhere, sind immer wieder etwas Beßrem unterworfen. Aber nun denket an die Absicht, die wir vor Augen haben, wenn wir an der Besserung unsrer Brüder arbeiten. Der Vorzug, den wir ihnen da zu verschaffen suchen, die freye Wirksamkeit der Vernunft, die wir bey ihnen befördern, die Ehrfurcht gegen ihre Pflicht, die wir in ihnen erwecken, die edle Selbstbeherrschung, zu

der wir ihnen verhelfen, die weise, strenge, unbefleckte Rechtschaffenheit, zu der wir sie gewöhnen, die Tugend mit einem Worte, die wir in ihren Seelen pflanzen wollen, hat ihren eignen, innern, unvergleichbaren Werth, kein Gut der Sinne kann derselben an die Seite gesetzt, viel weniger vorgezogen werden, sie ist das Höchste und das Letzte, das nicht um einer andern Ursache, sondern um sein selbst willen verlangt wird, das wir achten, bewundern, schätzen müssen, wenn auch nicht der geringste Vortheil für unsre Neigungen damit verknüpft wäre. Habt ihr jemals etwas dazu beygetragen, Andre vom Bösen zurückzuhalten, und zum Guten zu ermuntern: so werdet ihr aus Erfahrung wissen, wie groß sich unser Geist dünkt, welches wunderbare Gefühl seiner Würde ihn erhebt, mit welchem edlen Muth er sich über alles Vergängliche emporschwingt, wenn er sich das Zeugniß geben kann, er habe im Dienste der Tugend gearbeitet, er habe in einer menschlichen Seele die Liebe zu ihr erweckt. Wie kann es auch anders seyn, unser Geist muß seine Würde fühlen, wenn wir Andre bessern, denn dann betreibt er das wichtigste Geschäft, er arbeitet für den erhabensten Endzweck.

Und zugleich befördert er den dauerhaftesten Nutzen. Jede gute Bemühung, jede vernünftige Anwendung unsrer Kräfte ist nützlich, M. Z., und bringt irgend einen Vortheil hervor. Aber dieser Vortheil ist gemeiniglich sehr vergänglich, er besteht oft in einer sehr bald vorübergehenden Befriedigung unsrer Bedürfnisse, in einer augenblicklichen Stillung unsrer Wünsche. So ists bey allen denen, welche ihre Kräfte dem Ackerbau, oder nützlichen Handthierungen, oder den mannichfaltigen Künsten des Vergnügens widmen; sie arbeiten blos für den Körper und unsre Neigungen, und der Nutzen, den sie stiften, ist unbeständig, und tausend Unfällen

unterworfen. Denket an eine Art der Beschäftigung, an welche ihr wollet, untersuchet den Vortheil, der dadurch bewirkt wird, ihr werdet eingestehen müssen, daß er allezeit in einem Gute besteht, das nicht immer seinen Werth behält, das unter gewissen Umständen, das wenigstens beym Tod aufhört, nützlich zu seyn. Aber so geringfügig, so flüchtig, so hinfällig ist der Nutzen nicht, den wir dann stiften, wenn wir Andre bessern. Im eigentlichsten Sinne arbeiten wir da für Zeit und Ewigkeit. Ist es uns gelungen, eine Seele für das Gute zu gewinnen, Weisheit, Tugend und Frömmigkeit in ihr zu pflanzen, so mag der Lauf der menschlichen Dinge sie zum glänzendsten Glück erheben, oder in den Abgrund des tiefsten Elends stürzen, sie mag in häuslicher Stille leben, oder im Geräusch öffentlicher Geschäfte, sie mag sich in irdischen Verbindungen befinden, oder in den Himmel abgerufen werden, die Wohlthat, die wir ihr erzeigt, der Vortheil, den wir ihr verschaft haben, verläßt sie nirgends, folgt ihr überall nach, ist ihr überall brauchbar, ist ihr edelster Vorzug auf Erden, und begleitet sie in die beßre Welt. O wundert euch nicht, daß selbst vor den Engeln Gottes im Himmel Freude ist über einen Sünder, der Busse thut. Es giebt keine grössere, keine wichtigere, keine seligere Veränderung für die menschliche Seele, als Besserung; mit ihr ist der Grund zur höchsten Wohlfahrt in Zeit und Ewigkeit gelegt. Das Geschäft, Andre zu bessern, ist auch darum das würdigste, weil wir bey demselben für den dauerhaftesten Nutzen arbeiten.

Setzet hinzu, daß wir dadurch Theil an dem grossen Werke Jesu nehmen. Denn ist Jesus nicht darum auf Erden erschienen, weil er suchen und selig machen wollte, was verloren war? Ist es nicht sein vornehmstes Bestreben gewesen, so lang er unter den Menschen lebte, diese grosse Absicht zu

befördern? Sehet ihr nicht aus dem Evangelio, daß ihn nichts, selbst die Klage, der Spott, und die Lästerung seiner vornehmsten Mitbürger nicht abhalten konnte, an der Besserung eines Jeden zu arbeiten, der sich bessern lassen wollte? Ist es nicht das letzte Geschäft gewesen, welches er bey seinem Abschied von der Erde besorgte, eine Einrichtung zu treffen, welche die wirksamsten Mittel der Besserung über das ganze Geschlecht der Menschen verbreiten sollte? Ist es endlich nicht der letzte Endzweck seiner Weltregierung, das Reich der Wahrheit, der Tugend und des Friedens immer mehr zu erweitern, und die Zahl der weisen, guten und eben daher auch glücklichen Menschen unaufhörlich zu vergrössern? An diesem Werke nehmen wir also Theil, M. Br., wenn wir etwas beytragen, Andre zu bessern; dann betreiben wir die grosse Sache, die dem Sohne Gottes würdig schien, sich mit unsrer Natur zu bekleiden und die größten Mühseligkeiten dieses Lebens zu übernehmen; dann verwenden wir uns für den erhabnen Endzweck, für welchen er mit einem Eifer, mit einer Treue, mit einer Standhaftigkeit, die ohne Beyspiel war, sich aufopferte; dann folgen wir dem erhabensten Wesen nach, das jemals auf Erden gelebt und gehandelt hat. Kann es eine würdigere Beschäftigung geben, als die, welcher der Sohn Gottes alles widmete, was er hatte; werden wir unsre Kräfte weiser, besser und anständiger gebrauchen können, als wenn wir sie dem erhabensten Werke widmen, das unter den Menschen ausgeführt wird, dem grossen Werke Jesu?

Doch die Sache Jesu ist eigentlich Gottes Werk; wir handeln also in Gemeinschaft mit Gott selber, wenn wir uns bemühen, Andre zu bessern. Denn worauf, saget es selbst, worauf bezieht sich alles, was Gott geschehen läßt und thut; was soll sie ausrichten und befördern jene rastlose, alles um-

fassende, alles regierende Wirksamkeit, die er auf Erden beweiset? Erleuchtung, Bildung, Veredlung der Menschen, dies, dies ist das grosse Ziel, nach welchem alles hinstrebt, dies ist der Mittelpunct, in welchem alle Anstalten Gottes sich vereinigen und zusammentreffen. Darum überhäuft er uns mit seinen Wohlthaten, darum unterrichtet er uns durch das grosse Schauspiel der Natur, darum umgiebt und züchtigt er uns mit heilsamen Uebeln, darum bringt er uns in den Wirbel abwechselnder Veränderungen, darum hat er uns seinen Sohn vom Himmel gesandt, und uns ausserordentliche Offenbarungen seines Willens geschenkt; alles soll dazu dienen, uns aufmerksam zu machen, uns Licht zu geben, unsre Kräfte zu erwecken, unser Herz zu bilden, uns zu erheben über die Herrschaft thierischer Lüste, und für ein beßres Leben uns zu erziehen. In die genaueste Gemeinschaft mit dem Urheber und Regierer der Welt tretet ihr also, Edle, Ehrwürdige, gesegnete Mitglieder unsers Geschlechts, die ihr den grossen Endzweck habt, das bey einzelnen eurer Brüder zu befördern, was Gott bey allen bewirken will. Wie erhaben ist euer Geschäft, es ist Gottes Werk; es ist unter allen Werken Gottes das, welches er selbst für das Wichtigste erklärt hat, woran ihm selbst das Meiste gelegen ist. Darum ist der Himmel selbst auf euch aufmerksam; daher segnen euch die Engel Gottes, und jauchzen über euren Sieg, wenn ein Sünder durch euch bewogen wird, Busse zu thun!

Vielleicht hätte ich nicht einmal so viel sagen sollen, M. Z., als ich bisher gesagt habe, um euch den Satz zu beweisen, daß die Bemühung, Andre zu bessern, unter allen unsern Beschäftigungen die würdigste sey. Ist nur einiges Gefühl von dem Vorzug in uns, den unsre Natur besitzt, hat der Zauber sinnlicher Lust uns nicht ganz bethört, und bis zum Thier erniedrigt: so bedarf die Wahrheit,

von der ich rede, keiner weitläuftigen Beweise; so sagt es uns unsre Vernunft mit unwiderstehlichem Nachdruck, daß wir uns unmöglich würdiger beschäftigen können, als wenn wir uns beeifern, unsern Brüdern zu der Würde zu verhelfen, welche sie als Menschen haben sollen. Aber so deutlich dies auch seyn mag, wir vergessen es unaufhörlich, wir werden durch das Geräusch und die Menge andrer Beschäftigungen so betäubt, daß wir an die Bemühung, Andre zu bessern, gar nicht, oder immer nur zuletzt denken. Ich kann also nicht umhin, euch die Wahrheit, daß diese Bemühung unter allen unsern Beschäftigungen die würdigste ist, zu Gemüthe zu führen, euch zu bedenken zu geben, welche Verbindlichkeiten aus derselben für euch entspringen. Und hier habt ihr denn zuerst zu überlegen, daß sich keiner von euch weigern darf, dieses edle Geschäft zu übernehmen. Denn wie, wolltet ihr euch selbst erniedrigen, wolltet ihr den Adel eurer Natur verläugnen, wolltet ihr euch weigern, das zu thun, wobey ihr allein mit euern besten Kräften geschäftig seyn, wobey ihr allein den erhabensten Endzweck befördern, wobey ihr allein den dauerhaftesten Nutzen schaffen, wobey ihr allein in Gemeinschaft mit Gott und Jesu handeln könnet? Bedauern, ach bedauern müßten wir euch, wenn ihr in dem elenden Wahn stündet, das Geschäft, Andre zu bessern, sey blos uns aufgetragen, die wir das Evangelium Jesu lehren, blos uns komme es zu, Andre zu unterrichten, zu ermahnen, zu ermuntern, und die Liebe zum Guten auszubreiten. Fühlet ihr nicht, daß ihr uns auf diese Art den erhabensten Vorzug abträtet, den ein Mensch besitzen kann, daß ihr euch auf diese Art schimpflich erniedrigen und eure wahre Würde verläugnen würdet? Wer du auch bist, im welchem Stande du auch lebest, zu welchem Geschlecht du auch gehöreſt, hat Gott dir Vernunft geschenkt, so

hat er dich berufen, jedem der schwächer ist, damit beyzustehen, und ihn zu belehren; hat Gott dir Gefühl für Rechtschaffenheit und Tugend geschenkt, so hat er dich berufen, es allen denen mitzutheilen, denen es noch fehlt; hat Gott dir vortheilhafte Umstände geschenkt, wo du auf Andre wirken, wo du ihnen beykommen und sie kräftig lenken kannst, so hat er dich berufen, ihr Freund, ihr Lehrer, ihr Führer zu seyn, und sie zu bessern. Wer von uns darf vorgeben, daß dieser Beruf ihm nicht zu Theil geworden ist; wem sagt es sein Bewußtseyn nicht, daß die Fähigkeiten in ihm sind, durch die er Andern bey ihrer sittlichen Bildung zu Hilfe kommen kann; wer darf sich also weigern, ein Geschäft zu übernehmen, das unter allen menschlichen Bemühungen die edelste, die erhabenste, die würdigste ist?

Hat dies seine Richtigkeit, so habt ihr zu bedenken, daß man vor allen Dingen selbst gebessert seyn muß, wenn man Andre bessern will. Grosse, wichtige Erinnerung! Unläugbar ists, jeder von uns soll zu der Summe des sittlichen Guten auf Erden seinen Beytrag geben, jeder soll ein Beförderer der wahren Tugend bey seinen Brüdern werden; unerläßlich ist diese Pflicht; wir verläugnen die Würde unsrer Natur, wir verabsäumen das edelste und wichtigste aller Geschäfte, wenn wir sie nicht erfüllen. Aber wie, wie wollet ihr diese Pflicht erfüllen, wenn ihr selbst noch ungebessert seyd; wie wollet ihr Andern helfen, wenn ihr selbst noch Hülfe bedürfet; wie wollet ihr Andern den Weg zeigen, den ihr selbst nicht wisset; oder wofern ihr ihn wisset, mit welcher Stirne wollet ihrs Andern zur Pflicht machen, ihn zu gehen, wenn ihr ihn selbst nicht gehen wollet! Wie seyd ihr zu bedauern, Unglückliche, die ihr euern Lastern dienet! Ach nach einem Leben voll Mühe, nach einem Leben, das vielleicht eine Kette mannichfaltiger Geschäfte war, wer-

det ihr einst von der Erde verschwinden, ohne für das wichtigste aller Geschäfte auch nur das Geringste gethan zu haben, ohne nur fähig gewesen zu seyn, etwas dafür zu thun. Sollte nicht dieser Gedanke ein Antrieb für uns seyn, auf unsre Besserung mit allem Ernste zu denken, um an der edelsten unter allen Bemühungen, um an der grossen Sache des Sohnes Gottes, um an dem Werke, welches der Regierer der Welt selbst betreibt, wirksamen Antheil zu nehmen? Sollte dieser Gedanke nicht insonderheit euer Herz rühren, Jünglinge, die ihr euch recht eigentlich dem Geschäfte gewidmet habt, einst als Lehrer der Religion, als Erzieher der Jugend, als Vorsteher und Richter des Volks, als Handhaber der Gerechtigkeit und guter Ordnung an der Besserung eurer Brüder zu arbeiten? Man muß selbst gebessert, man muß selbst ein guter Mensch seyn, man muß durch sein Beyspiel und Leben wirken können, wenn man Andre bessern soll. O daß Gott euch die Wichtigkeit und die Würde eurer Bestimmung bey Zeiten möchte fühlen lassen, o daß er euch bey Zeiten zu edlen, brauchbaren Werkzeugen seiner Gnade für das kommende Geschlecht heiligen möchte! Jeder der es fühlt, jeder dem es sein Gewissen sagt, auch er sey verpflichtet, an der würdigsten unter allen Bemühungen, an dem Geschäft einer wahren Menschenbesserung Theil zu nehmen, der überlege es wohl, daß man vor allen Dingen selbst gebessert seyn muß, wenn man Andre bessern will.

Ist die Bemühung, Andre zu bessern, unter allen unsern Geschäften die würdigste: so werdet ihr euch in euern Verhältnissen umzusehen haben, um die Gelegenheiten kennen zu lernen, wo ihr auf diese Art geschäftig seyn könnet. Da euch Gott die Fähigkeiten und den Beruf geschenkt hat, zur Erleuchtung und Besserung Andrer etwas beyzutragen, so hat er es ge-

wiß auch nicht an Gelegenheiten fehlen lassen, wo ihr diese Fähigkeiten üben und diesem Beruf folgen könnet. Werfet nur einen aufmerksamen Blick auf die Umstände und Verbindungen, in denen ihr lebet, und ihr werdet es bald wahrnehmen, wie zahlreich die Veranlassungen sind, wo ihr etwas thun könnet, was auf das sittliche Wohl eurer Brüder einen Einfluß hat. Sollte es nicht Menschen geben, die an euch besonders gewiesen sind, die auf euch merken, und sich nach euch richten? Wollet ihr thätig werden für das würdigste aller Geschäfte, so belehret diese durch euern Umgang, bessert sie durch euer Beyspiel, und wendet euer Verhältniß mit ihnen auch zur Wohlfahrt ihrer Seelen an. Sollte euer Gewerbe, eure Kunst, euer Amt, sollte der bestimmte Platz, welchen ihr in der menschlichen Gesellschaft einnehmet, euch nicht zu einer Menge von allerley Geschäften verpflichten, die ihr vor Andern, und in Verbindung mit ihnen zu verrichten habt? Wollet ihr thätig werden für das würdigste aller Geschäfte, so untersuchet, ob ihr mit der Verrichtung eurer gewöhnlichen Arbeiten nicht weit höhere Endzwecke verknüpfen könnet; so treibet euer Gewerbe so, übet eure Kunst so aus, und verwaltet euer Amt so, daß ihr überall ein Beyspiel der christlichen Rechtschaffenheit aufstellet, daß ihr jedem, der mit euch zu thun hat, unvermerkt eure guten Gesinnungen einflösset, daß ihr in jedem, der sich euch nähert, wenigstens eine gewisse Ehrfurcht gegen die Tugend erwecket. Sollte der gewöhnliche Gang der Dinge, sollte ein glücklicher Zufall nicht oft Umstände herbeyführen, die es euch möglich machen, oder auch wohl gar auffodern, auf die Seelen Andrer zu wirken, und zu ihrer Besserung etwas zu thun? Wollet ihr thätig werden für das wichtigste aller Geschäfte, so lasset solche günstige Veranlassungen nicht vorbey, ohne zur Lehre, zur Warnung, zur Ermunterung, zur Befestigung Andrer etwas zu veranstalten und

zu

zu sagen. Wahrlich bey den mannichfaltigen, immer wechselnden und unaufhörlich fortwährenden Verknüpfungen, in welche Gott uns mit so vielen Menschen gebracht hat, kann es uns nie an Gelegenheiten fehlen, wo wir ohne Zudringlichkeit, ohne unverständigen Eifer, ohne den Verdacht einer tadelnswürdigen Scheinheiligkeit zu erwecken, an der Verbesserung Andrer arbeiten, wo wir wenigstens durch unser Beyspiel nützlich werden, und der Tugend Ehre machen können.

Doch hiebey habt ihr noch besonders zu überlegen, daß ihr dieses wichtige Geschäft ohne alle Ausnahme bey denen zu verrichten habt, die in einer nähern Verbindung mit euch stehen. Denn so abgesondert, so losgerissen, so einzeln lebt nicht leicht Jemand auf Erden, daß ihm nicht wenigstens einige Menschen näher angehen, und auf irgend eine Art mit ihm zusammenhängen sollten. Sehet euch also nicht erst weit um, wo ihr das edle Geschäft, zur Besserung Andrer etwas beyzutragen, verrichten wollet. Habt ihr einen Gatten, nicht umsonst hat Gott euch mit ihm verknüpft, es soll euch am Herzen liegen, an seiner Bildung zu arbeiten, und gemeinschaftlich mit ihm im Guten zu wachsen. Hat Gott euch Kinder geschenkt, nicht umsonst habt ihr dieses wichtige Gut empfangen, hier ists, wo ihr alles anwenden sollet, daß der Saame des Guten bey Zeiten ausgestreut und gepflegt werde, hier sollt ihr durch Ansehen, durch Beyspiel, durch alle nur mögliche Mittel zur Besserung wirken; denn Gott wird die Kinder, die er euch gab, einst von eurer Hand fodern. Habt ihr einen Freund, nicht umsonst hat euch Gott in dieses Verhältniß gesetzt; wahrlich es soll mehr seyn, als eine bloße Verbindung zum Vergnügen; wollt ihr den heiligen Namen der Freundschaft nicht entweihen, so muß sie das grosse Mittel

seyn, durch wechselseitiges, freymüthiges und wohlwollendes Ermahnen, Warnen und Erinnern im Guten zu wachsen, und immer neue Fortschritte zu machen. Habt ihr über Jemand Aufsicht zu führen, und sind euch Andre empfohlen, nicht umsonst hat Gott alles so gelenkt; er wird euch einst zur Verantwortung ziehen, wenn ihr die Gelegenheit, die zu bessern, die euch so nahe waren, ungenützt lasset. Urtheilet selbst, welches Gericht dem Unglücklichen bevorsteht, wider welchen einst die auftreten werden, die ihm auf Erden die nächsten waren, den sie vor dem Richterstuhle Gottes beschuldigen werden, daß er zu ihrer Besserung nichts gethan, oder, wohl gar durch seine Laster sie ins Verderben gestürzt habe!

Doch dies erinnert mich eben an das Letzte, was ich euch bey der Wahrheit, daß die Bemühung, Andre zu bessern, unter allen unsern Beschäftigungen die würdigste sey, noch zu Gemüthe zu führen habe; bedenket es nämlich wohl, daß sie unter allen unsern Geschäften die reinste, selbst unsern Tod versüßende Zufriedenheit schenkt. Ihr sehet, wie nachdrücklich Jesus im Evangelio von dieser Freude redet, und wisset, wie lebhaft er sie selbst empfand, mit welcher himmlischen Ruhe er am Ende seines Lebens sagen konnte: ich habe dich verkläret auf Erden, o Vater, und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ichs thun sollte. Sie mögen uns jetzt wichtig scheinen, M. Z., die Bemühungen, mit denen wir nach Reichthum, Vergnügen und Ehre streben, es mag uns zu einer grossen Genugthuung gereichen, wenn diese Geschäfte glücklich von Statten gehen, und mit erwünschtem Erfolg verknüpft sind: aber es wird eine Zeit kommen, wo sie ihren Werth vor unsern Augen verlieren, wo sie uns in ihrer ganzen Eitelkeit erscheinen, wo wir einsehen werden, daß nichts, nichts von uns geschehen ist,

wenn wir blos sie betrieben haben. Ach nach ganz andern Dingen wird unser brechendes Auge sich umsehen, ganz andre Dinge werden wir vollendet zu haben wünschen, wenn wir einst scheiden sollen. Soll wahre Zufriedenheit, und reiner Genuß euch zu Theil werden, wollet ihr einst mit der Ueberzeugung die Erde verlassen, daß auch ihr euer Werk glücklich vollendet habt, und eine frohe Aufnahme in der bessern Welt finden werdet: so müsset ihr wissen, daß ihr euch und Andre gebessert, daß ihr für den würdigsten Endzweck gearbeitet, daß ihr an der Sache Gottes und Christi Theil genommen habt. Wenn Freude vor den Engeln Gottes im Himmel ist über einen Sünder der Busse thut, mit welcher Freude werden die Bewohner der bessern Welt euch einst empfangen, wenn ihr hier für sie gelebt, hier für sie gewirkt habt, wenn ihr die Lehrer und Retter vieler geworden seyd, die schon vor euch hergegangen sind, oder euch noch folgen werden. O das Labsal, der Wahrheit und der Tugend einen Sieg verschaft, und etwas beygetragen zu haben zur Besserung eurer Brüder, erquicke euch noch im Tode; dann werdet ihr ruhen, M. Br., von eurer Arbeit, und eure Werke werden zu ewig dauernden Belohnungen euch folgen; Amen.

40.

Am Johannistage.

Ich kenne kein Schauspiel, M. Z., das für den aufmerksamen Beobachter, das insonderheit für den Christen, welcher wahren Eifer für alles Gute empfindet, lehrreicher und herzerhebender wäre, als der Anblick eines grossen tugendhaften Mannes unter einem lasterhaften Volk, und in einem verderbten Zeitalter. Die Geschichte aller Völker enthält traurige Zeitpuncte eines allgemeinen Verfalls, die dem Auge des Betrachtenden nichts weiter darstellen, als herrschende Laster; wo es überall auf empörende Beweise einer ausgearteten Religion, einer entweder schwachen und ohnmächtigen, oder grausamen und tyrannischen Regierung, und eines niederträchtigen, mit allen Ausschweifungen befleckten Pöbels fällt; wo sich die menschliche Natur in einer Entstellung, in einer Versunkenheit zeigt, die nothwendig Unwillen und Abscheu erwecken muß. In einem solchen Zeitalter, mitten unter Elenden, die man ohne Verachtung unmöglich sehen kann, einen Weisen zu finden, der frey ist von dem allgemeinen Verderben, der, umgeben mit allen Arten der Verführung, der Tugend treu bleibt, der durch den Adel seiner Gesinnung, durch die Reinigkeit seiner Sitten, durch die Würde seines Verhaltens, und durch die Grösse seiner Verdienste über alle seine Zeitgenossen hervorragt, und den milden Glanz eines höhern We-

sens in menschlicher Gestalt um sich her verbreitet, einen solchen Heiligen mitten unter verworfnen Sündern anzutreffen: welch ein Anblick ist das; wie fühlt das gekränkte, durch die Wahrnehmung eines ganzen verkehrten Geschlechts so tief verwundete Herz sich angezogen und erquickt; zu welcher Bewunderung wird der betrachtende Geist hingerissen, und mit welcher Rührung verweilt er bey dem Edeln, der das Laster so mächtig beschämt und besiegt, und die Ehre der menschlichen Natur so glücklich rettet!

Dieses angenehme grosse Schauspiel bietet uns der heutige Tag dar, M. Z. Denn er ist dem Andenken eines Mannes gewidmet, der in einem der verderbtesten Zeitalter, und unter einem der elendesten und versunkensten Völker das Beyspiel einer Tugend aufstellte, welche der Gegenstand einer allgemeinen Aufmerksamkeit und Bewunderung wurde. Die Religion kann nicht leicht ausgearteter und unwirksamer, die Sitten eines Volks können nicht leicht ausschweifender und roher, der Zustand einer bürgerlichen Gesellschaft kann nicht leicht bedenklicher, und in allen seinen Theilen verworrener seyn, als dies alles im jüdischen Lande war, da Johannes, der Herold und Vorbote des allgemeinen Retters der Menschen, aus seiner Wüste hervortrat, und seine lasterhaften Mitbürger zur Besserung aufforderte. Welch eine Erscheinung war der junge Mann, der mit dem Ernst eines Propheten, mit dem Feuereifer des strengen Elias, und weit erhoben über die Laster seines weichlichen Zeitalters, auf einmal die Einsamkeit verließ, in der er seine Jünglingsjahre mit stillen Betrachtungen und unter harten Uebungen zugebracht hatte! Er that kein Wunder, kein ausserordentlicher Erfolg kündigte ihn an, die Neugierde fand nichts bey ihm, was sie befriedigen konnte; aber sein Ernst, seine Tugend, seine Strenge,

die das Laster angrif, demüthigte, bestrafte, er mochte es finden, wo er wollte, es mochte in Purpur gekleidet seyn, und auf dem Throne sitzen, oder im Staube leben, dieses seltne, in seiner Art einzige Beyspiel sittlicher Reinigkeit und Grösse wirkte mit einer Kraft, welche die ganze Nation ergrif, welche von Hohen und Niedrigen empfunden wurde, welche die Vorstellung erweckte, er sey vielleicht selbst der grosse von Gott gesandte Retter, den man schon so lang erwartet hatte.

Nimmt man den aus, M. Z., dessen Vorläufer Johannes war, und von dem er selbst sagte, er sey nicht werth, ihm die Schuhriemen aufzulösen: so hat die Tugend wohl nie einen schönern Sieg erhalten, als hier; so ist es wohl nie deutlicher geworden, wie viel sie durch sich selbst vermag, wie gewaltig sie die Herzen der Menschen an sich reißt, welche Achtung und Ehrfurcht sie selbst einem verdorbenen Zeitalter abnöthigt, als durch den grossen Mann, dem das heutige Fest heilig ist; die ausserordentliche Kraft des guten Beyspiels ist nirgends sichtbarer und in die Augen fallender, als in der Geschichte Johannis. Ist es Leichtsinn, M. Z., oder trauriger Mangel an Männern, wie Johannes war, oder schädliches Mißtrauen gegen die Aechtheit der menschlichen Tugend überhaupt, was uns hindert, die Kraft des guten Beyspiels so aufmerksam zu betrachten, und uns durch dieselbe so rühren zu lassen, wie es geschehen sollte? Ist es nicht offenbar, daß es Vielen gar nicht beyfällt, darüber nachzudenken, was und wie viel sich durch ein gutes Beyspiel ausrichten lasse; daß Andre, wenn sie auch die Kraft desselben im Allgemeinen einräumen, doch nicht anzugeben wissen, worin sie eigentlich bestehe; daß endlich der Gedanke, durch ein solches Beyspiel selbst auf Andre wirken zu wollen, nur von Wenigen gefaßt, und von noch weit Wenigern ausgeführt

wird? Nein, das Fest des edlen Mannes, der nichts anders hatte, und nichts anders brauchen wollte, um sich Einfluß zu verschaffen, als seine reine, strenge, ungeheuchelte Tugend, können wir unmöglich würdiger feyern, als wenn wir von ihm lernen, welche Ueberlegenheit, welches Vermögen zu wirken, welche wohlthätige Kraft, die Herzen der Menschen zu lenken und zu rühren, wir durch wahre Tugend erlangen, wie wichtig für die Absichten Gottes, und für das Wohl unsrer Brüder wir dadurch werden können. Möchte sichs heute an uns allen bewähren, daß ein gutes Beyspiel selbst nach Jahrhunderten noch kräftig ist; möchte das Muster dessen, den Jesus selbst unter allen, die von Weibern geboren sind, für den größten erklärte, uns erwärmen zu lebendigem Eifer für alles Gute, und zu herzlicher Liebe gegen den, dessen Vorläufer er war. Wir wollen den Herrn, vor welchem er hergieng, um diese Gnade anflehen in stiller Andacht.

Evangelium, Luc. I. v. 57 — 80.

Und Elisabeth kam ihre Zeit, daß sie gebären sollte; und sie gebar einen Sohn. Und ihre Nachbarn und Befreundten höreten, daß der Herr grosse Barmherzigkeit an ihr gethan hatte; und freuten sich mit ihr. Und es begab sich am achten Tage, kamen sie zu beschneiden das Kindlein; und hiessen ihn nach seinem Vater Zacharias. Aber seine Mutter antwortete und sprach: Mit nichten; sondern er soll Johannes heissen. Und sie sprachen zu ihr: Ist doch Niemand in deiner Freundschaft, der also heisse. Und sie winkten seinem Vater, wie er ihn wollte heissen lassen. Und er forderte ein Täfelein, schrieb und sprach: Er heisset Johannes. Und sie verwunderten sich alle. Und alsbald ward sein Mund und seine Zunge aufgethan, und redete, und lobete Gott. Und es kam eine Furcht über alle Nachbarn; und dieß Geschichte ward alles ruchbar auf dem ganzen jüdischen Gebirge. Und alle, die es höreten, nahmen es zu Herzen, und sprachen: Was meinest du, will aus dem Kindlein werden? Denn die Hand des Herrn war mit ihm. Und sein Vater Zacharias war des heiligen Geistes voll, weissagete und sprach: Gelobet sey der Herr, der Gott

Israel, denn er hat besuchet und erlöset sein Volk. Und hat uns aufgerichtet ein Horn des Heils in dem Hause seines Dieners Davids. Als er vor Zeiten geredet hat durch den Mund seiner heiligen Propheten: Daß er uns errette von unsern Feinden, und von der Hand aller, die uns hassen; Und die Barmherzigkeit erzeigete unsern Vätern, und gedächte an seinen heiligen Bund; und an den Eid, den er geschworen hat unserm Vater Abraham, uns zu geben: daß wir erlöset aus der Hand unserer Feinde, ihm dieneten ohne Furcht unser Lebenlang, in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist. Und du Kindlein wirst ein Prophet des Höchsten heissen; du wirst vor dem Herrn hergehen, daß du seinen Weg bereitest, und Erkenntniß des Heils gebest seinem Volk, die da ist in Vergebung ihrer Sünden. Durch die herzliche Barmherzigkeit unsers Gottes, durch welche uns besüchet hat der Aufgang aus der Höhe. Auf daß er erscheine denen, die da sitzen in Finsterniß und Schatten des Todes, und richte unsre Füsse auf den Weg des Friedens. Und das Kindlein wuchs, und ward stark im Geist; und war in der Wüsten, bis daß er sollte hervor treten vor das Volk Israel.

Sehr wichtig und groß war, wie ihr aus dem vorgelesenen Evangelio sehet, M. Z., die Bestimmung Johannis; ein Prophet des Höchsten sollte er seyn; er sollte vor dem Herrn hergehen, und ihm den Weg bahnen; er sollte dem unwissenden und lasterhaften Volk, unter welchem der Sohn Gottes erscheinen mußte, Erkenntniß des Heils geben, und es zur willigen Aufnahme desselben vorbereiten. Bemerket, daß die Art, wie Johannes dieser grossen Aufträge sich entledigte, völlig neu und in ihrer Art einzig war. Wundervolle Thaten waren die Beglaubigung, durch welche die Propheten ihre göttliche Sendung, und die Ansprüche, welche sie machten, zu rechtfertigen pflegten. Johannes verläßt diesen gewöhnlichen Weg; die ausserordentliche Tugend, die er von Jugend auf bewiesen hat, der erhabne Ernst, mit welchem er auftritt, und sein Lasterhaftes Zeitalter erinnert und bestraft, das untadelhafte Beyspiel der uneigennützigsten Rechtschaffenheit, welches er aufstellt, vertritt bey ihm die Stelle

der Wunder; der beschämten, überführten, erstaunten Nation fällt es gar nicht bey, eine andre Beglaubigung von ihm zu verlangen; die Gewalt seiner Tugend ist so unwiderstehlich, und bringt so allgemeine und tiefe Eindrücke hervor, daß ihn jedermann für den erkennt, der er war, für einen von Gott gesandten Verbesserer des Volks, für einen Vorboten der größten und wichtigsten Veränderungen. Sehet da die unglaubliche Kraft des guten Beyspiels, sehet da, was die Tugend vermag, sobald sie ungeheuchelt und ächt ist! Hier huldigt ihr ein lasterhaftes verwildertes Volk; Herzen, die nichts rühren zu können schien, vereinigen sich zu ihrer Verehrung; jedermann fühlt ihre göttliche Würde und ihren himmlischen Ursprung. Wohlan, lasset uns den Gedächtnißtag des grossen Mannes, der sich blos durch seine Tugend einen so ausgebreiteten Einfluß verschafte, durch Betrachtungen über die Kraft des guten Beyspiels heiligen. Lasset uns untersuchen, worin diese Kraft besteht; wie es zugeht, daß ein gutes Beyspiel so viel ausrichtet und wirkt. Hernach wollen wir sehen, wozu uns diese Kraft verbindet, was uns obliegt, wenn es wahr ist, daß ein gutes Beyspiel so viel vermag.

Es wird nicht nöthig seyn, daß ich erst weitläuftig erkläre, was das gute Beyspiel sey, von welchem hier die Rede ist. Die wahre Tugend, wiefern sie sich vor den Augen der Menschen durch pflichtmässige Handlungen äussert, verdient nämlich allein diese ehrenvolle Benennung. Wer in den Verhältnissen, in welchen er steht, das ist, was er seyn soll; wer nicht blos ausübt, was die Gesetze Gottes und der Vernunft ihm vorschreiben, sondern es auch mit der edlen Uneigennützigkeit, mit der reinen Achtung, und mit dem lebendigen Eifer thut, mit welchem Johannes handelte: der giebt ein gutes Beyspiel, ein Beyspiel, das bey der strengsten Prü-

fung die Probe hält, und keine Untersuchung scheuen darf. Von einem solchen Beyspiel nun behaupte ich, es habe eine ganz eigne Kraft, es wirke mit einem fast unglaublichen Vermögen, es richte gemeiniglich weit mehr aus, als alle andere Mittel, womit man die Herzen der Menschen zu lenken sucht. Je sonderbarer dies dem ersten Anblick nach scheinen mag: desto nöthiger ist es, daß wir untersuchen, worin diese, durch die Erfahrung allerdings bewährte Kraft des guten Beyspiels eigentlich besteht, wie es zugeht, daß es so viel vermag? Alles läßt sich hier auf fünf Hauptpuncte zurückführen, M. Z. Das gute Beyspiel erweckt, belehrt, überzeugt, ermuntert und siegt; lasset uns bey jedem dieser Puncte einige Augenblicke verweilen.

Kraft hat das gute Beyspiel schon darum, weil es erweckt, weil es die Aufmerksamkeit aller derer reitzt, die es gewahr werden. Johannes war kaum öffentlich aufgetreten, er hatte kaum seine Stimme erhoben, als ganze Mengen sich um ihn her versammelten, und das ganze Land anfieng, seine Augen auf ihn zu werfen. Und wer darf sich über den schnellen Eindruck wundern, den seine Erscheinung hervorbrachte? Die Grundsätze, die er vortrug, die Forderungen, die er that, die Sitten, die er zeigte, die Strenge, mit der er lebte, der Ernst, der an ihm sichtbar war, der uneigennützige freymüthige Eifer, mit welchem er Hohen und Niedrigen die Wahrheit sagte, alle diese Dinge waren so unerwartet, und wichen von der herrschenden Weichlichkeit und Lasterhaftigkeit so weit ab, daß sie nothwendig auffallen, und ein merkwürdiger Gegenstand für Jedermann werden mußten. Mehr oder weniger kommt dieses Eigenthümliche, von der gewöhnlichen Art zu denken und zu handeln Abweichende bey jedem guten Beyspiel vor, M. Z. Je besser es ist, je mehr es sich durch Reinheit, Genauigkeit und Standhaftig-

keit auszeichnet, desto weiter entfernt es sich von dem herrschenden Eigennutz, von der allgemeinen Nachlässigkeit, von den lasterhaften Sitten, denen die grosse Menge der Menschen ergeben ist. Allein eben daher kann es auch nicht unbemerkt bleiben. Der gleichgültige, seinen Lüsten dienende Haufe erwacht, und fühlt sich gestört in seiner Trägheit, sobald Jemand da ist, der durch Selbstbeherrschung, Fleiß und pflichtmässiges Betragen sich über ihn erhebt; auch der verdorbenste Mensch kann sich nicht enthalten, wenigstens ein aufmerksamer Zuschauer zu seyn, wenn von Andern etwas Gutes und Grosses geschieht; zu selten ist dieses Schauspiel, es hat zu viel Anziehendes, es regt das sittliche Gefühl, welches in jeder Brust verborgen liegt, zu gewaltig an, als daß man nicht begierig werden sollte, wenigstens Erkundigung einzuziehen. Was blosser Unterricht, was Worte nicht vermögen, das vermag das gute Beyspiel. Mit einer stillen und doch unwiderstehlichen Kraft erschüttert es alles um sich her; man kann nicht gleichgültig bleiben, sobald es irgendwo erscheint; auch in der bescheidensten Gestalt macht es überall Eindruck. Aber wie wichtig ist schon diese erste Wirkung desselben! Wie viel ist nicht bereits gewonnen, wenn nur jene Gleichgültigkeit gegen das Gute, die nicht einmal an ihre Pflichten denkt, zerstreut wird, wenn nur die Aufmerksamkeit der Menschen eine beßre Richtung erhält. Das gute Beyspiel erweckt.

Und dabey belehrt es auch. Was unsern Pflichten gemäß ist, was allen überhaupt, und jedem insbesondre obliegt, läßt sich freilich durch Worte ausdrücken, man kann sich deutlich, und ausführlich, und bestimmt über Rechtschaffenheit und Tugend erklären, und Andre genau davon unterrichten. Aber ist dieser ganze Unterricht nicht ein todter Buchstabe ohne Kraft und Leben, wenn er nicht

durch Beyspiele beseelt, und bis zu anschaulicher Klarheit gebracht wird? Hatte es nicht schon vor Johanne Lehrer der Tugend genug unter dem jüdischen Volke gegeben; hatte man die Erklärung der Gesetze Gottes nicht bis zur Spitzfindigkeit getrieben, und sich in weitläuftigen Untersuchungen darüber ausgebreitet? War aber durch alle diese Bemühungen das klare, lebendige Bild der wahren Tugend erweckt worden, das in den Seelen der Juden erwachte, sobald Johannes erschien, sobald sie das, was man ihnen bisher blos mit Worten gesagt hatte, in seinem Beyspiel wirklich dargestellt und ausgeführt erblickten? O es ist im strengsten Sinne wahr, M. Z., daß der Weg, durch Worte zu belehren, mühsam und lang, der durch Beyspiele hingegen kurz und leicht ist. Sind nicht die meisten Menschen unfähig, einen Unterricht, der blos mit Worten gegeben wird, gehörig zu fassen? Giebt es nicht Tausende, die bey dem Schalle derselben stehen bleiben, und sie dem Gedächtniß einprägen, ohne etwas dabey zu denken? Ist nicht manches, was zur Ausübung einer wahren Tugend gehört, so beschaffen, daß kein Ausdruck es ganz erreicht, daß man es schlechterdings selbst erfahren, oder doch an Andern sehen muß, wenn man es gehörig fassen will? Solltet ihrs noch nie gemerkt haben, wie viel darauf ankommt, ob ihr eine Pflicht blos dem Namen nach kennet, oder ihre Ausübung im Leben selbst schon beobachtet und gleichsam mit Augen gesehen habt; ob ein Lehrer euch blos sagt, was zu thun ist, oder euch durch sein Beyspiel alles deutlicher macht? War es endlich nicht eine Hauptabsicht, warum der Sohn Gottes vom Himmel kam, ein fehlerfreyes vollendetes Bild sittlicher Vollkommenheit aufzustellen, und an einem zuverlässigen Muster zu zeigen, was die durchaus veredelte menschliche Natur seyn, und wie sie handeln soll? Wie wichtig muß der Unterricht durch Beyspiele seyn,

wie viel Kraft muß er haben, unsrer Erkenntniß mehr Licht, Vollständigkeit und Brauchbarkeit zu geben: da es Gott selbst nöthig gefunden hat, ihn uns auf eine so ausserordentliche Art zu ertheilen; da er mit allem, was er uns von seinem Willen durch Worte kund gethan hatte, auch noch das Bild der erhabensten menschlichen Tugend in dem Beyspiele seines Sohnes verknüpft hat.

Aber noch mehr, das gute Beyspiel belehrt nicht blos, es überzeugt auch. Geschehen blos Forderungen, hält man uns unsre Pflichten blos vor, so wird unser Herz, dem daran gelegen ist, ihnen auszuweichen, tausend Zweifel dagegen zu erregen wissen; es wird die Erfüllung derselben bald für schädlich, bald für allzuschwer, bald für ganz unmöglich erklären. Aber welche Ausflucht bleibt uns übrig, wenn das, was wir leisten sollen, von Andern bereits ausgeführt worden ist, oder vor unsern Augen geschieht. Können wir uns weiter darauf berufen, daß man beym Gehorsam gegen seine Pflicht seinen wahren Vortheil verliere, wenn wir an unläugbaren Beyspielen sehen, welche Ruhe der Seele, welche Achtung, welches Ansehen, welcher Genuß die treue Ausübung des Guten begleitet? Können wir uns weiter mit unsrer Schwachheit entschuldigen, und unser Unvermögen vorwenden, um die Beobachtung unangenehmer Pflichten von uns abzuwälzen, wenn Andre mit der That beweisen, daß sich die damit verbundnen Schwierigkeiten gar wohl besiegen lassen? Dürfen wir es weiter wagen, an der Möglichkeit einer wahren Tugend zu zweifeln, wenn wir uns mit Beyspielen derselben umgeben sehen, gegen deren Aechtheit sich nichts einwenden läßt? So streng auch die Forderungen Johannis waren, so geneigt auch seine lasterhaften Mitbürger seyn mußten, Einwendungen dagegen zu machen, und ihnen ihren Beyfall zu versagen: es geschah nicht, mit

ehrerbietigem Stillschweigen hörte man ihn, man mußte sichs eingestehen, er habe recht, man war darum so ganz und völlig überzeugt, weil er alles selbst that, was er verlangte, weil er mehr leistete, als er seinen Zuhörern zumuthete, weil sein Beyspiel alle Zweifel zu Boden schlug. Nein, so weit können Worte es nimmermehr bringen; man kann unsre Vernunft durch sie gewinnen, man kann uns Beweise vorhalten, gegen die sich nichts weiter sagen läßt. Aber der Widerwille unsers Herzens ist damit noch nicht besiegt, der Vorbehalt, es lasse sich so nicht handeln, ist damit noch nicht weggeräumt. Alle Bedenklichkeiten hingegen verschwinden, sobald der rührende Glanz des guten Beyspiels hinzukommt. Dann kann die Frage gar nicht weiter seyn, ob geschehen könne, was geschehen soll; und das abgeneigte Herz fühlt die Würde, die Schönheit, die Grösse der Tugend, wenn sie durch Beyspiele anschaulich wird, viel zu stark, als daß es nicht willig werden sollte, sie selbst auszuüben.

Doch dies ist eben das Vierte, was zur Kraft des guten Beyspiels gehört; es ermuntert. Daß es keine eitle Hofnung war, was Zacharias im Evangelio von seinem Sohne sich versprach, er werde dem Herrn den Weg bereiten: das hat der Erfolg bewiesen; nimmermehr würde Jesus so viel Eingang gefunden haben, nimmermehr würde die Verbreitung der bessern Religion so schnell von Statten gegangen seyn, wenn Johannes nicht eine so heilsame Bewegung gestiftet, und das Volk für die Wohlthaten Jesu empfänglicher gemacht hätte. Aber war es nicht sein gutes Beyspiel, wodurch er diese Wirkung hervorbrachte; war es nicht seine strenge, erhabne, alles mit Ehrfurcht erfüllende Tugend, was seine Mitbürger gleichsam mit einem bessern Geist beseelte, was ihnen Lust, und Kraft, und Muth einflößte, sich über die schimpfliche Sclaverey des La-

sters zu erheben? Und o ich frage euch, die ihr noch ungebessert seyd, die ihrs wisset, daß ihr der Sünde noch dienet, ob ihr euch nicht gerührt füh=let, ob nicht eine gewisse edle Wärme euer Herz er=greift, ob sich nicht der Wunsch, wohl gar der Vor=satz in euch regt, gut und fromm zu werden, wenn euch Beyspiele der Tugend vor Augen schweben, wenn ihr zuweilen nicht umhin könnet, euch beym Anschauen einer edlen That, euch bey der Betrach=tung eines grossen ehrwürdigen Charakters, euch im Umgang mit einem weisen tugendhaften Menschen zu verweilen? Und ihr, die ihr euch das Zeugniß geben könnet, daß ihr das Gute liebet; woher, ich bitte euch, woher habt ihr diese Liebe; was hat sie in euch erweckt und genährt; was hat euch am mei=sten zu dem Eifer entflammt, jede pflichtwidrige Neigung in euch zu bekämpfen; was hat euch in diesem Kampfe gestärkt, und beym Gefühl unzähli=ger Schwierigkeiten immer wieder Muth eingeflößt? Kehret zurück mit euern Gedanken in euer verfloß=nes Leben; die ehrwürdigen Bilder tugendhafter El=tern, weiser Lehrer, edler Freunde, grosser Männer, die Bilder guter Menschen aus allerley Zeiten und Ländern, deren Beyspiel euch bekannt wurde, wer=den sich euch darstellen; ihr werdet eingestehen müs=sen, daß sie es waren, was euch belebte, stärkte, und zur Nacheiferung entflammte; ihr werdet sagen können, was und wie viel ihr jedem schuldig seyd, ihr werdet im Stande seyn, die gefährlichen Zeit=puncte eures Lebens nachzuweisen, wo ihr gewiß ver=loren gewesen wäret, wenn nicht bald die Ehrfurcht, bald die Schaam, bald Liebe gegen diesen oder je=nen edlen Mann euch gerettet, und euch im Gehor=sam gegen eure Pflicht befestigt hätte. Nein, es ist nicht möglich, guten Beyspielen nahe zu seyn, ohne ihren Einfluß zu fühlen, ohne gleichsam unwillkür=lich durch sie angezogen, umgeändert und veredelt zu werden; selbst der Böswicht fängt wenigstens an

zu heucheln, wenn er sich von lauter guten Menschen umgeben sieht; und ihr dürfet sicher darauf rechnen, daß Leichtsinn, Bosheit und Fühllosigkeit bey einem Menschen den höchsten Grad erreicht haben, wenn kein gutes Beyspiel ihn mehr rührt, wenn er fremde Tugend verachten und ihrer spotten kann.

Doch nur selten, nur selten wird dies geschehen; die Kraft des guten Beyspiels ist so groß, daß sie endlich auch siegt, und zwar auf mehr als eine Art siegt. Nichts ist gewöhnlicher, als daß der, welcher ein Beyspiel ausgezeichneter Tugend aufstellt, den Neid, die Tadelsucht und die Verläumdung reitzt, als daß man sich Mühe giebt, ihn verdächtig zu machen, und sein Ansehen zu vermindern; selbst der Sohn Gottes und sein Vorläufer Johannes haben diesen Widerspruch erfahren, selbst die sind gelästert worden. Aber die Kraft des guten Beyspiels siegt, M. Z., es kommt eine Zeit, wo die Nattern des Neides und der Bosheit sich wider die Elenden selber kehren, welche den Unschuldigen verletzen wollten; wo bald die Zeitgenossen, bald die Nachwelt dem verkannten Tugendhaften Gerechtigkeit widerfahren lassen, und sein Bild in dem Tempel des Verdienstes und der Unsterblichkeit aufstellen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß dem, welcher durch seine Tugend wirken, bessern und Einfluß äußern will, von allen Seiten her widerstanden wird, als daß er bald in der Trägheit, bald in den Leidenschaften und Lastern der Menschen gewaltige Hindernisse findet; wie hat der Sohn Gottes, wie hat sein Vorläufer Johannes mit diesen Hindernissen gekämpft, wie heftig hat man sich ihnen widersetzt! Aber die Kraft des guten Beyspiels siegt, M. Z., es kommt eine Zeit, wo man es doch einsieht, der Tugendhafte habe recht, wo man gerührt von seiner Großmuth, beschämt durch sein Wohlwollen, überwunden von seiner Standhaftigkeit, nachgiebt,

und

und Lehre annimmt, und seinem Muster folgt. Nichts scheint offenbarer zu seyn, als daß die Wirksamkeit des Tugendhaften aufhört, wenn der Tod ihn aus den Augen der Menschen entrückt; es schien aus zu seyn mit dem Sohne Gottes und mit seinem Vorläufer, als dieser enthauptet und jener gekreutziget war. Aber die Kraft des guten Beyspiels siegt auch hier, M. Z., selbst die Macht der Zeit, selbst die Gewalt vieler Jahrhunderte, selbst der Zwischenraum ganzer Länder und Welttheile vermag nichts über sie. Erwärmen sich an dem Beyspiel der grossen Männer des Alterthums nicht noch die spätesten Nachkommen? Dient das herzerhebende Muster guter und edler Menschen, sie mögen gelebt haben, wann und wo sie wollen, nicht zur Ermunterung, so lange ihr Andenken übrig bleibt? Ist die Summe guter Beyspiele, die jemals auf Erden gegeben worden sind, nicht ein gemeinschaftliches Gut, das ohne Rücksicht auf Volk und Land, und Zeit, und andre Zufälligkeiten von Jedermann benutzt wird? Wächst die Wirksamkeit des guten Beyspiels nicht fast in eben dem Grade, in welchem es nach Zeit und Ort entfernt ist, in welchem allerley kleine Umstände, die es in der Nähe verdunkeln konnten, nach und nach verschwunden sind, und seinem Glanze nicht mehr schaden? Wunderbare Gewalt, hinreissender unwiderstehlicher Zauber, den Gott in gute Beyspiele gelegt hat, wo ist das Herz, das dich nicht fühlen, wo ist der Elende, der dich nicht anerkennen sollte! Auf euch, ehrwürdige Muster dessen, was gut und groß ist, heftet sich unser Blick, so bald ihr irgendwo erscheinet; ihr gebt uns Licht und Ueberzeugung; ihr erfüllet uns mit Kraft und Muth; ihr sieget selbst über unsre Widersetzlichkeit; ganze Völker und Zeitalter begeistert euer Einfluß, und Jahrhunderten trotzt eure nie geschwächte Dauerhaftigkeit.

Doch vergeblich würden wir die Kraft des guten Beyspiels kennen und bewundern, M. Z., wenn wir nicht auch fragen wollten, wozu sie uns verbindet, wenn wir nicht untersuchen wollten, was uns obliegt, wenn es wahr ist, daß das gute Beyspiel so viel vermag? Davon lasset mich also noch reden, lasset mich die Pflichten kürzlich nennen, die aus der bisherigen Betrachtung gleichsam von selbst fliessen. Und hier ist denn Dankbarkeit gegen Gott unstreitig das Erste, wozu sie uns ermuntern muß. Denn sollen wir beym Anblick einer Einrichtung, die so wunderbar und heilsam ist, sollen wir bey der entzückenden Uebersicht der unzählbaren Beyspiele edler Gesinnungen, grosser Tugenden und rühmlicher Thaten, welche die Geschichte des menschlichen Geschlechts aufstellt, nicht unsern Geist vor allen Dingen zu ihm erheben, dem Vater des Lichts, zu ihm, dem Urheber alles dessen, was gut und groß ist, und seine alles umfassende Wirksamkeit, seine zuvorkommende Liebe auch hier erkennen und preisen? Ist er es nicht, der jeden guten Menschen sendet, bildet, und zur Beglückung Andrer braucht? Ist er es nicht, der unsrer Schwachheit dadurch aufhilft, daß er uns mit belehrenden, überzeugenden, ermunternden Beyspielen aller Art umgiebt, und uns dadurch Kraft und Muth einflößt? Ist er es nicht, der solche Beyspiele mit der weisesten Vorsicht durch alle Zeiten, Völker, Stände, Geschlechter und Alter vertheilt, damit überall etwas sey, was die Trägen erwecke, die Gleichgültigen erwärme, die Fähigen entflamme, die Kämpfenden unterstütze? Ist er es nicht, der durch tausend weise Einrichtungen dafür gesorgt hat, daß das Andenken guter Beyspiele erhalten werde, und die Kraft derselben durch die entferntesten Jahrhunderte, und nach den verschiedensten Richtungen sich fortpflanze und wirke? Ist er es nicht, der so viel edle Männer, so viel Propheten des Alterthums

ganz besonders mit seinem Geiste beseelt, und sie zu Erhaltern der Wahrheit, und zu ermunternden Mustern einer reinen Tugend gebildet hat? Ist er es endlich nicht, dessen Barmherzigkeit wir es verdanken, daß selbst der Ausgang aus der Höhe uns besucht hat, daß in der Person seines Sohnes die höchste sittliche Vollkommenheit in sichtbarer Gestalt auf Erden erschienen, und das allgemeingültige Vorbild für alle die geworden ist, die sich bessern wollen? Boten Gottes, zu unserm Besten gesandt, wohlthätige Freunde, durch die er uns erinnern, leiten und zu Hilfe kommen will, lasset uns in denen erkennen, M. Br., die uns ein gutes Beyspiel geben, mit Rührung und Dankbarkeit lasset uns an ihn denken, so oft wir den heilsamen Einfluß solcher Beyspiele empfinden.

Aber eben daher, weil ihre Kraft so groß ist, lasset uns auch Achtung und Vertrauen gegen die menschliche Natur fassen. Ach der traurigen Erfahrungen sind so viel, die den Glauben an die Würde unsrer Natur, und an die Aechtheit der menschlichen Tugend schwächen; die uns den Verdacht einflössen, das, was man Rechtschaffenheit und Edelmuth nenne, sey nichts weiter als eine täuschende Schminke; das menschliche Herz sey und bleibe verdorben, und überlasse sich seinen wilden Trieben, so bald es nichts zu fürchten habe, so bald es durch keine äußre Gewalt eingeschränkt werde. Ist euch an eurer Zufriedenheit etwas gelegen, habt ihr noch Ehrfurcht gegen den Urheber und Schöpfer eures Wesens, wollet ihr nicht genöthigt seyn, euch selbst mit Verachtung anzusehen: so beuget vor, daß dieses Mißtrauen gegen die menschliche Natur und Tugend sich eures Herzens nicht bemächtige. Und was könnet ihr diesem unseligen Argwohn besser entgegensetzen, als die Kraft des guten Beyspiels. O es ist unläugbar, allgemeine Achtung, allgemeine

Ehrfurcht, allgemeine Liebe, eine Anhänglichkeit, ein Wohlwollen, das bis zur Begeisterung steigt, erwirbt sich der edle Mann, der öffentliche Proben seiner Rechtschaffenheit und seiner gemeinnützigen Thätigkeit ablegt; für ihn erklärt sich, wer nicht ganz verworfen ist, und oft genug besiegt er selbst verdorbne Herzen. Wie ist dies möglich, wenn die menschliche Natur so verdorben, so durchaus verächtlich und niedrig ist, als ihr sie vorstellet, menschenfeindliche Zweifler; woher diese Empfänglichkeit für gute Eindrücke, woher die edle Wärme, in die sie durch rühmliche Beyspiele so leicht versetzt werden kann, wenn nicht Fähigkeit und Sinn für das Gute in jedem Herzen wohnt, wenn unser Wesen bey allen seinen Fehlern nicht dennoch Gottes Bild an sich trägt? Und würde die Geschichte so voll seyn von edlen Mustern aller Art; würde die Erfahrung euch auf dem Throne, in öffentlichen Aemtern, in allen Verhältnissen des Lebens, in dem engern Zirkel eures Hauses und eurer Familie so viele Menschen zeigen, denen ihr eure Hochachtung, eure Zärtlichkeit und Liebe unmöglich versagen könnet, deren gutes, edles, rühmliches Verhalten auf euch oft die tiefsten Eindrücke macht, wenn alles unächt, alles Verstellung und Betrug wäre, was man menschliche Tugend nennt? Wenn ihr es auch den Versicherungen der Religion nicht zutrauen wollet, daß der Mensch zum Bilde Gottes geschaffen sey, und ganz und gründlich gebessert werden könne, so lasset euch doch durch die ganz unläugbare Kraft des guten Beyspiels eines bessern belehren; so lasset euch doch durch sie bewegen, Achtung und Vertrauen gegen die menschliche Natur zu fassen.

Lasset uns aber auch alles vermeiden, was die wohlthätige Kraft des guten Beyspiels einschränken und hindern kann. Ihr sehet, es ist eine von den Hauptanstalten, welche Gott zur

Veredlung und Besserung des menschlichen Geschlechts getroffen hat, daß er durch gute Beyspiele erweckt, belehrt, überzeugt und ermuntert, daß er durch alle Zeiten, Länder und Verhältnisse edle Menschen vertheilt, die den übrigen zum Muster dienen sollen. Wehe dem Elenden, der dieser Absicht Gottes in den Weg tritt; der das unselige Geschäft treibt, eben die Menschen, durch deren Beyspiel Gott wirken will, verdächtig zu machen, und sie um ihr Ansehen zu bringen; der sich darüber freuen kann, Fehler an ihnen auszuspähen, oder sie wohl gar zu verlästern. Neidische, die ihr eure bessern Brüder verkleinert, weil ihr sie nicht erreichen könnet; Verläumder, die ihr jede Schwachheit guter Menschen aufdecket, und recht daran arbeitet, ihren Ruhm und ihren guten Namen mit eurem Geifer zu beflecken; Boshafte, die ihr alles aufbietet, Andern das Lob einer wahren Tugend zu entreissen, weil ihr Schutz für eure Laster bedürfet: o ihr versündigt euch an dem Wohle des menschlichen Geschlechts, ihr lähmet und zerstöret heilsame Kräfte, die unendlich viel Gutes wirken könnten, ihr unterdrücket Triebfedern, durch die so manches junge Herz zu grossen Thaten in Bewegung gesetzt, so manche Fähigkeit belebt worden seyn würde. Da sey Gott vor, daß wir einer solchen Verrätherey an dem allgemeinen Wohl uns schuldig machen sollten. Heilig und unverletzlich soll uns jedes gute Beyspiel seyn, M. Br., immerhin sey uns von dem, der es aufstellt, auch mancher Fehler bekannt, immerhin falle uns manche Schwachheit an ihm ins Auge, wir wollen uns hüten, darauf hinzuzeigen, wir wollen uns freuen, daß überwiegendes Gutes die vorhandnen Mängel vergütet, wir wollen beytragen, so viel wir können, daß dieses Gute noch sichtbarer werde, noch allgemeinere Eindrücke mache, und alles um sich her zu edler Nacheiferung begeistre. Und wie könnten wir euch, ehrwürdige Menschen aller Zeiten, die ihr

uns selbst zum Muster gedient, die ihr uns selbst zum Guten erwärmt habt, wie könnten wir euch besser danken, als durch diese ehrerbietige Schonung, als dadurch, daß wir nicht die Schwachheiten, die freilich auch euch ankleben, weil ihr Menschen waret, sondern eure Vorzüge, eure Verdienste, eure Tugenden, eure Grösse Andern vor die Augen rücken, und zu eurer Nachahmung sie reitzen. Heilige Namen, die ihr auch mir von Jugend auf Ermunterung, und Antrieb, und Muster gewesen seyd, durch die ich so oft erweckt, und zu guten Entschliessungen beseelt, und im Kampfe mit Schwierigkeiten gestärkt worden bin, nie anders als mit Zärtlichkeit will ich an euch denken, nie anders als mit Ehrfurcht euch aussprechen, nie aufhören will ich, die Zahl eurer Verehrer zu vermehren, und die Kraft eures Beyspiels zu verstärken.

Doch dies ist noch nicht genug, M. Z., wir müssen die Kraft des guten Beyspiels nicht blos nicht einschränken und hindern; sondern uns vielmehr unabläßig bemühen, selbst ermunternde Beyspiele zu werden. Welch ein Gedanke, welch eine Aussicht ist es, eine heilsame Aufmerksamkeit um sich her zu erwecken, eine Menge guter Vorstellungen und edler Empfindungen bey Andern zu entwickeln, sie zu heilsamen Vorsätzen und Entschliessungen zu beseelen, an ihrer Bildung und Wohlfahrt einen wirksamen Antheil zu haben, nicht blos seinen Zeitgenossen zu nützen, sondern auch der Nachwelt, den Umkreis seiner Wirksamkeit über die kommenden Geschlechter vielleicht durch ganze Jahrhunderte auszubreiten; den Funken edler Fähigkeiten und Gesinnungen im Menschen anzufachen, die noch nicht sind, und so ein dauerhafter unsterblicher Wohlthäter seines Geschlechts zu werden! Wer kann gegen eine solche Hofnung gleichgültig seyn, wenn nur noch einiges Gefühl in ihm ist? Und diese frohe,

herzerhebende Hofnung habt ihr alle, wenn ihr darauf bedacht seyd, in euern Verhältnissen und Umständen ein gutes Beyspiel aufzustellen. Mehr, mehr als ihr für möglich haltet, wird Gott dann durch euch wirken; manches Auge, das ihr nicht kennet, und hier nie werdet kennen lernen, wird mit Bewunderung an euch hängen, und euch beobachten; ihr werdet eine heilsame Bewegung um euch herstiften, deren Folgen bis in die Ewigkeit hinüberreichen werden. Wohl dem Edeln, der so als Muster gelebt, der so gewirkt hat durch das Beyspiel seines Glaubens und seiner Tugend. Wie wird er am Tage der Erndte erstaunen über die Frucht, die er geschaft hat; mit welcher Wonne wird er sich einst umgeben sehen von dem dankbaren Kreis derer, die aus seinem Beyspiel Kraft, und Muth und Trost geschöpft haben; die es ihm, ihm zuschreiben, daß sie den Gefahren des irdischen Lebens glücklich entronnen sind. Reinste Wonne der künftigen Welt, höchste Seligkeit des Himmels, Menschen belehrt, Menschen gebessert, Menschen beglückt zu haben, o möchten wir dich einst alle mit dem theilen, der unser aller Mittler und Vorbild ist, der uns alle berufen hat, an seinem grossen Werke Theil zu nehmen; glücklich, glücklich, wer allen, die ihn kennen, zurufen kann: seyd meine Nachfolger, gleichwie ich Christi; Amen.

41.

Am vierten Sonntage nach Trinitatis.

Ob es gleich Gott gefallen hat, M. Z., mich während meines Lebens schon manche traurige Erfahrung machen, und vielerley Noth und Unglück empfinden zu lassen: so hat mich doch nie etwas tiefer gebeugt, und empfindlicher gekränkt, als wenn ich mich genöthigt sah, die vortheilhafte Meinung, die ich von gewissen Menschen gefaßt hatte, wieder aufzugeben, und in denen, welche mir weise, tugendhaft und redlich schienen, hinterher Thoren, Lasterhafte und Betrüger zu erkennen. Ich kann es nicht läugnen, schon oft ist mir diese Unannehmlichkeit begegnet. Nicht selten habe ich mir im Stillen Glück gewünscht, weil ich glaubte, in diesem oder jenen, der einen grossen Glanz von Weisheit und Rechtschaffenheit um sich her verbreitete, endlich einen Menschen gefunden zu haben, den ich mit ganzer Seele verehren, den ich als einen wahren Tugendhaften hochschätzen und lieben könnte. Aber wie oft mußte ich erfahren, daß ich mir zu viel versprochen hatte; wie oft haben mich genauere Aufmerksamkeit und längerer Umgang aus meiner angenehmen Täuschung aufgeweckt; wie oft bin ich gezwungen gewesen, mich traurig und stillschweigend zurückzuziehen, und es mit inniger Wehmuth zu bedauern, daß die menschliche Natur so selten ist, was

sie zu seyn scheint, und oft gerade dann die Probe am wenigsten hält, wenn sie in der Entfernung am meisten schimmert.

Darf man aus der Art, wie die meisten Menschen von einander urtheilen, und sich gegen einander betragen, einen Schluß ziehen, M. Z., so mag die Erfahrung, die mir immer so kränkend gewesen ist, ziemlich allgemein seyn. Was fällt mehr in die Augen, als daß in unserm Umgange mit Andern eine gewisse Zurückhaltung herrscht, die offenbar daher entspringt, weil wir fürchten, unsre Offenherzigkeit möchte von Andern gemißbraucht werden? Was ist gewöhnlicher, als daß wir bey der leichtesten Anzeige ein Mißtrauen gegen einander fassen, das so geschwind unmöglich in uns entstehen könnte, wenn wir nicht voraussetzten, die meisten Menschen seyen im Stillen lasterhaft? Was ist bekannter, als daß wir einander oft sehr unbarmherzig verurtheilen, und selbst die beyfallswürdigsten Handlungen tadeln, weil wir überzeugt sind, glänzende Thaten seyen gar oft der blendende Schleyer, in welchen sich eine niedrige Seele verberge? Was ist endlich gewisser, als daß gerade die, welche die meiste Erfahrung besitzen und sich eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens erworben haben wollen, auch am geneigtesten sind, diesen allgemeinen Argwohn zu äußern, und daß sie ihn als die Frucht vorzustellen pflegen, die durch alle ihre Beobachtungen, durch alle ihre Untersuchungen über die Sitten und das Verhalten der Menschen sehr natürlich erzeugt werden mußte?

Ich muß es einräumen, M. Z., dieser Argwohn gegen die Menschen, welchen uns so mancher als die wahre Weisheit des Lebens anpreiset, hat sehr viel für sich, und wird durch tausend warnende Beyspiele gerechtfertigt. Aber wie unglücklich wären wir, welches Mißtrauen gegen die Kraft der Religion, die wir bekennen, und gegen den Urheber

unsrer Natur selbst müßte sich in uns regen, wenn dieser allgemeine Argwohn so vernünftig, gerecht und nützlich wäre, als er Vielen zu seyn scheint. Nein, M. Br., so schmerzhaft mir, wie ich bereits eingestanden habe, jeder Fall gewesen ist, wo ich denen recht geben mußte, welche argwöhnisch gegen das menschliche Herz sind: so kann ich mich doch nicht überzeugen, daß es recht, daß es dem Sinne, den wir als Christen haben sollen, gemäß sey, ein scheues Mißtrauen gegen Jedermann in sich zu unterhalten. Das Evangelinm, welches ich jetzt erklären soll, spricht auch so laut und so nachdrücklich für meine Behauptung, daß ich nicht umhin kann, es von dieser Seite zu betrachten. Und so soll uns denn das Christenthum auch hier den Leitfaden darbieten, der uns durch die dunkeln Gänge des Lebens am sichersten führen kann; von seinem Geiste beseelt, und erwärmt von der Liebe, die es gebietet, werden wir klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben seyn. Jesus, unser Herr, der darum auf Erden erschienen ist, unser Herz zu reinigen von aller Ungerechtigkeit, und die Menschen zu verklären zur Aehnlichkeit mit dem, dessen Bild er selbst war, erfülle uns alle mit Gesinnungen, die seines Evangelii würdig sind. Wir flehen um diese Gnade in stiller Andacht.

Evangelium, Luc. VI. v. 36.—42.

Darum seyd Barmherzig, wie auch euer Vater Barmherzig ist. Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet; verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet; vergebet, so wird euch vergeben. Gebet, so wird euch gegeben. Ein voll, gedruckt, gerüttelt und überflüssig Maas wird man in euren Schoos geben: Denn eben mit dem Maas, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen. Und er sagte ihnen ein Gleichniß: Mag auch ein Blinder einem Blinden den Weg weisen? Werden sie nicht alle beyde in die Grube fallen? Der Jünger ist nicht über seinen Meister; wenn der Jünger ist wie sein Meister, so ist er vollkommen. Was siehest du aber einen Splitter in deines Bruders Auge, und

des Balken in deinem Auge wirst du nicht gewahr? Oder wie kannst du sagen zu deinem Bruder: Halt stille, Bruder, ich will den Splitter aus deinem Auge ziehen: und du siehest selbst nicht den Balken in deinem Auge? Du Heuchler, zeuch zuvor den Balken aus deinem Auge: und besiehe denn, daß du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest.

In dem vorgelesenen Evangelio, M. Z., herrscht kein strenger Zusammenhang. Lucas hat die Gewohnheit, in den Stellen, wo er Reden Jesu aufzeichnet, oft blos die Hauptsätze anzugeben, über die Jesus gesprochen hatte, und sie, ohne eine besondre Ordnung dabey zu beobachten, vermischt hinzusetzen. Auch unser Evangelium ist eine Sammlung solcher Hauptgedanken, welche Jesus bey mancherley Gelegenheiten vorzutragen, weiter auszuführen, und dem Volk einzuschärfen pflegte. Aus den meisten derselben leuchtet jedoch die Absicht hervor, aller Lieblosigkeit bey der Beurtheilung Andrer vorzubeugen, und den Irrthum zu widerlegen, als ob es gut und recht sey, gegen alle seine Mitmenschen einen feindseligen Argwohn zu hegen. Dies soll mir denn, wie ich bereits zu verstehen gegeben habe, zur Veranlassung dienen, euch vor ungerechtem Mißtrauen gegen die Menschen zu warnen. Um allen Mißverstand hiebey zu entfernen, will ich das ungerechte Mißtrauen gegen die Menschen, von welchem ich rede vor allen Dingen genau erklären. Hernach will ich die Schädlichkeit desselben ins Licht setzen, um euch davor zu warnen. Zuletzt will ich noch zeigen, wie man diesem Mißtrauen vorbeugen, und es in seinem Herzen unterdrücken könne.

Nicht jedes Mißtrauen gegen Andre ist das ungerechte Mißtrauen gegen die Menschen überhaupt, von welchem jetzt die Rede seyn soll. Lasset uns also, um den Begrif desselben bestimmt zu fassen, bemerken, daß es weder vorsichtige Klug-

heit, noch gegründeter Verdacht ist, was jetzt getadelt werden soll; sondern die herrschende Neigung, auch ohne hinreichende Ursachen Jedermann für Böse zu halten.

Es ist nicht vorsichtige Klugheit, was jetzt getadelt werden soll. Man ist vorsichtig und klug, wenn man jeden Menschen für das nimmt, was er ist; wenn man ihn gerade so behandelt, wie er nach seinen Neigungen und nach seiner ganzen Denkungsart behandelt werden muß; wenn man endlich von jedem alle die Vortheile zieht, die man nach den Gesetzen der wahren Tugend von ihm ziehen darf. Die wahre Klugheit ist also nicht etwan darauf aussen, an jedem Menschen blos das Fehlerhafte aufzusuchen, um sich vor ihm hüten zu können; durch dieses unselige Geschäft würde sie sich höchstens verwahren, aber nichts gewinnen, höchstens Schaden von sich abwenden, aber nie einen Vortheil erlangen. Sie ist vielmehr aufmerksam auf den ganzen Menschen; sie beobachtet seine gute und rühmliche Seite eben so genau, als seine schlimme; es ist ihr sogar Freude, recht viel Gutes bey Andern zu entdecken, weil sie auf diese Art eine Menge von Mitteln erblickt, welche sie zu heilsamen Absichten anwenden kann. Die wahre Klugheit läßt also jedem Gerechtigkeit widerfahren; sie unterscheidet die Summe von Vorzügen und Fehlern, die jeder an sich hat, mit prüfender Genauigkeit; sie vertraut sich jedem so weit und so lange, als er es werth ist, und zieht sich zurück, so bald er dieses Vertrauen nicht mehr verdient; sie richtet nicht eher, als bis sie triftige Beweise für sich hat; und findet eben durch die edle Gerechtigkeitsliebe, mit der sie den wahren Werth eines Jeden anerkennt, weit mehr Gutes unter den Menschen, und weit mehr Einfluß auf ihre Herzen, als der Argwöhnische, der alles mit scheuer Bedenklichkeit be-

trachtet. Das ungerechte Mißtrauen gegen die Menschen, von welchem jetzt die Rede ist, ist nicht vorsichtige Klugheit.

Eben so wenig darf es mit gegründetem Verdachte verwechselt werden. Wer wird es nicht eingestehen, M. Z., daß es Fälle genug giebt, wo es thöricht seyn würde, die Weisheit, die Rechtschaffenheit, die Redlichkeit, die Freundschaft Andrer für das zu halten, was sie äusserlich scheinen. Nur allzuoft ist es nicht ein leichter Splitter, was in dem Auge unsers Bruders hängt, sondern ein Balken, der zu merklich aus demselben hervorragt, als daß wir ihn nicht sehen sollten. Hat uns also eine lange Beobachtung überzeugt, daß wir dem, der sich äusserlich gut stellt, unmöglich trauen dürfen; giebt uns unser Gewissen das Zeugniß, daß wir bey dieser Prüfung unpartheyisch und ohne Leidenschaft zu Werke gegangen sind; haben wir Beweise in den Händen, die wir, ohne den Vorschriften der Vernunft zu entsagen, nicht verwerfen können: so dürfen wir gegen den, der sich so verdächtig gemacht hat, allerdings Mißtrauen unterhalten. Es ist dann Pflicht, verschlossen zu seyn, sich zurückzuziehen, Verbindungen, die so gefährlich sind, zu vermeiden, oder aufzuheben, zu handeln, wie Jesus, der sich den Pharisäern, deren feindliche Gesinnungen er kannte, nicht eher anvertraute, als bis seine Stunde gekommen war, nicht eher, als bis er aus Gehorsam gegen Gott sich ihrer Bosheit Preis geben mußte.

Also auch nicht gegründeter Verdacht ists, was ich hier tadle; sondern in der herrschenden Neigung, auch ohne hinreichende Ursachen Jedermann für böse zu halten, besteht das ungerechte Mißtrauen gegen die Menschen, von welchem jetzt die Rede ist. Es giebt nämlich eine gewisse Unbilligkeit, M. Z., die alle Menschen, ohne Unterschied, richtet und verdammt, und auch nicht einem

völlig traut. Es giebt eine Unbilligkeit, die nicht etwan Beweise abwartet, um ihren Verdacht gegen Andre zu rechtfertigen, sondern es als einen ausgemachten Satz annimmt, es habe jeder seine Tücke. Es giebt eine Unbilligkeit, der eine Gesichtsbildung, welche ihr nicht gefällt; der das äussere Benehmen eines Menschen, welches sie nach Belieben deutet; der die kleinsten unbedeutendsten Umstände und die unzuverlässigsten Gerüchte schon hinreichen, nachtheilige Aussprüche über Andre zu thun, und sie denen beyzuzählen, vor denen man sich hüten müsse. Es giebt eine Unbilligkeit, die selbst die besten Aeusserungen durch schändliche Verdächte vergiftet; die geneigt ist, den gerechten Mann für eigennützig, den frommen Mann für einen Heuchler, den thätigen Mann für einen Sclaven seines Ehrgeitzes zu halten; die weder durch Handlungen der Gerechtigkeit, noch durch Proben des Wohlwollens, noch durch Beweise der Uneigennützigkeit und Großmuth mit der menschlichen Natur ausgesöhnt werden kann; und diese Unbilligkeit, diese argwöhnische Geringschätzung alles dessen, was Gutes und Grosses an Andern bemerkt wird, diese menschenfeindliche Denkungsart, die wahrlich in mehrern Herzen wohnt, als man wohl denken sollte, ist das ungerechte Mißtrauen gegen die Menschen, von welchem ich rede, und vor welchem ich euch diesmal warnen wollte. Diese Warnung scheint auch um so nöthiger zu seyn, da sich unser Herz oft unvermerkt zu diesem Argwohn hinneigt; da wir oft Proben einer tiefen, weitsehenden Klugheit abzulegen meinen, wenn wir ein so allgemeines Mißtrauen äussern; da verrätherische Falschheit, die uns freilich oft empfindlich kränkt, die Seele nur allzuleicht mit einer Bitterkeit erfüllt, die sich über alles ergießt, und alles verdächtig und unächt findet.

Allein es kann gar nicht schwer werden, die Schädlichkeit dieses Mißtrauens ins Licht

zu setzen, und das Unheil zu zeigen, welches dadurch angerichtet wird, da sich Jesus im Evangelio so nachdrücklich darüber erklärt.

Denn es ist unläugbar, daß es, sobald es herrschend in uns wird, die Bildung eines ächten christlichen Sinnes ganz unmöglich macht. Diese Anklage ist hart, ist schrecklich, ich gestehe es; aber sie ist wahr in jeder Hinsicht. Denn welches ist der Sinn, den Christen haben, der die Seele ihres ganzen Thuns seyn soll? Seyd barmherzig, heißt es im Evangelio, wie auch euer Vater barmherzig ist. Diese Barmherzigkeit, dieses redliche Wohlwollen, diese herzliche Liebe gegen die Menschen ist der Inbegrif aller unsrer Pflichten; sie ist die Hauptforderung unsrer Religion; sie ist der kurze Inhalt des ganzen Beyspiels Jesu; sie ist die Aehnlichkeit, welche wir mit dem Vater im Himmel haben sollen. Nehmet sie weg, diese unbefangene herzliche Liebe, die alles verträgt, alles glaubt, alles hoft, alles duldet: so nehmet ihr die christliche Tugend selbst weg. Denn wenn ihr mit Menschen- und Engelzungen redetet, wenn ihr weissagen könntet, und wüßtet alle Geheimnisse, wenn ihr allen Glauben hättet, also, daß ihr Berge versetztet, und hättet die Liebe nicht, so wäret ihr nichts. Aber wo, wo soll man diese Liebe, dieses milde, reine, immer das Beste hoffende Wohlwollen bey euch finden, Argwöhnische, die ihr gewohnt seyd, alles zum Bösen auszulegen, in jedem Herzen einen Schalk, und in jedem Auge einen Splitter zu suchen, und eure Brüder ohne Unterschied zu richten und zu verdammen? Ach daß der Schein der Klugheit, die ihr zu beweisen meinet, euch so blendet! Ach daß ihrs gar nicht merket, wie alle Empfindungen des Wohlwollens, alle Gesinnungen eines menschenfreundlichen Herzens in euch schwach werden, ersterben, verschwinden, je

mehr euer argwöhnisches Mißtrauen zunimmt! Ach daß ihr nicht einsehet, wie sehr ihr euch selbst unfähig machet, gut zu werden, indem ihr Andre ohne Ursache für böse erkläret! Das ungerechte Mißtrauen gegen die Menschen ist schon darum äusserst schädlich, weil es die Bildung eines ächten christlichen Sinnes ganz verhindert.

Eben so gewiß ist es, daß es auch unsre Ehre zernichtet. Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet, sagt Jesus im Evangelio. Ihr also die ihr jeden richtet, glaubet ihr denn, man werde euch nicht wieder richten? O ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß wird man in euern Schoos geben; mit eben dem Maß, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen. Lasset mich ohne Bild reden. Sollte das Mißtrauen, das ihr gegen alle Menschen unterhaltet, sollten die nachtheiligen Verdächte, an denen ihr so unerschöpflich seyd, eurer Ehre vortheilhaft seyn, und euch Achtung verschaffen können? Muß bey denen, die euch hören, wenn ihr auch die unschuldigsten Handlungen Andrer übel ausleget, und alles so lange drehet und wendet, bis eine schlechte verwerfliche Seite daran sichtbar wird, nicht sehr natürlich die Vermuthung entstehen, daß ihr in die Geheimnisse der Bosheit, die ihr bey Andern so künstlich aufzudecken wisset, selbst eingeweiht seyn müsset? Kann ich mich dieses Verdachts erwehren, wenn man mir in Handlungen, die mir gut und rühmlich schienen, eine Bosheit zeigt, die ich nimmermehr darin gesucht hätte? Muß ich nicht glauben, daß der, welcher dies alles so genau einsieht, und so unerwartet zu enträthseln weiß, selbst in dieser Schule gewesen seyn, selbst auf diese Künste ausgelernt haben müsse? O nicht für klug, nicht für einsichtsvoller, als Andre, hält man euch, argwöhnische Verläumder der menschlichen Natur; ihr verläumdet euch selbst, ihr zernichtet eure eigne Ehre.

Und

Und kann es überhaupt Ehre bringen, wenn man überall mißtrauisch ist? Mißtrauen ist Furcht; Furcht ist Schwachheit. Nur der Feige sieht sich bey jedem Schritt ängstlich um, nur er ahndet überall Böses; nur er sieht auf allen Seiten Feinde, die ihm nachstellen. So nicht der Mann voll Muth und Kraft, der nicht Ursache hat, sich zu scheuen; der bey einem guten Gewissen sein Vertrauen auf Gott setzen, und unter dem Beystande Gottes sich auf sich selbst verlassen kann. Warum sollte er Umwege wählen; warum sollte er der heimtückischen Bosheit, der kleinen verächtlichen Schlauheit auf allen den Krümmungen nachschleichen, die sie zu durchkriechen pflegt. Mit edler Unbefangenheit traut er Jedem, bis er Beweise hat, daß jener dieses Vertrauens unwerth ist; er fürchtet Gott, thut recht, und scheut eben daher Niemand. Gestehet es euch also ein, ihr Mißtrauischen; es ist Furcht, was euch so argwöhnisch macht; ihr seyd zu feig und zu schwach, als daß ihr vor aller Welt mit unverstellter Freymüthigkeit handeln könntet; euer ungerechtes Mißtrauen zernichtet auch in dieser Hinsicht eure Ehre.

Und dabey zerstört es unsre Zufriedenheit. Wir sind am zufriedensten, wenn wir nichts fürchten; aber fürchtet der Mißtrauische nicht alles; kann er, der überall Bosheit vermuthet, jemals getrost und ruhig seyn? Wir sind am zufriedensten, wenn wir uns des Guten, das von Menschen geschieht, herzlich freuen können; aber kann der Mißtrauische diese Freude fühlen, er, dem selbst edle Thaten verdächtig sind, der alles aus unreinen Quellen ableitet? Wir sind am zufriedensten, wenn wir unser ganzes Herz vertraulich in den Busen eines Freundes ausschütten können, der alles mit uns theilt; aber hat der Mißtrauische einen solchen Freund, er, der Niemanden für ganz zuverlässig hält? Wir sind am zufriedensten, wenn wir nicht nöthig haben,

irgend etwas ängstlich zu verhehlen, wenn wir keinen Zwang der Verstellung fühlen; aber kann der Mißtrauische sich jemals von diesem Zwange losreissen, er, der sich niemals ganz zu öfnen wagt, sondern, immer gleichsam in einem Hinterhalte versteckt, auf alles lauert? Ist es aus mit allem frohen Genuß des Lebens, wenn jedes Wort, jede Miene, jede Bewegung Andrer uns beunruhigen kann; ist es aus mit allem frohen Genuß des Lebens, wenn wir die Seligkeit, barmherzig zu seyn, wie der Vater im Himmel, gar nicht fühlen können, wenn uns selbst die Liebe Andrer nicht erquicken kann, weil wir an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln: so ist es offenbar, daß ungerechtes Mißtrauen gegen die Menschen auch unsre Zufriedenheit zerstört.

Setzet hinzu, auch den Frieden der menschlichen Gesellschaft. Es ist wahr, Einigkeit und Ruhe wird durch mancherley Ursache unterbrochen. Aber rühren die meisten Streitigkeiten und Trennungen nicht davon her, weil wir uns einander mit Mißtrauen betrachten; weil wir nöthig zu haben glauben, uns vor einander in Acht zu nehmen; weil wir Manche für unsre Feinde halten, die es nicht sind; weil wir diesem oder jenem Anschläge wider unsre Ehre, wider unsre Rechte und Vortheile zutrauen, der oft wahrlich mehr zu thun hat, als sich um uns zu bekümmern, und gar nicht an uns denkt? Ungerechtes Mißtrauen ists, M. Br., was unsre Herzen gegen einander verschließt, was einen grossen Theil jener lieblosen Urtheile und Verläumdungen erzeugt, die uns wider einander aufbringen; was uns bewegt, oft ohne alle Noth Streitigkeiten anzufangen und zu unterhalten, die auf blossem Mißverstand beruhen; was alle die Ränke und heimtückischen Angriffe hervorbringt, die unser Leben oft mit so bittrem Kummer erfüllen. Ohne wechselseitiges Vertrauen ist kein Friede, ohne Frieden keine

Wohlfahrt der Gesellschaft möglich. Wie geschäftig sind wir also, selbst das Wohl der Gesellschaft zu stören, wenn der Geist des Argwohns uns beseelt! Sollten wir noch nie die Erfahrung gemacht haben, daß tausend schädlichen Streitigkeiten, Spaltungen und Verwirrungen hätte vorgebeugt werden können, wenn man offener, redlicher und zutraulicher zu Werke gegangen wäre? An einer Menge guter Menschen, die gerechten Anspruch auf unser Vertrauen haben, an der ganzen menschlichen Gesellschaft versündigen wir uns, wenn wir durch ungerechtes Mißtrauen den Frieden stören, von dem ihre Wohlfahrt abhängt.

Dieses Mißtrauen hindert endlich auch das meiste Gute, das unter den Menschen gewirkt werden könnte. Denn worüber klagen die Wohlthäter der menschlichen Gesellschaft, die thätigen Männer, die für das gemeine Beste arbeiten, lauter und öfter, als über die Schwierigkeiten, die ihnen ein unverdienter Argwohn macht? Warum ist es nicht möglich, die heilsamsten Entwürfe und die nöthigsten Verbesserungen auszuführen, als weil wir uns aus Mißtrauen nicht vereinigen, und gemeinschaftlich daran arbeiten wollen? Warum mißlingt uns oft alles, was wir durch unser Ermahnen und Bitten ausrichten wollen, als weil wir das Unglück haben, diesem oder jenem verdächtig zu seyn, und daher seinen Widerstand fühlen zu müssen? Warum bleiben wir in so vielen Stücken zurück, wenn Andre fortrücken, als weil alles Neue mit unserm Argwohn kämpfen muß, und demselben oft unterliegt? Warum reitzen selbst die Beyspiele der Rechtschaffenheit und Tugend uns so wenig zur Nachahmung, als weil ein argwöhnisches Mißtrauen immer geschäftig ist, Verdächte aller Art darüber auszubreiten, und ihre Kraft dadurch zu schwächen? Wenn der Tag des Herrn einst das ganze Werk,

das unter der Sonne geschieht, enthüllen, einst alles aufdecken wird, was hier im Verborgnen geschah, wie viel vereitelte wohlthätige Absichten, wie viel gehemmte nützliche Anstalten, wie viel unterdrückte würdige Menschen werden da kund werden, und wider das scheue Mißtrauen zeugen, dessen zerstörender Gewalt sie haben weichen müssen. Die Erfahrung lehrt es täglich, auch das meiste Gute, das unter den Menschen gewirkt werden könnte, wird durch dieses Mißtrauen gehindert.

Doch der Schaden, den es stiftet, ist zu mannichfaltig und zu groß, als daß er nicht Jedem in die Augen fallen sollte. Aber desto schwerer ists, eine Krankheit, die sonderlich bey zunehmenden Jahren, und bey mehrerer Erfahrung unser Herz so leicht ergreift, zu verhüten, oder, wenn sie da ist, zu heilen. Lasset mich also noch kürzlich zeigen, wie man dem ungerechten Mißtrauen gegen die Menschen vorbeugen, und es in sich unterdrücken könne.

Und hier lasset uns denn vor allen Dingen der Verläumdung unser Ohr verschliessen. Denn sie, diese Ausgeburt der Hölle, sie ist es, was unser Herz mit Argwohn vergiftet, und ihre Eingebungen und Vorspiegelungen so lange fortsetzt, bis wir anfangen, mißtrauisch zu werden. Entzweyt sie nicht die redlichsten Freunde; erfüllt sie nicht liebende Gatten mit quälender Eifersucht; stört sie nicht die Ruhe friedlicher Familien; zerreißt sie nicht die zärtlichsten Banden durch falsche Verdächte; verwirrt sie nicht ganze Gesellschaften; hat sie nicht selbst den Sohn Gottes verhaßt gemacht, und ihm tausend Herzen entzogen, die ihm gehuldigt haben würden? Ist es möglich, daß wir Vertrauen zu Jemand fassen können, wenn wir allezeit die Verläumdung erst um Rath fragen? Ist es ein Wunder, daß wir von Jedermann Arges denken, wenn unser Gedächtniß

von den schändlichen Nachrichten voll ist, welche die Verläumdung von Jedem zu geben weiß? Kann es anders seyn, als daß unser Argwohn endlich allgemein werden muß, wenn uns die Verläumdung beredet, auch nicht einer sey frey von niedrigen Ausschweifungen? Vergeblich ermahnen wir zum Frieden, vergeblich predigen wir die Religion der Liebe, vergeblich dringen wir auf Redlichkeit und Wahrhaftigkeit, auf menschenfreundliche brüderliche Gesinnung, so lang ihr noch geneigt seyd, der Verläumdung euer Ohr zu leihen, und jedes nachtheilige Gerücht für wahr zu halten, das sie verbreitet. Um weise und vorsichtig zu handeln, habt ihr ihre Dienste wahrhaftig nicht nöthig; ihr zu glauben, ist nicht Klugheit, sondern Thorheit; auf unerwiesene Nachrichten Verdächte zu bauen, ist nicht Vorsicht, sondern Schwachheit. Soll euer Herz frey bleiben von ungerechtem Mißtrauen: so verschliesset euer Ohr der Verläumdung.

Lasset uns aber auch von dem Verhalten Andrer nicht eher ein entscheidendes Urtheil fällen, als bis wir es ganz übersehen können. Denn ist es nicht offenbar, daß wir, die wir eigne Einsichten, eine eigne Art zu denken und zu empfinden, auch einen eignen Standpunct haben, aus welchem wir alles betrachten, das Verhalten Andrer, die mit andern Einsichten und Empfindungen, und in einer ganz andern Lage handeln, oft sonderbar, verdächtig, gefährlich finden müssen, wenn es auch im Grunde gut, überlegt und rühmlich ist? Ist es nicht am Tage, daß uns die Handlungen Andrer oft blos darum räthselhaft sind, und Mißtrauen erwecken, weil wir sie nicht in ihrem wahren Zusammenhang überschauen, ihre Absichten nicht wissen, und ihre vollständige Entwickelung nicht abwarten? Ist es aber gerecht, ist es vernünftig und christlich, auf diesen äussern Schein, der uns auf eine so vielfache Art täuschen kann,

Verdächte zu gründen, und den, der vielleicht ganz unschuldig ist, ungehört zu verurtheilen? O so lang ich unter Menschen lebe, die ich blos nach einer äussern Ansicht kenne; so lang ich blos Handlungen wahrnehme, die aus mir verborgenen Absichten hervorkommen; so lang ich fühle, wie weh es mir selber thut, wenn man zu früh über mich abspricht, wenn man mich verurtheilt, ohne alles untersucht zu haben; so lang ich mir eingestehen muß, daß ich alles, was von Andern geschieht, nur beyläufig bemerken kann, und viel zu viel mit mir selbst zu thun habe, als daß ich mich auf gründliche Prüfungen einlassen könnte: so lang ich dies alles weiß und erfahre, so lang will ich Gutes von Jedem hoffen, der mich nicht nöthigt, das Gegentheil zu glauben; ich will jede böse Nachrede, die ich höre, so lange für falsch halten, bis sie klar erwiesen ist; ich will lieber hintergangen werden, als Andern Unrecht thun, als nur Einen für böse halten, der Gottes Freund ist, den Jesus liebt, und in dem vielleicht mehr Gutes verborgen liegt, als die Augen der Menschen entdecken können. Richtet nicht vor der Zeit, bis der Herr komme; lasset uns dem ungerechten Mißtrauen gegen die Menschen unser Herz dadurch verschliessen, daß wir von dem Verhalten Andrer nicht eher ein entscheidendes Urtheil fällen, als bis wir es ganz übersehen können.

Insonderheit aber lasset uns an unsrer eignen Verbesserung redlich arbeiten, und die Ursachen eines fehlerhaften Argwohns werden sich von selbst bey uns vermindern. Du Heuchler, sagt Jesus im Evangelio, zeuch zuvor den Balken aus deinem Auge, und besiehe dann, daß du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest. Wie nöthig ist die Beobachtung dieser Regel, wenn sich das Mißtrauen gegen die Menschen bey uns verlieren soll, das uns so unbillig gegen sie macht! So lange wir uns noch selbst

Böses bewußt sind, so lange setzen wir es auch bey Andern voraus. Selbst unser Stolz begünstigt diese Voraussetzung; er würde sich beleidigt finden, wenn er Andre für besser erkennen müßte. Wir suchen dann eine Art von Genugthuung darin, Mitschuldige zu haben, und werden immer geneigter, unsre Vergehungen auch Andern anzudichten. Unmöglich werden wir uns vom Mißtrauen gegen Andre losreissen können, so lange wir verdienen, daß man Mißtrauen in uns selber setze. Aber je mehr wir uns selber bessern; je mehr der Sinn Christi in uns herrschend wird, und die Liebe zum Guten in uns erwacht; je mehr uns daran liegt, den lebendigen, das ganze Herz reinigenden Glauben an Jesum überall um uns her wirksam werden zu sehen: desto wichtiger und ehrwürdiger werden uns die Menschen; desto milder und gütiger fangen wir an, von ihnen zu urtheilen; desto mehr richten wir unsre Aufmerksamkeit auf jede gute Spur, die sich an ihnen zeigt; desto mehr wird es uns eigen, barmherzig zu seyn, wie der Vater im Himmel barmherzig ist. Lasset uns nur an unsrer eignen Verbesserung redlich arbeiten, so werden sich die Ursachen eines ungerechten Mißtrauens immer mehr bey uns verlieren.

Endlich lasset uns auf alle Weise vorzubeugen suchen, daß der Glaube an die menschliche Tugend nicht aus unsrer Seele verschwinde. Denn wollen wir redlich seyn, M. Br., so müssen wirs eingestehen, daß wir vornämlich darum so mißtrauisch gegen Andre sind, weil wir von der menschlichen Tugend überhaupt nicht viel halten; weil sich zuweilen tief in unsrer Brust der schreckliche Gedanke regt, wahre Tugend komme nirgends vor; was man dafür ansehe, sey blendender Schein; für gut gelte der, der seine Fehler am besten zu verbergen wisse. Es ist aus mit allem Vertrauen gegen Andre, wenn dieser menschen-

feindliche Gedanke in uns die Oberhand gewinnt. Lasset uns ihm entgegen arbeiten, so viel wir können; lasset uns alles zu Hilfe nehmen, was uns Erfahrung und Geschichte von Handlungen des Wohlwollens, von Thaten der Großmuth, von Proben der Selbstbeherrschung, von Opfern der Liebe bekannt machen; lasset uns der bescheidnen Tugend nachspüren, die so gern im Stillen wirkt; lasset uns bedenken, daß der Zusammenhang in der menschlichen Gesellschaft sich von selbst auflösen, daß Unordnung, Verwirrung und Elend überall herrschen müßten, wenn nirgends wahre Rechtschaffenheit anzutreffen wäre; lasset uns endlich wohl überlegen, wie viel Gott thut, wahre Besserung zu bewirken, welche Anstalten er durch das Evangelium Jesu dazu getroffen hat, und wie geschäftig sein Geist ist, diese Anstalten zu unterstützen. Denn dich, Vater unsers Herrn Jesu Christi, und unser Vater, dich selbst würden wir lästern; schmähen würden wir deinen Sohn, den du gesandt hast, uns vom Bösen abzurufen; schmähen würden wir deinen Geist, und sein Werk verachten, wenn wirs nicht glauben wollten, daß du Verehrer auf Erden hast, die dich im Geist und in der Wahrheit anbeten; wenn wir zweifeln wollten, ob alle Anstalten und Einrichtungen deiner Gnade etwas Gutes auf Erden ausrichten. Nein, nicht mißtrauisch zweifeln, danken wollen wir, Vater des Lichts, daß du unsrer Seele dich so herzlich annimmst; hoffen wollen wir, dein grosser Tag werde einst weit mehr Gutes ans Licht bringen, als unsre Schüchternheit zu erwarten wagt. Laß uns selbst immer würdiger werden, einst zu bestehen vor deinem Sohne; ihm, den du zum Richter über uns gesetzt hast, sey es überlassen, uns allen das Urtheil zu sprechen; wir wollen nicht richten, nicht verdammen; wir wollen barmherzig seyn, wie du, o Vater, barmherzig bist; Amen.

42.

Am Tage Mariä Heimsuchung.

So groß auch der Mißbrauch ist, M. Z., welcher gewöhnlich mit den Worten getrieben wird, die zur Bezeichnung wichtiger Gegenstände bestimmt sind: so ist doch vielleicht unter allen den Ausdrücken, welche durch den gemeinen Sprachgebrauch ihrer Würde beraubt und gleichsam entweiht werden, keiner, der diesem Schicksal mehr unterworfen wäre, als der heilige ehrwürdige Name der Freundschaft. Er soll eine Verbindung anzeigen, bey welcher die edelsten Neigungen des menschlichen Herzens wirksam sind, in welcher die besten Menschen aller Zeiten gestanden haben, welche die Pflegerin der erhabensten Tugenden, die Mutter der gemeinnützigsten Thaten, die Geberin der reinsten Freuden seyn soll; ohne welche die Güter der Erde nur unvollkommen gebraucht und genossen werden können, und das Leben nicht selten eine unerträgliche Last ist. Aber diese ehrwürdige Benennung wie ist sie herabgesunken unter die Zahl gemeiner gleichgültiger Ausdrücke! Wie hat ihr unser Leichtsinn die hohe Bedeutung so ganz genommen, welche sie haben soll! Ach es sind flüchtige Verbindungen, die wir plötzlich knüpfen, und eben so plötzlich wieder auflösen; es sind leichte Bekanntschaften, an denen unser Herz wenig Antheil nimmt; es sind leichtsinnige Verbrüderungen, die das blosse Vergnügen stiftet, und die nur darauf abzielen, uns vor den Qualen der langen

Weile zu schützen; es sind wohl gar schändliche Bündnisse, geschlossen zur Beförderung des Lasters und zur Ausführung abscheulicher Entwürfe; es sind Zusammenverschwörungen wider die Wahrheit, wider die Tugend, und wider die Wohlfahrt des Menschen, was wir Freundschaft nennen, was mit diesem ehrwürdigen heiligen Namen bedeckt und entschuldigt wird.

Doch vielleicht hab ich als Lehrer des Christenthums nicht einmal ein Recht, über diesen Mißbrauch des Wortes Freundschaft zu klagen. Man hat es ja der christlichen Religion oft genug zum Vorwurf gemacht, sie enthalte nichts von den Pflichten der Freundschaft; und ihre Sittenlehre vernachlässige ein Verhältniß ganz, das unsrer Natur so gemäß, und für unsre Wohlfahrt so wichtig sey. Und in der That, M. Z., es läßt sich nicht läugnen, daß Jesus und seine Apostel von der Freundschaft nirgends ausdrücklich reden, daß sie nirgends von den Obliegenheiten sprechen, die mit dieser genauen Vereinigung verknüpft sind. Aber wahrlich, es darf uns nicht anstössig seyn, daß sie einen Ausdruck vermieden haben, der in dem Munde der grossen Menge so zweydeutig geworden ist; es darf uns nicht befremden, in ihren Belehrungen ein Wort nicht zu finden, das der menschliche Leichtsinn so schändlich zu mißbrauchen pflegt. Gebt ihm die Bedeutung wieder, die es haben soll, lasset die Freundschaft seyn, was sie seyn muß: und ihr werdet bald bemerken, daß Jesus selbst der edelste und zärtlichste Freund war; daß er in Verbindungen gestanden hat, welche den Namen der Freundschaft in jeder Rücksicht verdienen; daß sich die Schrift gern dabey verweilt, die Freundschaft edler Menschen zu beschreiben, und uns die, deren Tugend wir nachahmen sollen, in diesem Verhältniß zu zeigen; es wird sich sogar beweisen lassen, daß die Freundschaft ihre

höchste Würde, und ihren größten Werth nicht anders erhalten kann, als wenn sie auf die Grundsätze des Christenthums erbaut, und von dem Geist einer wahren Religiosität beseelt und geheiligt wird.

Es ist freilich viel, was ich da behaupte; aber es ist der Wahrheit gemäß, und ich betrachte das heutige Fest als eine erwünschte Gelegenheit, euch von dieser Behauptung zu überzeugen. Es erneuert nämlich dieser Tag das Andenken zweyer Freundinnen, die unläugbar zu den ehrwürdigsten Personen gehören, welche die Schrift uns bekannt macht. Das Evangelium, über welches ich jetzt reden soll, führt uns noch überdies in ihre vertraulichsten Zusammenkünfte, wo ihre Herzen sich einander öfnen, wo sie ihre geheimsten Gedanken, Sorgen und Zweifel einander mittheilen, wo sich ihre reinen Seelen in Gespräche voll hohen Inhalts, in rührende Gebete, in frohe Danksagungen gegen Gott ergiessen, wo ihre Freundschaft in der ganzen edlen Würde erscheint, welche sie nach den Vorschriften des Christenthums haben soll. Wie schämt man sich der Freundschaften, in denen wir oft zu stehen vorgeben; wie unbedeutend ist der Werth der Verbindungen, die wir gemeiniglich mit diesem edlen Worte zu bezeichnen wagen, wenn das Bild solcher Freundschaften der Seele vorschwebt, wenn man zu empfinden anfängt, was die Freundschaft werden und leisten kann, wenn sie von dem Geiste christlicher Weisheit und Liebe geleitet und erwärmt wird. Möcht ich euch heute zeigen können, wie nöthig es ist, daß wir auch hier auf Verbesserung denken, daß wir die Religion, die wir bekennen, auch auf dieses Verhältniß anwenden, und es durch sie veredeln lernen. Er, dessen Herz voll von Empfindungen der zärtlichsten Freundschaft war, der sich als der gemeinschaftliche Freund unsers Geschlechts aufgeopfert hat für uns alle, segne diese Stunde, und

erhöre die stillen Gebete um seinen Beystand, die wir jetzt vor ihm verrichten wollen.

Evangelium: Luc. I. v. 39—56.

Maria aber stund auf in den Tagen, und gieng auf das Gebirge Endelich, zu der Stadt Juda. Und kam in das Haus Zacharias, und grüssete Elisabeth. Und es begab sich, als Elisabeth den Gruß Mariä hörete, hüpfete das Kind in ihrem Leibe. Und Elisabeth ward des heiligen Geistes voll, und rief laut, und sprach: Gebenedeyet bist du unter den Weibern, und gebenedeyet ist die Frucht deines Leibes. Und woher kommt mir das, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt? Siehe, da ich die Stimme deines Grußes hörete, hüpfete mit Freuden das Kind in meinem Leibe. Und o selig bist du, die du geglaubet hast: denn es wird vollendet werden, was dir gesagt ist von dem Herrn. Und Maria sprach: Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes. Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen. Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskind. Denn er hat grosse Dinge an mir gethan, der da mächtig ist, und des Name heilig ist. Und seine Barmherzigkeit währet immer für und für, bey denen, die ihn fürchten. Er übet Gewalt mit seinem Arm, und zerstreuet, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. Er stösset die Gewaltigen vom Stuhl, und erhebet die Niedrigen. Die Hungrigen füllet er mit Gütern, und lässet die Reichen leer. Er denket der Barmherzigkeit, und hilft seinem Diener Israel auf. Wie er geredet hat unsern Vätern, Abraham, und seinem Saamen ewiglich. Und Maria blieb bey ihr drey Monden; darnach kehrete sie wiederum heim.

Nicht blos durch die Banden des Blutes waren die beyden Freundinnen verknüpft, M. Z., deren Zusammenkunft das vorgelesene Evangelium beschreibt, sie waren nicht blos verwandt; alle Umstände beweisen es, daß die noch zärtlichern Banden der Wahl, der Zuneigung und einer gleichgestimmten Denkungsart sie mit einander vereinigten. Es war eine weite beschwerliche Reise von mehrern Tagen, welche die Mutter Jesu aus Galiläa zur Elisabeth machte. Hätte sie in ihrem Vaterland eine Freundinn gehabt, der sie die Freude, die Bedenklichkeiten, die Sorgen hätte mittheilen können,

welche durch die Nachricht des Engels, sie sey zur Mutter des Messias bestimmt, in ihr entstanden waren: sie würde sich eine Reise erspart haben, die nach Beschaffenheit der damaligen Umstände mit so vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren verknüpft seyn mußte. Aber es fehlt ihr in Galiläa ein freundschaftliches Herz, dem sie sich in einer so wichtigen Sache anvertrauen, von welchem sie Theilnehmung, Rath und Ermunterung erwarten dürfte. Gleichwohl ist ihr eine ungezwungene Mittheilung ihrer Empfindungen und Sorgen ein dringendes Bedürfniß; sie findet es nöthig, bey ihrer in vielerley Rücksicht so bedenklichen Lage sich eines freundschaftlichen Rathes zu bedienen. Unter allen Personen, welche sie kennt, ist die ehrwürdige betagte Elisabeth die einzige, der sie alles sagen, alles anvertrauen kann, und in deren Hause sie auf ein ganzes Vierteljahr Zuflucht sucht. In dieser Zusammenkunft, in diesem Umgang, der sich auf so wichtige Absichten bezog, und von Personen gepflogen wurde, die Gott selbst auf eine ausserordentliche Art ausgezeichnet, und für die würdigsten ihres Geschlechts erklärt hatte, ist die ganze Würde der wahren Freundschaft sichtbar, M. Z., hier erscheint sie in ihrer ächten Reinheit; hier hat sie bereits die erhabnen Vorzüge, welche sie nach den Vorschriften des Christenthums haben soll. Wollen wir uns nicht das Wichtigste entgehen lassen, was uns durch sie zu Theil werden kann; soll sie die weise Führerin durch das Leben, und die milde Wohlthäterin der Gesellschaft seyn, die sie zu seyn vermag: so müssen wir diesem Beyspiel folgen, so müssen wir ernstlich darauf bedacht seyn, in unsre Verbindungen mit Andern mehr von dem Sinne zu bringen, welchen die Religion uns einflößt. Dies will ich jetzt ausführlicher beweisen; ich will zeigen: wie nöthig es ist, daß wir unsern Freundschaften die Würde und den Werth der ächten christlichen Freund-

schaft zu geben suchen. Nur allzusehr fällt es in die Augen, daß Viele gar keinen Begrif von ächter christlicher Freundschaft haben; lasset mich also ein Bild von der Würde und dem Werthe derselben entwerfen, und ihre Beschaffenheit genau erklären. Hernach werden sich die Gründe, warum wir unsern Freundschaften diese Würde und diesen Werth geben sollen, leicht finden und entwickeln lassen.

Von ächter christlicher Freundschaft soll ich also jetzt reden; ihr schönes rührendes Bild soll ich entwerfen; ich soll ihre Beschaffenheit, die Würde und den Werth erklären, durch den sie sich auszeichnet. Es ist an sich klar, M. Z., daß sie mit dem, was man zu allen Zeiten wahre Freundschaft genannt hat, vieles gemein haben muß; aber eben so gewiß ist es auch, daß sie um mehr als einer Ursache willen edler, reiner und würdiger ist, als die Freundschaft ohne den Einfluß des Christenthums seyn kann. Schon eine kurze Uebersicht dessen, was zu ihr gehört, wenn sie den Namen einer ächt christlichen verdienen soll, kann dies beweisen. Die ächte christliche Freundschaft ist nämlich eine Vereinigung, die sich auf die wichtigsten Angelegenheiten und Absichten bezieht, an welchen vernünftige Wesen arbeiten können; sie ist, damit ich alles bestimmter ausdrücke, ein treuer, auf natürliche Anlagen und Bedürfnisse gegründeter, durch gemeinschaftlichen Glauben an Gott und Jesum geheiligter, zu wechselseitiger Besserung, zu gemeinnütziger Thätigkeit, und zu möglichster Erleichterung aller irdischen Mühseligkeiten geschloßner Bund; lasset uns jedes der angegebenen fünf Stücke genauer betrachten.

Ein treuer, auf natürliche Anlagen und Bündnisse gegründeter Bund ist die ächte christliche Freundschaft. Wundert euch nicht,

daß die beyden ehrwürdigen Personen im Evangelio so zärtlich einander entgegeneilen, sich so vertraulich einander öfnen. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, unser Herz sey zur Freundschaft geschaffen; die Natur selbst habe uns geneigt gemacht, gewisse Menschen als vorzügliche Gegenstände unsers Wohlwollens anzusehen, und in die vertraulichste Gemeinschaft mit ihnen zu treten. Ist unser Gefühl für wahre Vollkommenheit nicht so lebhaft, daß wir von jedem angezogen werden, der sich durch gewisse Vorzüge auszeichnet? Wird diese Neigung nicht um so stärker, je mehr die Denkungsart, der Geschmack, und der ganze Character des andern Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit dem unsrigen hat? Nehmen wir nicht gern Theil an den Schicksalen und Veränderungen Andrer, und werden um so tiefer davon gerührt, je mehr Hochachtung wir bereits gegen sie empfinden, je werther sie uns ihrer Vorzüge wegen schon geworden sind? Finden wir es endlich nicht ehrenvoll und schön, mit ausgezeichneten Menschen in Verbindung zu stehen, und von ihnen gekannt und geliebt zu werden? Setzet zu diesen natürlichen Trieben unsers Herzens noch eine Menge seiner Bedürfnisse. Wir können unmöglich glücklich seyn, wenn es uns nicht vergönnt ist, uns vertraulich mitzutheilen, uns über alles, was uns wichtig ist, was uns bekümmert, oder erfreut, gegen Jemand zu erklären, der uns versteht, und mit uns fühlt. Wir können uns unmöglich überall selber helfen, und uns, wenn wir Beystand brauchen, an den nächsten besten wenden, der uns aufstößt; nein, es muß Jemand da seyn, dessen Gesinnungen uns bereits bekannt sind, dem wir uns anvertrauen können, ohne eine kalte Aufnahme, ohne eine abschlägige Antwort befürchten zu müssen. Ueberhaupt ist Umgang und Gesellschaft ein viel zu dringendes Bedürfniß für uns, als daß wir uns nicht an Jemand anschliessen, als daß wir nicht

wünschen sollten, einen treuen, alles mit uns dulden-den und geniessenden Begleiter auf der oft so be-schwerlichen Bahn des Lebens zu haben. Welche Antriebe zur Freundschaft, M. Z.! Welche unwider-stehliche Kraft haben sie insonderheit bey denen, welchen die Natur ein Herz voll lebhafter Empfin-dungen geschenkt hat! Wie sehr hat Gott durch die Einrichtung unsers Wesens dafür gesorgt, daß gleichgestimmte Seelen einander finden, und sich ver-traulich mit einander vereinigen können. Das Chri-stenthum unterdrückt keine unschuldige Neigung un-sers Herzens; die Freundschaft, die es gebietet ist auf natürliche Anlagen und Bedürfnisse gegründet.

Aber sie ist auch ein Bund, der durch ge-meinschaftlichen Glauben an Gott und Je-sum geheiligt wird. So lang die Freund-schaft nichts weiter ist, M. Z., als die Folge na-türlicher Triebe und stark empfundner Bedürfnisse: so lang ist sie ein größtentheils unwillkürliches Verhältniß, das fast gar keinen sittlichen Werth hat. Christen veredeln alles, wozu ihre Neigungen sie leiten, durch vernünftige Ueberlegungen, durch Rück-sichten auf Gott und Jesum, durch freyen, ehrer-bietigen Gehorsam gegen jedes erkannte göttliche Ge-setz. Ihre Freundschaft ist daher allezeit ein Bünd-niß, das von der Religion geheiligt und beschützt wird. Nein, einen Menschen, der gleichgültig ge-gen die erhabensten Wahrheiten ist, der über die wichtigsten Angelegenheiten nicht einstimmig mit ih-nen denkt und fühlt, der die edelsten unter allen Empfindungen gar nicht kennt, der die heiligsten unter allen Beweggründen zum Guten gar nicht achtet, einen Menschen, der wenigstens den nicht ehrt, welchen sie für den Sohn Gottes, und für den Urheber ihrer Seligkeit halten; einen solchen Menschen werden Christen, wenn er sonst Vorzüge besitzt und es verdient, schätzen, lieben, verehren:

aber

aber der Vertraute ihres Herzens kann er nicht werden; eben darum, weil er in einer so wichtigen Sache, als die Religion ist, von ihnen abweicht, ist er unfähig, sie überall zu verstehen, ihre vornehmsten Bedürfnisse richtig zu beurtheilen, und sich mit gemeinschaftlichem Eifer für die Absichten zu verwenden, die ihnen gerade die heiligsten und wichtigsten sind. Das, was die beyden Freundinnen im Evangelio mit einander verknüpfte, der gemeinschaftliche Glaube an Gott, und an den, den er gesandt hat, ist also noch immer das heilige Band, das jede christliche Freundschaft zusammenhält. Bey Christen entspringt aus diesem Glauben alles Gute; wie könnte die Freundschaft, dieser Inbegrif so vieler edlen Empfindungen und Thaten, von demselben unabhängig seyn? Gleiche Ehrfurcht gegen Gott, gleiche Liebe zu Jesu seinem Sohne, gleicher Eifer für alles Wahre und Gute, gleiches Gefühl von ihrer grossen Bestimmung, gleiche Aussichten auf eine ewige Seligkeit vereinigen die Herzen der Menschen am stärksten, und machen die, welche ohnehin zusammenstimmen, einander gleichsam unentbehrlich. Die ächte christliche Freundschaft wird durch gemeinschaftlichen Glauben an Gott und Jesum geheiligt.

Eben daher ist sie aber auch ein zu wechselseitiger Besserung geschlossener Bund. Belehrung, Befestigung und Ermunterung war es, was Maria im Evangelio bey ihrer Freundinn Elisabeth suchte und fand. Nicht umsonst hatte der Engel, der ihr ihre Bestimmung zur Mutter des Weltheilandes verkündigte, sich darauf berufen, auch die betagte Elisabeth sey schwanger, und werde noch in ihrem Alter gebähren. Maria verstand diesen Wink, und eilte, sich im Umgang mit dieser ehrwürdigen Frau vom Rathe Gottes weiter zu belehren, und sich im Glauben an die ihr gegebene Verheissung, und im Gehorsam gegen ihre Pflichten zu befestigen. Und

o ihr sehet aus dem rührenden Lobgesang, in welchen sich ihr dankbares Herz ergießt, ihr sehet aus den Erklärungen, welche beyde Freundinnen gleich bey ihrer Zusammenkunft einander geben, wie wichtig für ihren Geist dieser Umgang gewesen seyn muß, wie sehr ihre Freundschaft auf wechselseitige Besserung berechnet war. Und wie könnte sich die christliche Freundschaft ein andres Ziel vorstecken? In der Erkenntniß der Wahrheit zu wachsen; jeden Fehler abzulegen; immer mehr Liebe zum Guten zu fassen; immer geübter und treuer in der Beobachtung seiner Pflichten zu werden; die Bildung seines Geistes und Herzens nach allen ihren Theilen zu befördern, und jedes Mittel dazu zu nützen, das Gott ihm darbietet, dies sind die vornehmsten Endzwecke eines jeden wahren Christen, darauf bezieht er alles, dahin gehen alle seine Bemühungen. Lasset Menschen, die so gesinnt sind, Freunde werden, lasset sie in das nahe Verhältniß treten, das sie verbindet, sich redlich und treu einander beyzustehen: werden sie dabey gerade das vergessen, was ihnen das wichtigste ist, werden sie sich nicht das Wort einander geben, durch gemeinschaftliche Bemühungen sich zu belehren; sich ihre Bedenklichkeiten und Zweifel, ihre Entdeckungen und Ueberzeugungen einander mitzutheilen; sich freymüthig und redlich einander die Wahrheit zu sagen, zu erinnern und zu warnen; sich zu allem, was gut, recht und wohlgefällig vor Gott ist, einander zu ermuntern, zu stärken und anzutreiben; werden sie nicht eine Verbindung unterhalten, die ein immerwährender glücklicher Fortschritt zu größrer Vollkommenheit ist? Einen rauhen Pfad haben Christen vor sich, wenn sie sich der Vollkommenheit nähern wollen, zu der sie berufen sind; die Freundschaft macht ihn angenehm und leicht; unter ihrem Fußtritt sprossen Blumen auf demselben hervor, und an ihrer Hand übersteigt man jedes Hinderniß. Die ächte christliche Freundschaft

ist ein Bund, der zu wechselseitiger Besserung geschlossen wird.

Und mithin auch zu gemeinnütziger Thätigkeit. Grosse Pflichten waren den beyden Freundinnen im Evangelio auferlegt, M. Z., sie sollten die Mütter und Pflegerinnen zweyer Kinder werden, welche Gott zu seinen erhabensten Werkzeugen auf Erden gewählt hatte; Maria sollte künftig für den sorgen, der zum Erlöser des ganzen menschlichen Geschlechts bestimmt war. Es ist aus dem Evangelio klar, wie voll sie beyde von dem Gedanken an diese grossen Obliegenheiten waren; wie sehr sie es fühlten, daß von ihrer mütterlichen Zärtlichkeit und Treue unendlich viel erwartet werde. Und wie gewissenhaft haben sie in der Folge ihre Pflichten erfüllt, wie fruchtbar und wirksam sind die Vorsätze gewesen, die sie in ihrer freundschaftlichen Vertraulichkeit mit einander gefaßt hatten! Sehet da einen neuen Strahl der hohen Würde, durch welche die ächte christliche Freundschaft sich auszeichnet! Sie ist eine geschäftige, uneigennützige und großmüthige Wohlthäterin der menschlichen Gesellschaft; sie verbessert, erhält, segnet und beglückt, so weit sie reichen kann; sie hört nie auf, heilsame Entschliessungen zu fassen, und mit aller Anstrengung sie auszuführen; ihren milden Einfluß fühlt alles, was sich ihr nähert. Denn ist Liebe, Liebe, die sich nicht mit Worten, sondern durch Thaten zeigt, nicht der wahre Geist christlicher Frömmigkeit? Was wird also der Edle, den dieser Geist beseelt, ausrichten, wie viel Denkmale des Wohlwollens und der Großmuth wird er um sich her stiften, wenn gleichgesinnte Freunde ihn stets zur Seite sind, wenn er seine Einsichten durch ihren Rath, seine Kräfte durch ihren Beystand, seinen Muth durch ihre Ermunterung, seine Wirksamkeit durch ihre Unterstützung erweitert und vermehrt sieht! O wer glücklich genug gewesen ist, wahre christliche

Freunde zu beobachten, oder selbst unter ihrem Einflusse zu stehen, der wird es aus Erfahrung wissen, welche wohlthätige Kräfte in diesem Bunde verborgen liegen; und wer aufmerksam gewesen ist auf die Geschichte unsers Geschlechts, kann es dem entgangen seyn, daß die nützlichsten Anstalten, daß die schönsten Handlungen, daß die heilsamsten Veränderungen Früchte einer ächten christlichen Freundschaft sind, daß sie sich stets als einen Bund bewährt hat, der zu gemeinnütziger Thätigkeit geschlossen ist?

Und so muß sie denn endlich auch zur möglichsten Erleichterung aller irdischen Mühseligkeiten dienen. Nicht ohne geheimen Kummer war die edle Jungfrau im Evangelio zu ihrer Freundin gekommen. So groß auch die Ehre war, zu der sie sich von Gott erhoben sah: war sie bey der ausserordentlichen Veränderung, durch die sie Mutter werden sollte, nicht in einer sehr bedenklichen Lage; war nicht ungemeine Vorsicht nöthig, wenn sie sich mit Klugheit in derselben betragen wollte; mußte die grosse Dürftigkeit, in der sie lebte, mußte das Verhältniß, in welchem sie mit ihrem Verlobten stand, mußte der grosse Auftrag, für das merkwürdigste Kind zu sorgen, das jemals geboren worden ist, ihr nicht tausend bange Sorgen verursachen? Aber ihr sehet, wie bald sie im Schoose der Freundschaft ihren Kummer vergißt; zu dem frohesten Lobgesang ermuntert sich ihr Geist, sobald ihre Freundin ihr die Arme reicht, und ihr in ihrem Haus einen Zufluchtsort auf mehrere Monate öfnet. Viel zu mannichfaltig, viel zu schwer für unsre Schwachheit sind die Uebel dieses Lebens, als daß wir sie allein gehörig tragen könnten; ach wir sind verloren, wenn wir uns immer selber rathen, selber trösten, selber helfen, selber retten sollen. Die ächte christliche Freundschaft reicht uns auch hier die Hand; nirgends können wir mehr Beystand in der

Noth, mehr Erleichterung im Elend, mehr Treue, wenn uns alles verläßt, erwarten und finden, als bey ihr. Wer wird den Kummer, der unsre Seele zuweilen verdunkelt, leichter zerstreuen, als der christliche Freund mit jener Weisheit, welche die Religion ihm schenkt? Wer wird die Muthlosigkeit, die uns zuweilen befällt, kräftiger vertreiben, als der christliche Freund mit jenem lebendigen Vertrauen zu Gott, welches die Religion ihm einflößt? Wer wird mehr lindernden Balsam in jede Wunde giessen, die uns schmerzt, als der christliche Freund mit jener schonenden Zärtlichkeit, welche die Religion in ihm wirkt? Wer wird in jeder Verlegenheit, und bey jedem Mangel uns thätiger unterstützen, als der christliche Freund mit jener Liebe, zu welcher die Religion ihn beseelt? Wer wird selbst bey anhaltendem Elend standhafter ausdauern, wem werden wirs mehr zutrauen können, er werde uns nie verlassen, werde selbst den letzten Kampf uns kämpfen helfen, und uns mit sanfter Hand die Augen zudrücken, als dem christlichen Freund mit jener Großmuth, der kein Opfer zu schwer ist? Sey uns gesegnet in deiner Würde, sey uns in dem milden himmlischen Glanze gesegnet, mit welchem die Religion dich umgiebt, Freundschaft, theures Geschenk Gottes, Wohlthäterin unsers Lebens auf Erden! O wie weit bist du erhoben über die Tochter des Eigennutzes und der Wollust, die man so oft mit deinem Namen bezeichnet; und wie müssen wir uns unsrer Verbindungen schämen, sobald das Licht deiner wahren Beschaffenheit auf sie fällt, sobald wir sie mit dir vergleichen!

Denn wahrhaftig, M. Br., es ist sehr nöthig, daß wir auf eine Verbesserung unsrer Freundschaften denken, daß wir ihnen die Würde und den Werth der ächten christlichen Freundschaft zu geben suchen, die ich bisher beschrieben habe. Lasset mich

die Gründe, warum dies geschehen muß, noch entwickeln und angeben. Es ist nämlich vernünftig und recht, an einer solchen Veredlung unsrer Freundschaften zu arbeiten. Denn setzet, es wäre nicht der geringste Vortheil damit verknüpft, wenn wir unsre Verbindungen mit Andern zu wahren christlichen Freundschaften umzubilden suchen: wollen wir uns selber achten, wollen wir die Würde vernünftiger Wesen behaupten, wollen wir so handeln, wie es Menschen geziemt, die beruffen sind, nach Aehnlichkeit mit Gott zu streben: so können wir nicht anders, so müssen wir auch in unsre Freundschaften allen den sittlichen Werth, alle die Würde, alle die edle Vollkommenheit zu legen suchen, welcher sie fähig sind. Entehren würden wir uns, wenn unsre Freundschaften nichts weiter seyn sollten, als blinde Zuneigung, als das Werk unwillkürlich wirkender Triebe; es ist vernünftig und recht, die Triebe der Natur nach Ueberlegungen zu leiten, und dem Gebote der Pflicht zu unterwerfen. Entehren würden wir uns, wenn unsre Freundschaften in keiner Verbindung mit unserm Glauben an Gott und Jesum stünden; es ist vernünftig und recht, durch diesen Glauben alles zu heiligen und zu verbessern, was wir empfinden und wirken. Entehren würden wir uns, wenn wir bey unsern Freundschaften keine Rücksicht auf die Bildung unsers Geistes und Herzens nehmen wollten; es ist vernünftig und recht, die Tugend als das grosse Ziel zu betrachten, das wir nie aus den Augen verlieren dürfen, das uns, ohne auf Vortheil und Gewinn zu sehen, wichtig und heilig seyn muß. Entehren würden wir uns, wenn wir durch unsre Freundschaften nichts zum allgemeinen Besten beytragen wollten; es ist vernünftig und recht, es nie zu vergessen, daß wir dem Ganzen, dessen Theile wir sind, auf alle Art nützlich werden müssen. Höret die Stimme eures Gewissens, fraget euer Herz unpartheyisch und genau,

es wird euch deutlich genug sagen, daß eure Freundschaften das nicht sind, was sie seyn sollen, daß ihr euch derselben weder vor Gott, noch vor Menschen rühmen dürfet, wenn ihnen der Werth und die Würde der ächten christlichen Freundschaft fehlt; sie zu diesem Werth und zu dieser Würde zu veredeln, ist schon darum nöthig, weil es vernünftig und recht ist.

Hiezu kommt, daß wir nur unter dieser Bedingung den Schlingen gefährlicher Verbindungen glücklich ausweichen können. Sich irgendwo anzuschliessen, einen Vertrauten zu suchen, mit dem man alles theilen, den man überall zur Seite haben, auf dessen Wohlwollen man rechnen könne, ist nun einmal ein Bedürfniß unsers Herzens, das wir nicht unbefriedigt lassen können, die Natur selbst hat uns zur Freundschaft gebildet. Aber o in welchen Gefahren schwebet ihr, in welche Fallstricke schädlicher Gesellschaften, leichtsinniger Verbrüderungen, lasterhafter Rotten, schrecklicher Verschwörungen wider Wahrheit, Religion und Tugend werdet ihr gezogen werden, wie bald und unversehens werdet ihr euch in die schändlichsten Netze der Niederträchtigkeit und Wollust verwickelt sehen, wenn ihr euch durch den ehrwürdigen Namen der Freundschaft blenden, und Bekanntschaften dafür gelten lasset, welche die Würde und den Werth der christlichen Freundschaft nicht haben? Seyd ihr nicht auf allen Seiten mit Menschen umgeben, die sich um mancherley Ursachen willen an euch andrängen, euch mit ihrem Wohlwollen entgegenkommen, es euch auf alle Weise erleichtern, in engere Verbindungen mit ihnen zu treten? Wie wollet ihr bey der Unmöglichkeit, das menschliche Herz ganz zu ergründen, wie wollet ihr bey den unzähligen Verderbnissen, mit denen es angesteckt seyn kann, wie wollet ihr bey dem verführerischen Schein, welchen

sich zuweilen auch das Laster zu geben weiß, sicher seyn, daß ihr nicht an einen Elenden gerathet, der Absichten auf eure Unschuld und Tugend hat, der euch unter dem Vorwande der Freundschaft mißbrauchen, und zum Werkzeug seiner wilden Neigungen und Leidenschaften machen will? Wie wollet solchen Nachstellungen sonderlich ihr ausweichen, denen die Natur ein weiches empfindliches Herz gegeben hat, die ihr noch zu unerfahren, noch zu leichtsinnig seyd, als daß ihr eure Verbindungen mit der gehörigen Vorsicht schliessen könntet? Nur ein sichres, nur ein nie trügendes Mittel giebt es, den Fallstricken gefährlicher Verbindungen auszuweichen; wir müssen unsre Freundschaften zu der Würde und dem Werthe der christlichen Freundschaft zu erheben suchen, wir müssen sie durch den Glauben an Gott und Jesum heiligen, wir müssen sie zu wechselseitiger Besserung gebrauchen, wir müssen sie zum allgemeinen Besten anwenden, wir müssen Bekanntschaften, bey welchen diese Endzwecke nicht Statt finden, verschmähen und geringschätzen. Wie bald werden sich Verführer aller Art von uns entfernen, wie wenig werden die, welche nur Vergnügen und Unterhaltung suchen, ihre Rechnung bey uns finden, sobald sie merken, was und wie viel wir von dem fordern, der würdig seyn will, unser Freund zu werden. Glücklich, glücklich, wer es mit seiner Freundschaft so genau nimmt; Niemand wird den Schlingen gefährlicher Verbindungen gewisser ausweichen können, als er.

Aber noch mehr; wir sind es dem gemeinen Besten schuldig, unsern Freundschaften die Würde und den Werth der ächten christlichen Freundschaft zu geben. Denn richtet, ich bitte euch, richtet eure Blicke auf die grossen Männer, welche dem menschlichen Geschlecht das meiste Gute erwiesen haben; ihr werdet sie alle in dem

schönen Bunde mit einigen edlen Freunden finden, die sie bey ihren Bemühungen unterstützten. Erinnert euch an die größte, an die wohlthätigste Veränderung, die sich iemals auf Erden zugetragen hat, an die Einführung und Verbreitung des Christenthums. Hatte nicht auch der Sohn Gottes seine Freunde; war es nicht eins seiner wichtigsten Geschäfte, sich Vertraute zu wählen, und Männer mit sich zu verbinden, die sein grosses Werk befördern, und nach seinem Abschied von der Erde fortsetzen könnten; ruht nicht die ganze christliche Kirche auf dem ehrwürdigen Freundschaftsbunde der Apostel Jesu? Was können unsre Freundschaften werden, M. Br., welchen grossen ausgebreiteten Einfluß auf das allgemeine Beste können sie erhalten, wenn wir sie veredeln, wenn wir ihnen die Würde und den Werth der ächten christlichen Freundschaft zu geben suchen! Werden wir in unserm Stand, in unsern Verhältnissen, in unsern Aemtern so viel Fehler begehen können, als gewöhnlich begangen werden, wenn die ächte Freundschaft einen treuen, aufrichtigen Erinnerer mit uns verbindet? Wird es uns so schwer werden, heilsame Absichten durchzusetzen, als es uns zu werden pflegt, wenn die ächte Freundschaft unser Vermögen zu wirken mit den Kräften aller derer verstärkt, die in näherer Verbindung mit uns stehen? Wird es uns nicht weit gewisser gelingen, schädlichen Unordnungen entgegen zu arbeiten, und alles abzuwenden, was dem gemeinen Wohle nachtheilig ist, als es sonst zu gelingen pflegt, wenn die ächte Freundschaft uns Männer beygesellt, die uns kämpfen, und dem Verderben widerstehen helfen? Welch ein Schauplatz grosser Handlungen würde der Erdkreis werden, M. Z., mit welcher Uebereinstimmung würden alle Kräfte das allgemeine Beste befördern, welcher rühmliche Wetteifer würde sich überall zeigen, und jeden Theil der menschlichen Gesellschaft für das Ganze wirksam und brauchbar

machen: wenn die unzähligen Verbindungen, in denen die Menschen stehen, ächte christliche Freundschaft wären, wenn ihr alles beseelender Hauch jede besondre Gesellschaft zu allem Guten belebte! Lasset uns wenigstens an unserm Theile thun, M. Br., was in unsern Kräften steht; lasset uns dafür sorgen, daß unsre Freundschaften nicht unwirksam für das gemeine Beste seyen; wir sind es demselben unläugbar schuldig, ihnen den Werth und die Würde der ächten christlichen Freundschaft zu geben.

Setzet noch hinzu, daß wir endlich nicht thätig genug für unsre Bildung zur Ewigkeit sorgen, wenn wir nicht auf diese Verbesserung unsrer Freundschaften bedacht sind. Denn sollen wir nicht alles nützen, was Gott auf Erden zu unsrer Belehrung, zu unsrer Besseruug, zu unsrer Vorbereitung auf höhere Verbindungen und Geschäfte veranstaltet hat? Werden wir aber so viel lernen, werden wir es in der Erkenntniß der Wahrheit so weit bringen können, als es möglich wäre, wenn der Bund, den wir mit unsern Freunden schliessen, nicht auf Belehrung und gemeinschaftliche Erleuchtung sich bezieht, wenn wir unsre Einsichten nicht unaufhörlich gegen einander auswechseln und umtauschen? Werden wir so gut, so tugendhaft, so standhaft und treu in der Beobachtung unsrer Pflichten werden können, als wir es werden sollen, wenn der Bund, den wir mit unsern Freunden schliessen, nicht wechselseitige Besserung zum Endzweck hat, wenn wir es vergessen, daß nichts rührender, als die Stimme eines warnenden, nichts sanfter, als die Stimme eines strafenden, nichts ermunternder, als die Stimme eines billigenden, nichts stärkender, als die Stimme eines auf Pflicht und Schuldigkeit dringenden Freundes ist? Werden wir endlich fähig seyn, in die heiligen Verbindungen der bessern Welt aufgenommen zu werden, wenn wirs verab-

säumt haben, unsre Freundschaften zur Würde der ächten christlichen Freundschaft zu erheben? Elendes Gewebe niedriger Bekanntschaften, das an den schwachen Fäden flüchtiger Zuneigung, eigennütziger Absichten, künstlicher Verstellung, oder wohl gar gemeinschaftlicher Fehler und Ausschweifungen hängt, dich kann jede Veränderung des Lebens in Verwirrung bringen, jeder Hauch des widrigen Glücks kann dich zerblasen, und schämen, schämen werden wir uns deiner einst am Grabe, ach da werden wir es mit Demüthigung und Reue fühlen, daß wir keines Freundes in der bessern Welt werth sind, daß wir für die heiligen Verbindungen in derselben noch keinen Sinn haben! Wie getrost werden wir hingegen aus unsern irdischen Verhältnissen heraustreten, M. Br., sobald Gott ruft, wenn sie den Werth und die Würde einer ächten christlichen Freundschaft gehabt haben! O dann waren sie für mehr als ein Leben geschlossen; dann dürfen wir darauf rechnen, daß wir sie in einer bessern Welt fortsetzen werden; dann haben wir den Sinn, das edle Gefühl, den lebendigen Eifer für die Absichten Gottes, der uns fähig macht, mit erhabnern Geschöpfen Gottes in Verbindungen zu treten, die ewig reiche Quellen der edelsten Handlungen und der reinsten Seligkeiten seyn werden. O du, der du zärtlich am Grabe deines Lazari weintest; der du deinen Johannes der vertraulichsten Liebe würdigtest; der du die Worte des Trostes und der Erquickung ausgesprochen hast: ihr seyd meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gesagt habe: erfülle uns alle mit dem lebendigen Eifer, nach der Freundschaft zu streben, von der du uns das erhabenste Muster gegeben hast; o laß uns auf Erden nur solche Verbindungen schliessen, die wir einst in deiner Gemeinschaft und vor deinem Angesicht als Bürger des Himmels fortsetzen können; Amen.

43.

Am fünften Sonntage nach Trinitatis.

Es ist eine gemeine Klage aller derer, M. Z., die das Wohl der menschlichen Gesellschaft lieben, und die wahre Verfassung derselben, mit allen ihren Mängeln und Gebrechen kennen, daß es in allen Ordnungen und Ständen so wenig Menschen giebt, welche die Geschäfte ihres Berufs mit lebendiger Thätigkeit und mit vernünftiger Begeisterung treiben. Fast alle Vorgesetzte klagen über die Trägheit, ihrer Untergebenen; fast alle Lehrer sind über den Mangel an Eifer mißvergnügt, der sich bey den Lernenden findet; fast alle Herrschaften beschweren sich über die Unthätigkeit ihres Gesindes; und wer nur einigermassen aufmerksam auf das ist, was täglich vor seinen Augen geschieht, der entdeckt überall Menschen, die ihren Beruf entweder ganz vernachlässigen, oder ihn mit einer Schläfrigkeit abwarten, die kaum verzeihlich ist. Es kostet so viel Mühe, etwas durchzusetzen; die Ausführung des kleinsten Entwurfs ist mit so viel Schwierigkeiten verbunden; der Gang aller Geschäfte ist so langsam und ermüdend, daß dies allein schon hinreicht, die Gleichgültigkeit zu beweisen, welche die meisten Menschen gegen die Pflichten ihres Berufs empfinden. Männer von wirksamer Thätigkeit, Personen, die ihre Geschäfte mit

rühmlichem Eifer betreiben, und daher weit mehr leisten, als gewöhnlich ist, sind auch eine so seltne Erscheinung, und zeichnen sich unter dem trägen Haufen der übrigen Mitglieder ihres Standes bald so vortheilhaft aus, daß sie allgemeine Aufmerksamkeit erwecken, und als etwas Ungewöhnliches betrachtet werden. Wie wäre dies möglich, wenn die Klage nicht gegründet wäre, daß in allen Ordnungen und Ständen der Menschen viel zu wenig thätiger Eifer herrscht, und daß die meisten Menschen die edle Begeisterung, die sie für die Angelegenheiten ihres Berufs empfinden sollten, gar nicht kennen.

Doch diese Klage ist nicht blos gerecht und wahr, M. Z., sie ist auch sehr wichtig, sie betrift eine Sache, die mit dem Wohl der menschlichen Gesellschaft auf das genaueste zusammenhängt. Denn grosser Gott, wer ist im Stande, die schädlichen Folgen und das Unglück auszusprechen, das aus dieser allgemeinen Trägheit entspringt, und sich über alle Theile der bürgerlichen Gesellschaft verbreitet? Daß Armuth und Dürftigkeit in allen Ständen so mächtig überhand nimmt; daß die meisten Werke des Kunstfleisses so unvollkommen sind, und so viel unläugbare Spuren der Unwissenheit, der Eilfertigkeit und des Mangels an Geschmack zeigen; daß in allen Ordnungen der bürgerlichen Gesellschaft die Zahl der unbrauchbaren Stümper so groß ist; daß in allen Arten von Geschäften fast täglich die größten Fehler gemacht werden, Fehler, bey welchen die Gesundheit, die Ehre, das Leben vieler Menschen leidet; daß nützliche Anstalten und Einrichtungen so unbeschreiblich langsam fortschreiten, oder wohl gar rückgängig werden und in Verfall gerathen; daß selbst die eifrigsten Männer mit aller ihrer Anstrengung nichts ausrichten können, weil sie mit Menschen umringt sind, die ihnen nie die Hände bieten, die sich durch nichts Bewegung und Thätigkeit mit-

theilen lassen; daß oft nicht einmal dem hereinbrechenden Unglück vorgebeugt wird, so möglich es auch wäre, es abzuwenden: rühren nicht alle diese unläugbaren Gebrechen und Hindernisse der öffentlichen Wohlfahrt größtentheils davon her, weil die Anzahl derer so groß ist, die ihren Beruf vernachlässigen, und die Geschäfte desselben ohne wahre Zuneigung und Begeisterung treiben?

Doch es mag denen überlassen bleiben, alle diese schädlichen Folgen weiter ins Licht zu setzen, denen die Sorge für die äussere Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft aufgetragen ist. Ich werde diesen wichtigen Gegenstand heute von einer andern Seite betrachten, N. Z. Das Evangelium Jesu, das durch Mißverstand und Aberglauben so oft in den Verdacht gekommen ist, als ob es die thätige Abwartung unsers irdischen Berufs hinderte, dieses Evangelium, das recht verstanden auch das äusserliche Wohl der Völker in jeder Rücksicht befördert, dringt so sehr auf lebendige Begeisterung für die Geschäfte unsers Berufs, daß es diesen Eifer als ein wirksames Mittel der Tugend vorstellt, und ihn allen Bekennern Jesu zur heiligsten Pflicht macht. Unmöglich kann ich die Gelegenheit ungenützt lassen, welche mir die Erzählung, die ich jetzt erklären soll, an die Hand giebt, von dieser wichtigen Sache zu reden. Ich bitte Jesum, unsern Herrn, der es bey seiner erhabnen Bestimmung nicht für überflüssig gehalten hat, auch Geschäfte eines irdischen Berufs zu treiben, daß er diese Stunde der Betrachtung segnen wolle. Lasset uns ihm diese Bitte gemeinschaftlich vortragen in stiller Andacht.

Evangelium, Luc. V. v. 1 — 11.

Es begab sich aber, da sich das Volk zu ihm drang, zu hören das Wort Gottes, und er stund am See Genezareth; und sahe zwey Schiffe am See stehen; die Fischer

aber waren ausgetreten, und wuschen ihre Netze. Trat er in der Schiffe eines, welches Simonis war, und bat ihn, daß ers ein wenig vom Lande führete. Und er satzte sich, und lehrete das Volk aus dem Schiff. Und als er hatte aufgehöret zu reden, sprach er zu Simon: Fahret auf die Höhe, und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug thut. Und Simon antwortete, und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet, und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Und da sie das thäten, beschlossen sie eine grosse Menge Fische; und ihr Netz zerriß. Und sie winketen ihren Gesellen, die im andern Schiffe waren, daß sie kämen, und hülfen ihnen ziehen. Und sie kamen, und fülleten beyde Schiffe voll, also, daß sie sunken. Da das Simon Petrus sahe, fiel er Jesu zu den Knien, und sprach: Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch. Denn es war ihn ein Schrecken angekommen, und alle, die mit ihm waren, über diesem Fischzuge, den sie mit einander gethan hatten. Desselben gleichen auch Jacobum und Johannem, die Söhne Zebedäi, Simonis Gesellen. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht; denn von nun an wirst du Menschen fahen. Und sie führeten die Schiffe zu Lande, und verliessen alles, und folgeten ihm nach.

Mit vieler Thätigkeit trieben die Männer, die Jesus nach dem vorgelesenen Evangelio zu einem so wichtigen Geschäfte ruft, die Arbeiten, die ihre Lebensart ihnen auflegte. Sie hatten denselben schon die ganze Nacht gewidmet, und sich die Ruhe versagt, der sie bey geringerem Eifer für ihr Gewerbe sich überlassen haben würden. Und doch sind sie jetzt, da sie kaum ihre Werkzeuge zur Fortsetzung ihrer Arbeiten von neuem geschickt gemacht haben, schon wieder bereit, zu ihrer Beschäftigung zurückzukehren, und der Ermunterung Jesu zu folgen, so wenig Vortheil sie sich auch davon schienen versprechen zu können. Sie waren also das, was sie damals seyn sollten, ganz und mit vernünftigem, unermüdetem Eifer; und dieser Eifer in ihrem gewöhnlichen Berufe war ihnen so wenig nachtheilig, so wenig ein Hinderniß höherer Vollkommenheit, daß er vielmehr die Veranlassung wurde, bey der sie mit Jesu in Verbindung kamen, bey der sie den Ruf

zu dem erhabnen Geschäft erhielten, durch welches sie in der Folge der Welt so merkwürdig geworden sind. Ich habe schon bemerkt, daß ich diesmal bey diesem Umstand mit meinen Betrachtungen stehen bleiben würde. Ich werde nämlich zeigen, wie viel die Tugend dabey gewinne, wenn man die Geschäfte seines Berufs mit vernünftiger Begeisterung treibt. Wer die Natur der christlichen Tugend kennt, wer es weiß, welche Hindernisse sie bekämpfen muß, welche Uebungen sie voraussetzt, welcher Ermunterungen sie bedarf, dem kann es nicht schwer werden, die Wahrheit dieses Satzes sogleich zu empfinden. Allein es ist der Mühe werth, die wichtigen Vortheile, welche die christliche Tugend aus der eifrigen Betreibung unsrer Berufsgeschäfte ziehen kann, bestimmter anzugeben, da Viele sie gar nicht zu bedenken scheinen, da man so oft das Vorurtheil ausgebreitet hat, die Sorge für irdische Angelegenheiten streite sogar mit der Ausübung einer vollkommnen Tugend. Doch der Beweis, der sich für die Wahrheit unsers Satzes führen läßt, wird weit faßlicher und stärker werden, wenn ich etwas zur Erklärung desselben vorausschicke; damit lasset uns also den Anfang machen.

Unter den Geschäften des Berufs, deren eifrige Betreibung der Tugend vortheilhaft seyn soll, verstehen wir also hier die Arbeiten, die unsre Lebensart ausmachen, zu deren Verrichtung wir nach unserm Stande, nach den Verhältnissen, in denen wir mit Andern stehen, und nach den Aemtern und Aufträgen, die uns ertheilt sind, eine Verbindlichkeit erkennen müssen. Wir reden auch hier nicht etwan blos von den edlern Beschäftigungen, die sich ihrer Natur nach auf Bildung des Geistes und Herzens beziehen. Selbst die gewöhnlichsten niedrigsten Berufsgeschäfte, sie mögen bestehen, worin sie wollen, schliessen wir hier nicht aus. Von jeder Arbeit, sie

werde

werde mit dem Körper oder mit dem Geiste verrichtet, sie sey Handwerk, oder Kunst, oder Wissenschaft, behaupten wir, sie sey in mehr als einer Rücksicht Gewinn für die Tugend, wenn sie mit vernünftiger Begeisterung betrieben werde. Mit Begeisterung arbeitet nämlich der, der Vergnügen und Geschmack an seinem Geschäfte findet; der es liebt, und ihm gern seine Kräfte widmet; der eben daher immer darauf denkt, es besser, vollkommener, glücklicher ausrichten zu können; der so eingenommen ist für seine Laufbahn, daß es ihm Mühe kosten würde, sie zu verlassen, und eine andre zu wählen. Aber freilich kann man in dieser Begeisterung auch zu weit gehen, und sich zum Nachtheil andrer Pflichten in sein Geschäft gleichsam vertiefen. Wir reden daher hier von einer vernünftigen Begeisterung, von einer solchen Vorliebe zu den uns obliegenden Arbeiten, die dem Zusammenhang aller unsrer Pflichten gemäß ist, und bey dem Eifer, die sie in ihrem Beruf beweiset, nie vergißt, was ihre übrigen Verhältnisse von ihr fordern. Ist nun die Begeisterung, mit der man die Geschäfte seiner Lebensart treibt, so beschaffen, so behaupten wir, die Tugend gewinne dadurch; es werde uns auf diese Art möglich, alle die Vorschriften Gottes und Jesu, in deren Erfüllung die wahre Frömmigkeit besteht, weit leichter, besser und vollkommner zu beobachten, als es ausser einem bestimmten Beruf, oder bey einer nachläßigen und schläfrigen Abwartung desselben geschehen könnte. Ueberleget, um einzusehen, wie richtig diese Behauptung sey, folgende Gründe: durch die vernünftige Begeisterung, mit der man die Geschäfte seines Berufs treibt, werden die Hindernisse der Tugend vermindert; die Gelegenheiten dazu vermehrt; die Ausübung derselben erleichtert; und endlich die Antriebe zu derselben verstärkt; Vortheile

Bayerische Staatsbibliothek München

genug, die es wohl verdienen, daß wir sie weiter in Erwägung ziehen.

Die Hindernisse der Tugend werden vermindert, wenn wir die Geschäfte unsers Berufs mit vernünftiger Begeisterung treiben. Die Sache leuchtet in die Augen. Denn der Eifer, die rege Geschäftigkeit, mit der wir uns unsern Obliegenheiten widmen, beugt allem Müssigange vor, und macht tausend Reitzungen zum Bösen völlig unkräftig.

Kann es ein gröβres Hinderniß der wahren Tugend geben, als den Müssiggang? Nennt ihn nicht schon das gemeine Sprichwort den Anfang aller Laster? Muß die unbeschreibliche Wirksamkeit, die unser Geist von Natur besitzt, nicht nothwendig auf Thorheiten und Ausschweifungen gerathen, wenn sie ohne gehörige Richtung bleibt, wenn sie durch die wohlthätigen Banden eines ordentlichen Berufs nicht gleichsam mit Gewalt auf einer festgesetzten Bahn erhalten wird? Lehrt es nicht auch die Erfahrung, daß es aus ist mit aller wahren Tugend, so bald der menschliche Geist anhaltende Beschäftigung flieht, und sich der Unthätigkeit ergiebt? Wisset ihr unter allen Müssiggängern, die ihr jemals zu sehen Gelegenheit hattet, auch nur einen, der nicht mehr und mehr die Achtung aller Vernünftigen verlohren hätte, der nicht auf Thorheiten verfallen, ein Sclave seiner Lüste geworden, oder wohl gar zu Sünden und Verbrechen herabgesunken wäre, durch die er dem Christenthume Schande machte? Kennet ihr aber ein besseres, ein kräftigeres Mittel, den Müssiggang, diese Pest aller wahren Tugend, von uns abzuhalten, als die eifrigste Betreibung bestimmter Berufsgeschäfte? Täuschet euch nicht mit dem Wahne, auch ausser einem ordentlichen Beruf könne man sich selbst Beschäftigungen auflegen; man könne, ohne sich eben den Arbeiten seines Berufs eifrig zu widmen, viel

Bayerische Staatsbibliothek München

nützliche Dinge andrer Art treiben, und den Verderbnissen des Müssiggangs dadurch ausweichen. Denn wahrlich, wir sind schon auf dem Weg, der uns zu allen diesen Verderbnissen führen wird, wenn wir so denken. Habt ihr noch nie empfunden, wie leicht sich unsre Gemächlichkeit Geschäften entzieht, die bloß auf unsrer Willkühr beruhen; wie bald wir anfangen, solche Arbeiten bloß von unsrer Laune abhängen zu lassen, sie aufzuschieben, wenn wir uns einbilden, nicht aufgelegt zu seyn, und so immer träger und träger zu werden, so unvermerkt in die ganze Nachlässigkeit des Müssiggangs hinabzusinken? Ach wir bedürfen den Zwang eines ordentlichen Berufs, der uns zur Anstrengung auch dann nöthige, wenn wir gerne ruhten, wenn wir gerne unthätig blieben! Wie glücklich sind wir, wenn wir die Geschäfte eines solchen Berufs lieben können! Ist es uns Freude, ihnen unsre Kraft zu widmen, fühlen wir den edlen Trieb, sie möglichst gut, vollkommen und glücklich auszuführen: so werden wir nicht blos verwahrt seyn gegen alle Verderbnisse des Müssiggangs; unmöglich wird es uns sogar werden, jemals in denselben zu fallen; wir werden es bald dahin bringen, daß uns jede Stunde zur Last wird, in der wir nichts thun sollen, daß wir es für eine Störung unsrer Zufriedenheit halten, wenn man uns in den Geschäften unterbricht, die wir so mit ganzer Seele treiben; daß uns der Müssiggang weit unerträglicher, weit peinlicher wird, als die lebhafteste Anstrengung; wir werden ein Haupthinderniß der wahren Tugend gänzlich aus dem Wege geräumt haben.

Aber noch mehr, eben diese Begeisterung, mit der wir unsre Berufsgeschäfte lieben, wird auch tausend Reitzungen zum Bösen völlig unkräftig für uns machen. Denn saget selbst, wann sind die Reitzungen zum Bösen für uns am gefährlichsten; wann gelingt es denen, die uns verführen

wollen, am gewissesten, unsre Lüste zu entzünden, und uns zu Vergehungen hinzureissen? Ach wenn unsrer Aufmerksamkeit kein nützlicher Gegenstand vorschwebt, der sie hinlänglich beschäftigen könnte; wenn unsre Seele Zeit genug hat, jedem gefährlichen Gedanken nachzuhängen, der in ihr erweckt wird; wenn unsre Neigungen auf nichts Wichtiges gerichtet sind, sondern müssig gleichsam warten, was sich ihnen zeigen möchte; wenn wir unsre Geschäfte mit Widerwillen treiben, und es gerne sehen, daß wir davon abgerufen werden; in diesen zweydeutigen Augenblicken der Musse, der Unthätigkeit und der Sehnsucht nach Veränderung ist es, wo jede Reitzung zum Bösen Eindruck auf uns macht, wo uns alles gefährlich werden kann, wo oft plötzlich Menschen gefallen sind, die festzustehen, die sicher zu seyn meinten. Aber was könnte den verführen, der sich in den Kreis seiner ordentlichen Geschäfte einschließt! Welche Reitzung zum Bösen könnte seine Aufmerksamkeit gewinnen, da sie immer auf die nützlichen Gegenstände gerichtet ist, die ihm so theuer sind! Wie hätte seine Seele Zeit, verführerischen Gedanken nachzuhängen, da sie nie Musse genug finden kann, mit den Ueberlegungen fertig zu werden, die ihre Geschäfte fordern! Wie könnten seine Neigungen sich auf das Böse lenken, da sie ihre angewiesenen Gegenstände schon kennen, und ihre Befriedigung im glücklichen Fortgang nützlicher Arbeiten suchen! Wie könnte ihn etwas rühren, was ihn von seinen Geschäften abziehen will, da er nichts Angenehmers weiß, als diese Geschäfte, da es ihm zum Bedürfniß geworden ist, sie mit der eifrigsten Treue zu besorgen! Sehet da den heiligen, sichern Zufluchtsort wider alle Verführung, wider alle Reitzung zum Bösen, den Gott uns geöfnet hat. Wie unkräftig würde alles werden, was wir Verführung zum Bösen nennen; wie taub würden unsre Ohren gegen die Lockungen des Lasters, wie fühllos unsre Herzen ge-

gen die Schmeicheleyen der Wollust seyn, wenn jeder in seinem Gewerbe, in seiner Kunst, in seiner Wissenschaft, in seinem Amt, in seinem Hauswesen so eifrig, so thätig, so beschäftigt wäre, wie der es seyn muß, der seinen Beruf mit wahrer Begeisterung liebt! Sehet euch um nach denen, die den Reitzungen zum Bösen am glücklichsten widerstehen, die bey den ansteckendsten Verderbnissen am wenigsten leiden; ihr werdet sie alle eingeschlossen finden in das Heiligthum ihres Berufs; hier, wo sie immer so viel zu thun, zu besorgen und auszuführen haben, hier wo ihr Geist so viel Beschäftigung und Unterhaltung antrift, verachten sie die Angriffe des Lasters, und bleiben rein und unbefleckt mitten unter einem verkehrten Geschlecht. Die Begeisterung, mit der wir unsre Berufsgeschäfte treiben, ist der Tugend schon deswegen vortheilhaft, weil sie die Hindernisse derselben vermindert.

Dagegen vermehrt sie die Gelegenheiten, Tugend zu beweisen. Denn ist es nicht am Tage, daß der, welcher die Geschäfte seines Berufs mit vernünftiger Begeisterung treibt, überall Veranlassungen findet, Liebe gegen Gott, und Liebe gegen die Menschen zu beweisen?

Die wahre Tugend kann sich nicht äussern, es fehlt ihr an Gelegenheit, sich in ihrer Kraft, in ihrer ganzen Hoheit zu zeigen, wenn sie keine Veranlassung hat, Liebe gegen Gott zu beweisen. Ist aber diese Liebe etwas anders, als Gehorsam gegen Gott, als stäte Aufmerksamkeit auf ihn, als ehrfurchtsvolle Demuth vor ihm, als Vertrauen zu ihm, als Dankbarkeit für alle seine Wohlthaten? Und nun überleget selbst, ob sich irgendwo häufigere, stärkere, dringendere Veranlassung findet, alle diese Empfindungen und Gesinnungen zu äussern und zu üben, als bey der eifrigen Abwartung unsers Berufs! Können wir unsern Gehorsam gegen Gott

besser üben, und deutlicher beweisen, als wenn wir die Ordnung ehren, die von ihm herrührt, als wenn wir den Beruf, in welchem wir stehen, deswegen mit möglichster Treue erfüllen, weil er uns denselben angewiesen hat? Können wir mehr Gelegenheit wünschen, stets aufmerksam auf Gott zu seyn, als bey den Arbeiten unsers Berufs, die wir nach seinem Befehl verrichten, wo wir seinen Beystand so sehr bedürfen, wo alles so ganz von seinem Segen abhängt? Können wir uns leichter zu ehrfurchtsvoller Demuth vor Gott gewöhnen, als wenn wir bey den Geschäften unsers Berufs täglich die Erfahrung machen, wie eingeschränkt unsre Kräfte sind, wie vergeblich unsre Anstrengung ist, wenn er sie nicht begünstigt, wie ein Wink von ihm mehr vermag als die ganze Macht der Welt? Können wir mehr Ermunterung zum Vertrauen auf ihn haben, als da, wo wir so viel auf Hofnung thun, so viel seiner Einrichtung und Lenkung überlassen müssen, so oft genöthigt werden, zu ihm allein unsre Zuflucht zu nehmen, weil Menschen uns nicht helfen können? Kann es endlich irgendwo mehr Aufforderungen zur Dankbarkeit geben, als bey der eifrigen Abwartung unsers Berufs, wo uns so manches gelingt, wo uns so manche unerwartete Unterstützung zu Theil wird, wo wir an jedem Abend eines wohl angewandten Tages mit inniger Rührung an den denken müssen, der in unsrer Schwachheit mächtig gewesen ist? Glückliches Loos derer, die mit vernünftiger Begeisterung ihrem Berufe leben! Jene Trägheit, jene Fühllosigkeit gegen alles, was an Gott erinnert und zu ihm führt, jene unbeschreiblich traurige Gleichgültigkeit gegen Gott, die den Müssiggänger, den lasterhaften Verschwender seiner Zeit niederdrückt, und an die Erde heftet, kennen sie nicht. Eben die Lebhaftigkeit, mit der sie wirken, was ihnen obliegt, eben der feurige Eifer, den sie für nützliche Geschäfte beweisen, giebt ihrem Geist einen höhern Schwung,

und erfüllt ihn mit den erhabnen Empfindungen der Liebe gegen Gott, zu denen der träge Müssiggänger sich nicht erheben kann.

Setzet hiezu die unzähligen Veranlassungen, welche eben die Begeisterung, mit der wir die Geschäfte unsers Berufs betreiben, zu den Beweisungen einer wahren Menschenliebe giebt. Nicht leeres Tändeln mit Empfindungen, nicht eitles Pralen mit menschenfreundlichen Gesinnungen ist die Liebe, welche Christen gegen ihre Brüder beweisen sollen. Meine Kindlein, sagt der Apostel, lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit. Aber wo wollen wir sie äussern diese Liebe, die That und Wahrheit ist, wenn wir die Werke unsers Berufs nicht mit allem dem Eifer verrichten wollen, der uns möglich ist? Suchst du Gelegenheit, zum allgemeinen Besten etwas beyzutragen, und dadurch Liebe zu beweisen; treibe mit rühmlicher Begeisterung deinen Beruf, und du wirst ein Wohlthäter der menschlichen Gesellschaft, ein Wohlthäter deiner Mitbürger werden. Fragst du, wodurch du Andern nützlich werden, wodurch du Liebe beweisen sollst; treibe mit rühmlicher Begeisterung deinen Beruf, er ist eben die Anweisung, die Gott dir giebt, wie du deine Kräfte gebrauchen sollst. Sehnst du dich nach Gelegenheiten, durch Anstrengung und Diensteifer Andern Gefälligkeiten zu erzeigen, und dadurch Beweise deiner Liebe zu geben; treibe mit rühmlicher Begeisterung deinen Beruf, er wird dir tausend Veranlassungen zeigen, Nothleidenden zu helfen, Unwissenden zu rathen, Verlaßne zu unterstützen; er wird dich oft wider Vermuthen in den Stand setzen, Gefälligkeiten zu erzeigen, die so wichtig in ihren Folgen werden können, wie die Gefälligkeit Petri im Evangelio, mit der er Jesum in seinen Kahn auf-

nimmt. Wie unglücklich ist der Müssiggänger, der keine Berufsgeschäfte hat, oder sie vernachläßigt! An ihn wendet sich kein Nothleidender, der Beystand bedarf; ihm schließt sich kein Herz auf, das nach Rath und Hilfe schmachtet; zu ihm hat Niemand Vertrauen, der seine Trägheit kennt; ein verächtliches, jedem, der ihn sieht, gleichgültiges Wesen ist er, weil Niemand etwas von ihm erwartet, Niemand von ihm Vortheile zu erlangen hoft. Aber welche Veranlassungen, wahre, thätige, christliche Menschen- und Bruderliebe zu beweisen, zeigen sich uns überall, wenn wir durch die Thätigkeit in unserm Beruf die Aufmerksamkeit derer reitzen, unter denen wir leben, wenn wir ihnen Hochachtung, Vertrauen und Zuneigung dadurch einflössen; wenn wir durch die Anstrengung, mit der wir uns für das allgemeine Beste verwenden, zu verstehen geben, wie sehr man auf uns rechnen, wie viel man von uns erwarten darf! Die vernünftige Begeisterung, mit der wir die Geschäfte unsers Berufs treiben, vermehrt auch die Gelegenheiten zur Tugend.

Und wie viel trägt nicht eben diese Begeisterung auch zur Erleichterung der Tugend bey. Sie gewöhnt unsern Geist zu strenger Ordnung; und lehrt ihre Schwierigkeiten standhaft besiegen; und in beyden Dingen muß er geübt seyn, wenn es ihm gelingen soll, es in der wahren Tugend zu einiger Vollkommenheit zu bringen.

Tugend ist Ordnung, M. Z., ihr ganzes Wesen ist Uebereinstimmung und Zusammenhang; sie richtet sich stets nach einerley Gesetzen, sie bleibt sich immer gleich, sie kennt keine wilde Bewegung, keine ausschweifende Hitze, kein träges Ermatten; wo sie herrscht, ist Ruhe, Stille und Gleichförmigkeit. Was also den menschlichen Geist an feste Grundsätze gewöhnt, was die natürliche Flüchtigkeit desselben einschränkt und mäßigt, was ihn nöthigt,

nie mehr und nie weniger zu thun, als die jedesmalige Absicht fordert, was ihn von allem Ueberflüssigen, von allem Fremden und Entfernten abzieht, was ihn mit einem Worte Uebereinstimmung und Ordnung in allen seinen Absichten und Bewegungen giebt, das bereitet ihn zur Tugend vor, das setzt ihn unvermerkt in den Stand, die höchste, beste, glücklichste Ordnung zu beobachten, der er fähig ist, durch die er Gott, dem Vollkommensten, ähnlich wird. Sehet da den grossen Vortheil, den uns die vernünftige Liebe zu unsern Berufsgeschäften gewährt! Sie ist die beste Vorübung zur Tugend; sie nimmt unsern Geist die wilde regellose Flüchtigkeit, mit der er unter tausend Gegenständen, Zerstreuungen und Geschäften herumschwärmt, und führt ihn in die wohlthätigen Schranken einer regelmässigen festgesetzten Thätigkeit. Erst dann fangen wir an zusammenhängend, absichtsvoll und mit männlichem Ernst zu handeln, wenn wir unsern Beruf wissen, wenn wir das Fach kennen, in welchem wir arbeiten sollen, wenn wir das Ziel vor uns sehen, nach welchem wir zu streben haben. Und herrscht einmal dieser Geist der Ordnung in uns, ja, dann wird es uns gelingen, auch jede Art wahrer Tugend zu üben, dann werden wir fähig seyn, vom Geringern zum Höhern, vom Ernst in unsern Geschäften, zum Edelmuth in unsern Gesinnungen und Handlungen empor zu steigen. In der Arbeitsamkeit, in dem Eifer, den Petrus als Fischer bewieß, sehet ihr den Keim zu der anhaltenden Entschlossenheit, mit der er als Apostel handelte; und die tägliche Erfahrung wird es euch beweisen, daß der geschäftige Mensch, den die treue Abwartung seines Berufs zu jeder Art von Ordnung gewöhnt hat, auch weit aufgelegter zu jeder Art von Tugend ist, als der ausschweifende Thor, dessen wilder Leichtsinn keine Regel kennt.

Doch die vernünftige Begeisterung in der Betreibung unsrer Berufsgeschäfte thut noch mehr, uns die Tugend zu erleichtern, sie lehrt uns auch Schwierigkeiten standhaft besiegen. Denn wo ist ein Stand, wo ist ein Gewerbe, wo ist ein Amt, wo ist ein bestimmtes Geschäft, bey welchem nicht viel zu dulden, viel zu bekämpfen, viel zu wagen, viel Beschwerlichkeit und Mühe zu übernehmen wäre, bey welchem nicht oft mit Petro im Evangelio über verunglückte Versuche, über vergebliche Arbeit, über traurige Aussichten geklagt werden müßte? Aber alle diese Schwierigkeiten lernt der besiegen, der die Geschäfte seines Berufs mit vernünftiger Begeisterung treibt; er stärkt sich nach und nach zu einer Festigkeit, zu einer männlichen Standhaftigkeit und Kraft, die auch grosse Hindernisse nicht achtet, die nicht müde wird im Kampf mit langwierigen Widerwärtigkeiten, die endlich doch durch ihr Ausharren siegt. Glücklicher Ueberwinder, du bists, den die Tugend zu ihrem Freund erwählet, du bists, den sie dem Gipfel wahrer Vollkommenheit und Glückseligkeit entgegen führen kann! Denn steil ist der Weg, M. Br., der zum Leben führt, und Wenige haben Muth genug, ihn zu betreten. Aber ist dies auch zu verwundern? Sollen die kraftlosen Weichlinge, die nicht einmal die Geschäfte ihres Berufs auszurichten vermögen; sollen die trägen Wollüstlinge, die jede anstrengende Arbeit und Mühe fliehen; sollen die elenden weiblichen Geschöpfe, die der Müssiggang entnervt hat, die nicht einmal Muth und Kraft genug besitzen, die Pflichten ihres häuslichen Lebens zu erfüllen, sollen solche verächtliche, schwache, sinnliche Menschen fähig seyn, die Kämpfe zu übernehmen, die mit der Bezwingung unsrer Leidenschaften verknüpft sind, den männlichen standhaften Eifer zu beweisen, den die Verbesserung unsrer Fehler fordert, die starke ausharrende Geduld zu üben, die bey der Bewirkung

des Guten ganz unentbehrlich ist? Sey uns gesegnet, anstrengender, mühevoller Kampfplatz, den Gott uns durch unsern Beruf angewiesen hat, sey uns gesegnet! Hier sollen sich unsre Kräfte zu höhern Verrichtungen üben; hier wollen wir kleine Schwierigkeiten bekämpfen lernen, um einst größere zu besiegen; hier soll unser Muth sich stärken, und unsre Standhaftigkeit sich befestigen; hier wollen wir uns fähig machen, überall die Absichten Gottes zu befördern, überall seinen Willen zu thun, und keinen Kampf zu scheuen, so bald er uns dazu auffordert. Wie viel wird unsre Tugend gewinnen, M. Br., wenn wir die Geschäfte unsers Berufs mit vernünftiger Begeisterung treiben, sie wird uns in jeder Rücksicht leichter werden.

Und so werden wir denn endlich auch die Antriebe zu derselben stärker fühlen. Denn wir werden immer mehr die Erfahrung machen, daß sie schon auf Erden der einzige Weg zur wahren Wohlfahrt ist; wir werden immer mehr überzeugt werden, daß sie noch höhere Belohnungen in einem bessern Leben erwarten.

Die Erfahrung werden wir machen, daß die Tugend schon auf Erden der Weg zur wahren Wohlfahrt ist, je mehr wir die Geschäfte unsers Berufs mit vernünftiger Begeisterung treiben. Denn sind wir das ganz, was wir nach unserm Beruf und Stande seyn sollen, üben und verrichten wir alles, was uns obliegt mit dem Eifer, mit der Treue, mit der unverdroßnen Bereitwilligkeit, mit welcher Petrus auch nach einer beschwerlichen Nacht voll vergeblicher Bemühungen sagt; auf dein Wort, Herr, will ich das Netz auswerfen: wahrlich so werden auch die süssen Augenblicke der Belohnung eintreten, so werden auch die Zeitpuncte sich finden, wo unser Fleiß seine

Früchte trägt, wo unsre Anstrengung Aufmerksamkeit erweckt, und mit Ehre gekrönt wird, wo wirs mit unbeschreiblicher Zufriedenheit empfinden werden, wie glücklich die Verfassung dessen ist, der nicht umsonst auf Erden lebt, der seinen Brüdern werth ist, und die Absichten seines allgütigen Urhebers erfüllt. Aber welch ein Antrieb zur Tugend, welch eine Ermunterung, weiter zu streben in allem Guten müssen diese Freuden, diese Belohnungen seyn, die wir auf unsrer Laufbahn immer häufiger finden werden, je mehr wir mit edler Begeisterung treiben, was unser Beruf uns auflegt, je mehr wir uns durch Aemsigkeit und Treue solcher Erquickungen würdig machen.

Doch noch erhabner, noch reitzender ist die Aussicht, die sich auf diesem Weg vor uns öfnet; wir werden nämlich immer mehr überzeugt werden, daß die Tugend noch höhere Belohnungen in einem bessern Leben erwarten; je mehr wir uns den Geschäften des gegenwärtigen mit vernünftiger Begeisterung widmen. Ach dieses einzigen, dieses besten Trostes ist der Unglückliche ganz beraubt, der sein Leben auf Erden in Trägheit verschlummert, oder im schändlichen Dienste des Lasters verschwendet! Wie könnte ihn das Andenken an eine Welt erquicken, wo jeder empfangen soll nach seinen Werken! Aber wie mächtig muß die Hofnung einer künftigen Vergeltung, eines bessern und glücklichern Lebens bey Gott uns zur Tugend entflammen, M. Br., wenn wir es bey der treuen Abwartung unsrer Berufsgeschäfte so innig fühlen, daß alle unsre Werke auf Erden unvollkommen bleiben, und unsern Geist nie befriedigen können, der nach etwas Besserm dürstet; wenn wir es so stark empfinden, daß unsre besten Bestrebungen hier oft ganz unbelohnt bleiben, und daß wir also desto gewisser eine künftige Vergeltung erwarten dürfen; wenn wir

es endlich immer lebhafter einsehen lernen, daß unser Geist, je mehr wir ihn üben, je mehr wir ihm gute Kenntnisse und Fertigkeiten verschaffen, auch immer würdiger wird, von Gott ewig erhalten zu werden, auch immer mehr Fähigkeit erhält, die Freuden einer bessern Welt zu geniessen! So gehet nun hin, geliebte Brüder, jeder an die Stelle, die ihm Gott angewiesen hat; vergesset es nie, daß diese Stelle der Platz ist, wo ihr Tugend üben, wo ihr die Bildung annehmen sollet, die Gott euch auf Erden geben will. Auf sein Wort lasset uns arbeiten, und schaffen, und ausrichten, was uns obliegt; auch uns wird einst die Stimme des Trostes, die Stimme des grossen Belohners erschallen: Fürchte dich nicht! Du bist über Weniges treu gewesen, ich will dich über Viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude; Amen.

44.

Am sechsten Sonntage nach Trinitatis.

Man kann sich unmöglich enthalten, M. Z., mißmüthig und traurig zu werden, wenn man einen Blick auf die Laster und Ausschweifungen wirft, mit welchen sich das menschliche Geschlecht zu allen Zeiten befleckt hat, und noch befleckt. Auf mehr als eine Art kann der Mensch sich selbst erniedrigen, und sich an seiner eignen Natur versündigen. Wo ist irgend eine Verirrung natürlicher Triebe, irgend ein Ausbruch der Sinnlichkeit, irgend eine wilde zerstörende Leidenschaft, durch die sich nicht unzählige Menschen selbst entehrt, und ins Elend gestürzt hätten? Auf mehr als eine Art können die Menschen einander schaden, und die Gesetze der gesellschaftlichen Ordnung verletzen. Wer kann eine Erfindung des Betrugs, einen Angrif der Gewalt, eine Beleidigung der Ungerechtigkeit, eine Wirkung des Hasses, der Grausamkeit und des Blutdurstes nennen, wovon die Geschichte unsers Geschlechts, und die tägliche Erfahrung nicht zahlreiche und schreckliche Beyspiele aufstellten? Auf mehr als eine Art können die Menschen das Verhältniß vergessen, in welchem sie mit Gott stehen, und der Ehrerbietung entgegen handeln, die sie ihm schuldig sind. Ist nicht auch in diesem Stück auf eine fast unglaubliche Weise gefehlt worden; ist der Erdkreis nicht

von jeher der traurige Wohnsitz des Aberglaubens, des Unglaubens und der Schwärmerey gewesen; hat man nicht selbst die Religion, welche der Sohn Gottes vom Himmel gebracht hatte, entstellt, gemißbraucht, und unter ihrem Namen alle Ausschweifungen des blinden Eifers und der wildesten Mordlust begangen? Man braucht nichts zu übertreiben, man darf die fast unglaublichen Laster, welche die Menschen ausgeübt haben, und noch ausüben, nur nach der Wahrheit schildern, um ein Gemälde entstehen zu sehen, daß Schrecken und Abscheu erwecken, das jedes Herz verwunden muß, welches nur noch einiges Gefühl besitzt.

Dieser traurige Anblick der menschlichen Lasterhaftigkeit pflegt bey denen, die sich aufmerksam dabey verweilen, eine Wirkung zu haben, M. Z., welche man zwar gewöhnlich übersieht, die aber der Verbesserung unsrer Natur, und ihrer Veredlung zu einer wahren Tugend und Gottseligkeit äusserst nachtheilig werden kann. Wem das tiefe Verderben, und die schreckliche Verwilderung, in welcher sich das menschliche Geschlecht nach dem Zeugniß der Geschichte so oft befunden hat, lebhaft vor Augen schwebt; wer es aus eigner Erfahrung weiß, wie es auf Erden zugeht, und bis zu welcher Raserey das Laster seine Ausschweifungen treiben kann; wer endlich die offenbare Kraftlosigkeit aller der Mittel bedenkt, welche Vernunft und Religion zu einer gründlichen Besserung des menschlichen Herzens vorschlagen: der fängt nur allzuleicht an, eine solche Besserung für unmöglich zu halten, und die Meynung zu fassen, äußre Ehrbarkeit sey alles, was man von der menschlichen Natur verlangen könne; man müsse zufrieden seyn, wenn man es nur dahin gebracht habe, die Ausbrüche gemeinschaftlicher Leidenschaften zu hindern, und die öffentliche Ordnung möglichst ungestört zu erhalten. Und o, man darf

dieser Meynung nur günstig werden, um nach und nach auch sich mehr zu verzeihen, als man sollte, um zuletzt sich selbst nichts weiter zuzumuthen, als die Vermeidung solcher Laster, welche allzusehr in die Augen fallen, und bürgerliche Strafen nach sich ziehen würden.

Es ist aus, M. Z., mit aller wahren Sittlichkeit, die ächte Tugend verschwindet, und die menschliche Gesellschaft verwandelt sich in einen Haufen elender Geschöpfe, die sich allen Arten der Ausschweifung überlassen würden, wenn sie nur dürften, wenn sie nicht durch mancherley Ursachen genöthigt würden, sich zurückzuhalten, die Religion selbst verliehrt ihre Würde, so bald man anfängt, sich mit äusserlicher Ehrbarkeit zu begnügen, so bald man alles geleistet zu haben glaubt, was man leisten soll, wenn man nur sie nicht verletzt hat. Es sey ferne von mir, der äusserlichen Ehrbarkeit allen Werth abzusprechen, und sie gering zu schätzen. Aber soll unsre Tugend und Frömmigkeit nicht eine Gleisnerey werden, bey der alle Quellen des Lasters unverstopft, und alle unordentlichen Neigungen ungezähmt bleiben, so müssen wir die äusserliche Ehrbarkeit auf ihren wahren Werth zurückzusetzen wissen, so müssen wir einsehen lernen, daß die Strenge der Vernunft, und die Heiligkeit der Lehre Jesu weit mehr von uns fordern, als eine erträgliche Aussenseite. Das heutige Evangelium, und der grosse Ernst, mit welchem Jesus in demselben redet, veranlaßt so natürlich Betrachtungen über die Beschaffenheit und den Werth der äußerlichen Ehrbarkeit, daß ich nicht umhin kann, diese Gelegenheit zu ergreifen, und eure Aufmerksamkeit auf eine Sache zu lenken, die nicht sorgfältig genug beherzigt werden kann. Nicht mit euch hab ich also heute zu reden, Lasterhafte, die ihr die Gesetze der Sittlichkeit und Ordnung ungescheut übertretet, und aus

euern

euern Ausschweifungen kein Geheimniß machet; der öffentliche Ausspruch verurtheilt euch viel zu laut, die bürgerlichen Gesetze verfolgen euch viel zu strenge mit ihren Strafen, als daß man eure verwerfliche Verfassung erst ins Licht zu setzen brauchte. Aber euch möcht ich gerne warnen, die ihr zufrieden mit euch seyd, weil ihr kein grobes Verbrechen begangen habt; euch möcht ich gern zum Nachdenken bringen, die ihr euch für gute Christen haltet, weil euch der Staat für gute Bürger gelten läßt; selbst euch, die ihr bereits Begriffe von einer gründlichern Besserung habt, möcht ich vor Gott bitten, auf eurer Hut zu seyn, daß euer Herz euch nicht verleite, euch bey dem guten Schein der äusserlichen Ehrbarkeit zu beruhigen, und nie bis zu einer wahren christlichen Frömmigkeit fortzuschreiten. Gott segne diese Stunde und öfne unsre Herzen der Stimme der Wahrheit. Wir bitten um diese Gnade in stiller Andacht.

Evangelium, Matth. V. v. 20. — 26.

Denn ich sage euch: Es sey denn eure Gerechtigkeit besser, denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Ihr habt gehöret, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollt nicht tödten; wer aber tödtet, der soll des Gerichts schuldig seyn. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig. Wer aber zu seinem Bruder saget: Racha, der ist des Raths schuldig. Wer aber saget: du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig. Darum wenn du deine Gabe auf den Altar opferst, und wirst allda eindenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe: So laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdenn komm, und opfere deine Gabe. Sey willfertig deinem Widersacher bald, dieweil du noch bey ihm auf dem Wege bist: auf daß dich der Widersacher nicht dermaleins überantworte dem Richter, und der Richter überantworte dich dem Diener, und werdest in den Kerker geworfen. Ich sage dir wahrlich, du wirst nicht von dannen herauskommen, bis du auch den letzten Heller bezahlest.

In dem ganzen Abschnitt, aus welchem das vorgelesene Evangelium entlehnt ist, M. Z., hat Jesus die Absicht, das schädliche, für wahre Besserung und Tugend äußerst gefährliche Vorurtheil zu widerlegen, daß man ein guter Mensch sey, wenn man äußerliche Ehrbarkeit beweise. Die Gerechtigkeit, die Tugend der Pharisäer und Schriftgelehrten, von der gleich anfangs die Rede ist, war nichts anders, als eine solche Ehrbarkeit; ohne ein wirklich gebessertes Herz zu haben, vermieden diese Menschen grobe Ausbrüche des Lasters, und erfüllten mit einer gewissen Pünctlichkeit die Gesetze, welche Moses über die Gebräuche beym Gottesdienst, und über die Einrichtung des täglichen Lebens gegeben hatte; dies war es, was ihnen das Ansehen und den Ruhm heiliger Männer verschafte, was sie zu dem Wahn verleitete, sie seyen untadelhaft und vollkommen. Wie viel mußte dem, der dazu gekommen war, die menschliche Natur zu ihrer wahren Würde, zur Aehnlichkeit mit Gott seinem Vater zu führen, daran gelegen seyn, die Mängel dieser vermeinten Tugend aufzudecken, und das Urtheil über äußerliche Ehrbarkeit zu berichtigen. Wie sehr muß es uns, die wir als Lehrer seines Evangelii den grossen Endzweck der menschlichen Verbesseruug auf alle Weise befördern sollen, am Herzen liegen, auch den Kampf wider jenes immer noch herrschende Vorurtheil fortzusetzen, und es oft, und laut, und freymüthig zu sagen, daß der noch kein wahrer Christ ist, dessen Gerechtigkeit nicht besser ist, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer. Bey solchen Umständen werdet ihr euch nicht wundern, wenn ich diese Stunde zu Betrachtungen über die äußerliche Ehrbarkeit anwende, und das, was das Christenthum davon lehrt, weiter auseinander zu setzen suche. Lasset mich also die Beschaffenheit der äußerlichen Ehrbarkeit genauer erklären; sodann ihren Werth bestimmen;

und zuletzt die Folgen anzeigen, die aus diesen Erklärungen und Grundsätzen für unser Verhalten entspringen.

Je gewöhnlicher es ist, M. Z., die äusserliche Ehrbarkeit mit der wahren Besserung und Tugend zu verwechseln, und sie dafür gelten zu lassen: desto nöthiger ist es, daß man die Beschaffenheit derselben genau kennen lerne, daß man untersuche, was die Denkungsart dessen, der nichts weiter besitzt, als äusserliche Ehrbarkeit, Eigenthümliches und Besondres habe. Das, was Jesus im Evangelio von der Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer sagt, kann uns hiezu die beste Anleitung geben; aus seinen Belehrungen ist es nämlich offenbar, daß die äusserliche Ehrbarkeit in der Freiheit von groben Lastern, und in der Beobachtung der am meisten in die Augen fallenden Pflichten besteht, aber allezeit aus unedlen Beweggründen entspringt, und mit einem ungebesserten Herzen sich verträgt. Lasset mich jedes dieser vier Stücke kürzlich erläutern.

In der Freiheit von groben Lastern besteht die äusserliche Ehrbarkeit. Du sollst nicht tödten, pflegten die alten Lehrer der Juden zu den Zeiten Jesu zu sagen; wer aber tödtet, der soll des Gerichts schuldig seyn. Sie forderten also zu einem pflichtmässigen Verhalten gegen Andre nichts weiter, als daß man ihnen nicht gewaltsamer Weise das Leben nehme, als daß man sich nicht auf eine Art an ihnen vergreiffe, welche die bürgerliche Obrigkeit bestrafen müsse. Sie hatten nichts dagegen, wenn man Andre haßte, geringschätzte, kränkte, und seine Abneigung sie fühlen ließ; nur tödten sollte man sie nicht, nur keinen offenbaren Mord sollte man an ihnen begehen. Sehet da die wahre Natur der äusserlichen Ehrbarkeit; sie ist die kluge Fer-

tigkeit, alles zu vermeiden, worüber man in Anspruch genommen, wofür man von der Obrigkeit bestraft werden, wodurch man allzusehr an seiner Ehre und Wohlfahrt leiden könnte. Ihr werdet dem, der äusserliche Ehrbarkeit besitzt, kein offenbares Verbrechen vorwerfen können; er ist weder Dieb, noch Mörder, weder Hurer, noch Ehebrecher, weder Aufrührer, noch Religionsverächter; er verhütet alles, was die bürgerlichen Gesetze untersagt haben, und was nach dem Ausspruch des gemeinen Gefühls mit dem Ruhm eines ehrlichen Mannes nicht bestehen kann. Immerhin mag euer Herz kein rechtes Vertrauen zu ihm fassen können; immerhin mag sich mancher Verdacht in euch regen, und euch von ihm zurückhalten: ihr müsset ihn gelten lassen, weil man ihm öffentlich nichts schuld geben kann; ihr müsset ihm alle die Achtung beweisen, die ihr dem Tugendhaftesten bezeuget, weil er keins von allen den Lastern an sich hat, welche mit bürgerlicher Schande verknüpft sind; ihr müsset es sogar dulden, daß er sich, wie einst die Schriftgelehrten und Pharisäer, mit seiner Gerechtigkeit brüstet, und auf dieselbe stolz ist, denn man kann ihn nicht überführen, daß er jemals ein Verbrechen begangen habe, das ihn straffällig gemacht hätte. Die äusserliche Ehrbarkeit besteht in der Freiheit von groben Lastern.

Hiezu kommt die Beobachtung der am meisten in die Augen fallenden Pflichten. Es giebt gewisse Obliegenheiten, M. Z., von denen man sich nicht wohl lossagen kann, weil sie entweder erzwungen werden können, oder zu einem leichten und vortheilhaften Verkehr mit Andern schlechterdings unentbehrlich sind. Diese dringenden Pflichten, ohne deren Erfüllung nicht einmal Freiheit von strafbaren Vergehungen möglich seyn würde, leistet der, welcher sich durch äusserliche Ehrbarkeit auszeichnet, mit der pünctlichsten Genauigkeit. Er be-

trägt sich vor den Augen der Welt mässig, ordentlich und anständig; er ist im Umgange mit Andern bescheiden, höflich und gefällig; er hält sein gegebenes Wort, erfüllt jeden geschloßnen Vertrag, und ist in den Angelegenheiten des Lebens zuverlässig und treu; er ist arbeitsam in seinem Beruf, geschäftig in seinem Stand, und in seinem Amt ein brauchbarer Mann, der das Seinige thut; er gehorcht der Obrigkeit, hält über Ordnung und Ruhe, und ist ein nützliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft; selbst die Religion ist ihm ehrwürdig; er nimmt Theil an allen Anstalten des öffentlichen Gottesdienstes, und ist nicht selten sogar ein Eiferer für das, was ihm Wahrheit und Rechtgläubigkeit scheint. Dieses in so vieler Hinsicht gute und Achtung verdienende Betragen war auch an den Schriftgelehrten und Pharisäern sichtbar; dies war die Gerechtigkeit, auf die sie sich so viel zu Gute thaten, und die sie in den Augen der grossen Menge so ehrwürdig machte. Und doch spricht Jesus im Evangelio: es sey denn eure Gerechtigkeit besser denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Wundert euch über diesen, dem ersten Anblick nach so strengen Ausspruch nicht, M. Z., er ist darum so gerecht, weil die äusserliche Ehrbarkeit allezeit aus unedlen Beweggründen entspringt. Ich brauche es nicht zu sagen, daß der Werth unsrer Handlungen ganz von den Ursachen und Absichten abhängt, die dabey zum Grunde liegen; daß die nützlichste, größte und heldenmüthigste That nicht das geringste wahre Verdienst hat, wenn sie die Wirkung des Eigennutzes ist, wenn das Gefühl von Pflicht, und die Achtung gegen das Gesetz Gottes sie nicht erzeugt hat. Wer blos äußre Ehrbarkeit besitzt, M. Z., weiß nichts von dieser Achtung; ihm ist wenig darum zu thun, recht zu han-

deln, weil es recht ist; ganz andre Beweggründe und Ursachen bestimmen ihn zu dem guten Verhalten, das ihr an ihm bemerket. Er vermeidet grobe Laster, und erfüllt die nöthigsten Pflichten, weil er von Natur ein gutes Herz hat, weil sein Temperament zu Ausschweifungen nicht aufgelegt ist, und weil er es für seine Ruhe bequemer findet, in den Schranken der Ordnung zu bleiben. Er vermeidet grobe Laster, und erfüllt die nothwendigsten Pflichten, weil er seinen Vortheil dabey sieht, weil er wohl fühlt, daß man sonst weder gesund bleiben, noch das Seinige erhalten und vermehren, noch ein angenehmes Leben führen kann. Er vermeidet grobe Laster, und erfüllt die nothwendigsten Pflichten, weil er zu ehrgeitzig ist, als daß er sich öffentlich beschimpfen, als daß er sich dem Tadel, dem Spott und der Verachtung Andrer Preis geben sollte. Er vermeidet endlich grobe Laster und erfüllt die nothwendigsten Pflichten, weil er sich nicht gern Ungelegenheiten zuziehen will, weil er den rächenden Arm der Obrigkeit fürchtet, und die öffentlichen Strafen scheut. Sehet da die Quellen jenes ordentlichen, gesetzmässigen und gemeinnützigen Verhaltens, welches viele tausend Menschen auszeichnet! Merket auf die Gesinnungen, die sie äussern, auf die Ursachen ihres Betragens, die sie anführen, auf die Absichten, die sie verrathen: es wird euch bald in die Augen fallen, daß es lauter niedrige, eigennützige, von naher sinnlicher Wohlfahrt entlehnte Vorstellungen sind, was ihnen vorschwebt, und sie regiert; die äußerliche Ehrbarkeit entspringt allezeit aus unedeln Beweggründen.

Setzet, um ihr Bild zu vollenden, noch hinzu, daß sie sich endlich mit einem ungebesserten Herzen verträgt. Ihr höchster Endzweck ist, unanstössig vor den Augen der Menschen zu seyn; alle ihre Bemühungen vereinigen sich also in dem

Bestreben, es nie zu einem offenbaren Fehler, nie zu einem Verbrechen kommen zu lassen, das Vorwürfe und Ahndung nach sich ziehen könnte. Aber mit dieser bürgerlichen Unschuld und Unsträflichkeit ist der, welcher blos äusserliche Ehrbarkeit sucht, auch völlig zufrieden; dagegen hält er sich im Stillen für den Zwang, welchen er sich in seinen Verhältnissen mit Andern anthut, schadlos so gut er kann, und erlaubt sich daher alles, so bald er hoffen darf, daß es verborgen bleiben werde. Mit Vergnügen hängt er niedrigen, unreinen, schändlichen Vorstellungen nach; die Gedanken sind seiner Meynung nach Zollfrey. Ohne Bedenken überläßt er sich den lasterhaftesten Empfindungen; er sorgt blos dafür, daß sie Niemand merke. Sein Herz ist der Wohnsitz wilder Leidenschaften und Begierden, es nährt Wollust, und Geitz, und Ehrsucht, und Haß, und Feindseligkeit aller Art; er nimmt sich nicht die geringste Mühe, die unordentlichen Bewegungen desselben zu stillen, und den immerwährenden Kampf seiner Lüste zu beruhigen und einzuschränken. Selbst die pflichtwidrigsten Ausbrüche gestattet er seinen Neigungen, wenn er hinlängliche Sicherheit dabey wahrnimmt, wenn es möglich ist, den guten äußern Schein dabey zu behaupten, an welchem ihm nun einmal alles liegt. So beschreibt Jesus überall die Gerechtigkeit der Pharisäer und Schriftgelehrten; er hält es ihnen unaufhörlich vor, daß bey allem Glanz einer ausserordentlichen Frömmigkeit, den sie um sich her zu verbreiten wüßten, ihr Herz unrein und lasterhaft sey; er vergleicht sie mit geschmückten Grabmälern, deren Innres voll Unrath ist. Und o sollte es uns vergönnt seyn, so manchen, den Niemand etwas vorwerfen kann, der ein Muster äusserlicher Ehrbarkeit ist, mit unsern Blicken dahin zu verfolgen, wo sein Herz sich ungezwungen öfnet; wo er sich zeigt, wie er ist, weil er nichts zu fürchten hat; sollten sich die geheimen Absichten, Bestrebungen,

Verbindungen und Thaten entschleiern lassen, die mit dem Blendwerke der öffentlichen Rechtschaffenheit bedeckt werden: welche Gräuel würden wir finden, welche Geheimnisse der Bosheit würden sich aufdecken, wie oft würde sich das meiste Böse gerade da zeigen, wo wir es am wenigsten vermuthet hatten! Seltsames Gemisch glänzender Vorzüge und verborgner Fehler! In der Freiheit von groben Lastern, in der Beobachtung dringender Pflichten besteht die äusserliche Ehrbarkeit, dies ists, was sie so sehr empfiehlt, was so oft auch den Scharfsichtigen täuscht; aber sie entspringt aus unedlen Beweggründen, und verträgt sich mit einem ungebesserten Herzen.

Und nun wird es leicht seyn, den Werth zu bestimmen, welchen die äusserliche Ehrbarkeit hat. Lasset uns nämlich gerecht seyn, M. Z., lasset uns weder das Gute verkennen, das derselben eigen ist, noch ihr mehr zutrauen, als die Aussprüche Jesu im Evangelio und die Gesetze einer reinen Sittenlehre erlauben. Erwägt man also die Natur der äusserlichen Ehrbarkeit, wie sie bisher erklärt worden ist: so ist es offenbar, daß sie sehr wichtig für das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft, und vor dem Richterstuhle der Obrigkeit hinreichend ist. Denn muß es nicht der vornehmste Endzweck aller Regierungen seyn, jedes Mitglied der Gesellschaft bey seinen Rechten zu schützen, gewaltsame Eingriffe in dieselben zu hindern, und die Ausbrüche gemeinschädlicher Laster einzuschränken; hat die Obrigkeit nicht das Ihrige gethan, wenn sie die öffentliche Ordnung und Ruhe erhält, und dafür sorgt, daß Niemand beym freyen Genuß seines Lebens und seiner Güter gestört werde? Wer also grobe Ausschweifungen vermeidet, wer alles leistet, wozu er im Verweigerungsfalle mit Gewalt angehalten wer-

den könnte, wer nie aus der Ordnung heraustritt, die in der Gesellschaft eingeführt ist, und die Gesetze derselben nie auf eine erweisliche Art verletzt; wer mit einem Wort äusserliche Ehrbarkeit beweiset: den muß die Obrigkeit gelten lassen; er hat nicht nur nichts von ihr zu fürchten, sondern sie muß ihm so gar das Lob eines guten Bürgers zugestehen, er mag immerhin nach unedlen Beweggründen handeln, mag immerhin ein ungebessertes lasterhaftes, unreines Herz haben. Und wie könnte sie auch anders! So sehr sie wünschen muß, daß jeder Bürger auch ein wirklich tugendhafter, ein durchaus guter und gebesserter Mensch sey: ihr gebührt es nicht, über die Gesinnungen der Menschen und den Zustand ihres Herzens zu urtheilen; der Endzweck des bürgerlichen Regiments ist nicht innre Erleuchtung und Bildung zur Frömmigkeit, sondern äusserliche Sicherheit, Ordnung und Wohlfahrt; die Mittel, durch welche die Obrigkeit wirkt, die Gewalt, mit der sie verfährt, ist ja ohnehin nicht fähig, wahre Tugend hervorzubringen. Es ist auch in der That für die bürgerliche Gesellschaft sehr viel gewonnen, wenn äusserliche Ehrbarkeit herrscht. Dann sind grobe Verbrechen selten; dann bleibt die öffentliche Ruhe ungestört; dann lebt jeder mit dem Seinigen in Sicherheit; dann sieht man sich mit Menschen umgeben, die wenigstens leisten, was sie müssen, und bey den Geschäften des täglichen Lebens Vertrauen verdienen; dann geschieht in allen Verhältnissen, und auf allen Stufen der Gesellschaft wenigstens so viel Gutes, als zum äusserlichen Glück erfoderlich ist. Die äusserliche Ehrbarkeit ist allerdings sehr wichtig für das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft, und vor dem Richterstuhle der Obrigkeit hinreichend.

Aber dagegen ist sie nichts weniger als wahre christliche Tugend und daher ganz unzulänglich vor dem Richterstuhle Gottes.

Dies ists, was Jesus im Evangelio so ernstlich einschärft. So wenig die Obrigkeit den strafen kann, der sich keiner Gewaltthätigkeit gegen den Andern schuldig macht, der blos Empfindungen des Hasses und der Feindschaft im Herzen nährt: vor Gott ist er ein Verbrecher, da sind schon die Bewegungen eines ungerechten Zorns, einer unbilligen Verachtung, einer hart urtheilenden Lieblosigkeit, Vergehungen, die das höllische Feuer verdienen. Und darf uns dies Wunder nehmen? Kann der höchste Richter bloß bey der guten Aussenseite stehen bleiben? Muß er, der Herzen und Nieren prüft, und vor dessen Augen alles aufgedeckt und blos ist, bey seinem Ausspruch nicht auf alles sehen, was der Mensch ist und hat? Wird er also mit Handlungen zufrieden seyn können, die aus unreinen Quellen fliessen? Wird ihm ein Verhalten gefallen, wobey nur die gröbsten Sünden vermieden werden? Wird er die Gräuel und das Verderben des Herzens, wird er die unreinen Lüste, die unordentlichen Leidenschaften, die heimlichen Ausschweifungen, die täglichen Vergehungen, die mit jener bürgerlichen Ehrbarkeit noch immer verknüpft sind, unbemerkt und ungeahndet lassen? Wie weit, o wie weit ist der, welcher nichts weiter hat, als äusserliche Ehrbarkeit, von einer Gott wohlgefälligen Tugend entfernt, wie viel fehlt ihm noch zu jener Besserung, welche das Christenthum fordert! Nur dann, wenn der Glaube an Gott und Jesum unser Herz reinigt; nur dann, wenn wir unter dem Beystande des Geistes Gottes anfangen, das Böse zu verabscheuen, weil es böse ist, und das Gute zu lieben, weil es gut ist; nur dann, wenn alle Vorstellungen unsrer Seele, alle Empfindungen unsers Herzens, alle Neigungen unsrer Natur sich veredeln, und Ordnung in unserm Innern herrscht; nur dann, wenn unsre guten Handlungen die Früchte dieses Glaubens, dieser Achtung gegen Pflicht und Schuldigkeit, dieser

Reinigkeit und Ordnung sind, und unser Gewissen mit der pünctlichsten Genauigkeit selbst über unsre geheimsten Bewegungen wacht: nur dann sind wir wirklich tugendhaft, nur dann berechtigt, uns für wahre, gebesserte Christen zu halten. Die äusserliche Ehrbarkeit ist nichts weniger, als christliche Frömmigkeit, und daher ganz unzulänglich vor dem Richterstuhle Gottes.

Sie ist noch überdieß ein sehr unsichres Gut, das leicht, und wider Vermuthen verlohren gehen kann. Denn dies beherziget ganz vorzüglich, M. Z., wenn ihr den Werth der äusserlichen Ehrbarkeit gehörig schätzen wollet. Nichts ist unzuverlässiger, nichts verschwindet schneller, nichts kann sich leichter mit Schande, mit groben Verbrechen, mit schändlichen Missethaten endigen, als jenes scheinbare Wohlverhalten, welches die äusserliche Ehrbarkeit ausmacht. Denn ist es nicht im Grund ein unnatürlicher erzwungener Zustand? Würde der, welcher es beweiset nicht ganz anders handeln, wenn er nichts zu fürchten hätte, wenn er den wahren Neigungen seines Herzens folgen sollte? Wird dieses Herz selber nicht unaufhörlich von heftigen Begierden erschüttert, und von wilden Leidenschaften bestürmt? Ist die Vorbereitung, die Lust, der Wille, Böses zu thun, in den Tiefen der Seele nicht unaufhörlich vorhanden, und wartet gleichsam nur auf Gelegenheit? Lasset diese Gelegenheit eintreten, lasset den Sturm der Leidenschaften in einer unglücklichen Stunde zu heftig werden, lasset äußre Reitzungen und die Gewalt der Verführung hinzukommen: und ihr werdet mit Erstaunen sehen, wie die nur mühsam zurückgehaltnen Lüste hervorbrechen, in welche Vergehungen sie den Elenden stürzen, der es verabsäumt hatte, sie zu bezähmen, zu welchen Schandthaten sie ihn fortrissen. Es ist uns oft fast unbegreiflich, wie dieser oder

jener, der lange für einen rechtschafnen Mann galt, so tief und traurig fallen, wie er einer That, eines Verbrechens fähig seyn konnte, das man ihm nimmermehr zugetraut hätte; wir erschrecken zuweilen über die Dinge, welche von Menschen bekannt werden, die allgemein in dem besten Rufe standen. Aber wahrlich sie dürfen uns nicht befremdend seyn, diese traurigen Erfahrungen. Wehe dem Unglücklichen, der sich das Vertrauen und die Achtung Andrer blos durch äußre Ehrbarkeit erworben hat! Sein ungebessertes Herz, seine unbändigen Leidenschaften, und das in seinem Innern wohnende Laster werden ihn darum bringen, ehe er sichs versieht, werden mit einer Gewalt hervorbrechen, der er nicht widerstehen kann. Die äusserliche Ehrbarkeit ist ein sehr unsichres Gut, das leicht und wider Vermuthen verloren gehen kann.

Die Folgen, welche aus diesen Erklärungen und Grundsätzen für unser Verhalten entspringen, bieten sich nun von selbst dar, M. Z. Lasset mich sie noch kürzlich angeben.

Nothwendig muß nämlich jedem daran gelegen seyn, sorgfältig zu prüfen, ob der gute Schein, den er bey sich wahrnimmt, mehr ist, als äußre Ehrbarkeit. Wir sind so gern nachsichtsvoll gegen uns selbst, M. Br., wir beruhigen uns so gern dabey, wenn wir nur etwas Gutes bey uns antreffen, wenn wir uns nur bewußt sind, daß wir frey von groben Lastern, und vor den Augen der Welt unanstössig sind; wir vermeiden dann, so viel wir können, ein tieferes Eindringen in unser Herz und seine wahre Beschaffenheit, und lassen es bey dem unentwickelten Gefühl, daß uns doch Niemand eine schlechte That vorwerfen könne, bewenden. Aber wahrlich, wenn eure Gerechtigkeit nicht besser ist, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wie, wir dürften

es dahin gestellt seyn lassen, was es mit unsrer gut in die Augen fallenden Verfassung für eine Bewandtniß habe; wir sollten nicht verbunden seyn, genau und unpartheyisch zu untersuchen, ob sie mehr sey, als äusserliche Ehrbarkeit? Setzet, sie wäre nichts weiter, als diese letztere: werden es dann nicht lauter unedle Triebfedern seyn, was uns in Bewegung setzt; wird dann nicht ein rohes, zu allen Lastern aufgelegtes, und mit wilden Lüsten angefülltes Herz in unserm Busen schlagen; werden wir dann, so unschuldig und rühmlich unser Verhalten auch scheinen mag, nicht dennoch weit entfernt von wahrer christlicher Frömmigkeit seyn; wird uns dann, so günstig auch Menschen von uns urtheilen mögen, nicht der höchste Richter verdammen und uns strafwürdig finden? O ihr, die ihr oft so stolz darauf seyd, daß ihr euch nie mit einem groben Verbrechen befleckt, daß ihr der Obrigkeit nie Gelegenheit gegeben habt, euch zu bestrafen: möchtet ihr doch bedenken, wie unbedeutend der Werth dieser äusserlichen Ehrbarkeit ist; möchtet ihr doch überlegen, daß ihr nach dem Ausspruch Jesu im Evangelio bey derselben noch immer Sünder vor Gott seyn könnet, die des höllischen Feuers schuldig sind; möchtet ihr einen Blick in euer Herz werfen, und euch von euerm Gewissen sagen lassen, ob der gute Schein, den ihr bey euch wahrnehmet, mehr ist, als ein blos äusserliches Wohlverhalten!

Denn sollte sichs finden, daß ihr nichts weiter besitzet, als äusserliche Ehrbarkeit, so ist es Pflicht, ohne allen Aufschub unter dem Beystande Gottes an einer gründlichen Besserung zu arbeiten. Bedenket, ich bitte euch, in welcher Gefahr ihr schwebet, wenn ihr euch mit dem unsichern Gut der äusserlichen Ehrbarkeit begnügen wollet. Dann traget ihr in eurem Busen so viel ungezähmte Lüste; dann regen sich in euch so viel unordentliche

Begierden; dann erlaubet ihr euch im Verborgnen so manches Böse; dann ist so viel Vorbereitung und Neigung zu schweren Verbrechen in euch vorhanden! O mein Gott, wie könnet ihr bey einer solchen Verfassung, umgeben von so viel Einladungen zur Sünde, umringt von so viel Gelegenheiten zu Vergehungen, gereitzt und gelockt von so viel Verführern auch nur einen Augenblick sicher seyn vor einem traurigen Fall? Wer kann euch dafür stehen, daß ihr nicht nächstens hingerissen, und um eure Ehre, um eure Zufriedenheit und Wohlfahrt auf immer gebracht seyn werdet? In einem so zweydeutigen Zustand, als der eurige ist, auf einem so äusserst schlüpfrigen Standpunct ist Gefahr auch mit dem kleinsten Aufschub verbunden; und daher muß ich euch auf das dringendste vor Gott ermahnen und bitten: eilet und rettet eure Seele. Nur eine gründliche Besserung, nur eine strenge, unter dem Beystande Gottes und seines Geistes zu bewirkende Umänderung eures Herzens und eurer Gesinnungen kann euch sicher stellen; und je langsamer diese Sinnesänderung, diese Beherrschung eurer Lüste, diese Unterwerfnng aller Neigungen unter die Gesetze Gottes fortschreitet; je mehr zeit dazu gehört, bis sie zur Fertigkeit werden kann: desto weniger dürfet ihr zaudern, desto mehr muß es euch Pflicht seyn, ohne allen Aufschub daran zu arbeiten.

Doch auch euch, die ihr bereits weiter seyd, die ihr bereits angefangen habt, wahre christliche Tugend zu üben, muß die Natur und der Werth der äusserlichen Ehrbarkeit aufmerksam machen; ihr müsset euch dadurch zur strengsten Wachsamkeit über euer Herz ermuntern lassen. Denn bedenket es wohl, man kann äusserlich unsträflich seyn, man kann von seiner Obrigkeit für einen guten Bürger gehalten, man kann von seinen Mitbürgern als ein rechtschaffner Mann gepriesen, man

kann allgemein für einen Menschen angesehen werden, der Achtung und Liebe verdient: und doch vor Gott nichts weniger als gerecht seyn, doch das tiefste Verderben in seinem Innern tragen. Wie viel Ursache habt ihr bey dieser gefährlichen Verbindung, in der äußre Ehrbarkeit mit innerer Lasterhaftigkeit stehen kann, über euern Zustand zu wachen, wenn ihr euch nicht unmerklich verschlimmern, und eure Tugend wieder verlieren wollet. Ach ihr könnet schon wieder angefangen haben, zur Sünde zurück zu kehren; die Lust, der Geschmack, das Wohlgefallen am Bösen kann schon wieder rege in euch geworden seyn; die kaum gedämpften Leidenschaften können allmählig wieder erwachen; die noch nicht genug unterdrückten Begierden können ihre Gewalt wieder in euch erhalten: und ihr könnet äusserlich noch immer gut und ehrbar scheinen, könnet in eurer rühmlichen Geschäftigkeit und in der Erfüllung eurer Pflichten noch immer fortfahren, könnet euch bewußt seyn, daß ihr täglich etwas Gutes stiftet. Eben diese immer fortdauernde äußre Ehrbarkeit wird euer Herz dazu gebrauchen, euch über euern wahren Zustand zu verblenden; ihr werdet euch dieses guten Anstrichs wegen für gebessert halten, ohne es zu seyn; ihr werdet euch durch den unglücklichsten Mißverstand, den es geben kann, wieder in Lasterhafte verwandeln, ohne zu wissen, wie euch geschieht. Nicht umsonst, M. Br., nicht umsonst dringt die Schrift so ernstlich auf immerwährende Wachsamkeit; nicht umsonst verlangt sie, wir sollen mit Furcht und Zittern, mit der größten Sorgfalt und Anstrengung schaffen, daß wir selig werden. Auch der, bey dem sich wahre Besserung bereits angefangen hat, kann sich wieder verschlimmern, wenn er nachlässig wird, wenn er anfängt, sich mit äußrer Ehrbarkeit zu begnügen.

Und damit uns dies nie widerfahre, so lasset uns endlich unaufhörlich daran denken, daß

wir als Christen den hohen Beruf haben, heilig und vollkommen zu seyn wie Gott. Denn so ists, M. Br. Ihr sollt vollkommen seyn, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist, dies ist die Vorschrift, die Jesus gleich nach unserm Evangelio allen seinen Bekennern ertheilt. Nach dem, der euch beruffen hat, und heilig ist, sollt auch ihr heilig seyn in allem euern Wandel, sagt Petrus, sein Apostel; und er selbst, das Bild des unsichtbaren Gottes, ist darum als Mensch erschienen, um uns an seinem Beyspiel zu zeigen, wie ein zur Aehnlichkeit mit Gott veredeltes Wesen denken und handeln soll. Wie könnte das Flittergold der äusserlichen Ehrbarkeit uns genügen, wenn wir diese grosse Bestimmung stets vor Augen haben, wenn wir nie vergessen, zu welcher Reinigkeit und Würde wir uns erheben, was wir werden müssen, um dem, der da heilig, unschuldig, unbefleckt und von den Sündern abgesondert war, einst nachzufolgen in die Herrlichkeit! Und so lasset uns denn jagen nach dem vorgesteckten Ziel; nach dem Kleinod, welches uns vorhält die himmlische Beruffung Gottes in Christo Jesu. Wie viel nun unter uns vollkommen sind, die lasset uns also gesinnet seyn; Amen.

45.

Am siebenten Sonntage nach Trinitatis.

Betrachten wir den Zustand der Welt und unsers Geschlechts aufmerksam, M. Z., und ohne partheyische Vorliebe: so bietet er uns einen Anblick dar, der sehr niederschlagend für uns seyn muß. Nur wenig Menschen, die im Ueberflusse leben; nur wenig Kräfte, die mit Nachdruck und Allgemeinheit wirken; nur wenig Veränderungen, die zu grossen vielumfassenden Bewegungen werden, entdecken wir auf Erden; dies ist zu offenbar, als daß es Jemand läugnen könnte. Dagegen scheinen alle Arten des Guten so kärglich ausgetheilt zu seyn, daß sich fast überall nur wenig davon beysammen findet, und die meisten Menschen von Glück zu sagen haben, wenn sie auch nur mässig bedacht worden sind. Wendet eure Augen hin, wohin ihr wollet: überall werdet ihr Arme, mit Dürftigkeit und Mangel Kämpfende in Menge, aber desto weniger Begüterte und Reiche; überall werdet ihr Köpfe mit geringen ganz gemeinen Fähigkeiten, aber desto weniger Geister von wahrer Grösse; überall werdet ihr schwache Anfänger und mittelmässige kaum erträgliche Arbeiter, aber desto weniger wirkliche Meister in ihrem Fach antreffen; ihr werdet eure Wünsche entweder gar nicht befriedigt sehen, oder euch nur mit Wenigem begnü-

gen müssen. Kleine Veränderungen, die nie eine wichtige Folge haben können; schwache Bewegungen, die durch jedes Hinderniß wieder unterdrückt werden; Bestrebungen ohne Nachdruck, die nach kurzer Thätigkeit wieder ermatten; Unternehmungen und Anstalten, die nie bedeutend werden können, weil die Kraft zu gering ist, die sie betreibt: dies ists, was das Auge des unpartheyischen Beobachters überall wahrnimmt; der ganze Zustand der Welt verräth einen so sichtbaren Mangel an grossen gewaltigen Triebfedern, daß man das überall herrschende Unvermögen und den trägen langsamen Gang der Dinge unmöglich verkennen kann.

Und ein solcher Anblick sollte uns nicht niederschlagen? So ist es denn wirklich unser trauriges Loos, überall klein und mit Wenigem anzufangen; mit geringen bald erschöpften Kräften gegen grosse Schwierigkeiten zu kämpfen; immer zu wirken und wenig auszurichten; es nirgends, nirgends so weit zu bringen, als wir wünschen, als wir es bringen sollten? Soll es uns nicht wehe thun, die meisten Menschen in einen engen Kreis eingeschlossen zu sehen, wo sie ihre kleinen Kräfte unter Geschäften verzehren, die kaum der Erwähnung würdig sind, die sich fast ganz auf die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse beziehen, und auf die Erreichung höherer Endzwecke keinen Einfluß zu haben scheinen? Muß die Zerstückelung des Guten in lauter kleine, wenig bedeutende Theile, durch die keiner von allen Besitzern in den Stand gesetzt ist, etwas Grosses und Wichtiges zu werden und zu leisten, nicht zuweilen Bedenklichkeiten und Zweifel gegen die Weisheit und Güte des Gebers selbst in uns erwecken, und uns in der Welt ein Werk erblicken lassen, das seiner nicht ganz würdig ist?

Das heutige Evangelium führt uns auf einen Gedanken, M. Z., der uns bey dem traurigen

Schauspiel, welches ich so eben beschrieben habe, ungemein aufrichten und trösten kann. Wenig Brode vermehren sich in demselben unter den segnenden Händen Jesu, unsers Herrn, zu einer Erquickung, zu einer sättigenden Mahlzeit für vier tausend hungrige Wandrer; und nachdem sie sich alle gelabt haben, nachdem sie alle satt worden sind, bleibt noch immer ein größrer Vorrath übrig, als anfangs vorhanden gewesen war. Gott will, Gott kann also auch das Wenige und Geringe reichlich segnen. Sehet da den Hauptgedanken, der aus der Erzählung hervorleuchtet, über welche ich jetzt reden soll! Sollte ich ihn nicht begierig auffassen, diesen Gedanken; sollte ich mit der göttlichen Kraft, die in ihm verborgen liegt, euch nicht zu erquicken, zu stärken, zu ermuntern suchen, mitleidswürdige Brüder, denen nur wenig zu Theil worden ist; die ihr in eurer Dürftigkeit und Schwachheit mit Schmerzen fühlet, wie viel euch mangelt; die ihr euch oft kaum enthalten könnet, mit Unwillen und Neid auf die zu sehen, die Gott über viel gesetzt hat? Gott kann, Gott will auch das Wenige reichlich segnen! Lasset mich diese Stunde dazu anwenden, M. Br., euch zu zeigen, wie wahr dies ist, und wie fruchtbar dieser Gedanke für uns werden kann, wenn wir ihn richtig fassen und anwenden. Urheber, Vertheiler und Geber alles dessen, was gut ist auf Erden, der du so mächtig segnen, der du überschwenglich thun kannst über alles, was wir verstehen und bitten: segne du auch diese Stunde, und laß die Betrachtungen derselben heilsame, reiche, hundertfältige Früchte bringen. Wir flehen um deinen Beystand in stiller Andacht.

Evangelium, Marc. VIII. v. 1—9.

Zu der Zeit, da viel Volks da war, und hatten nichts zu essen, rief Jesus seine Jünger zu sich, und sprach zu ihnen: Mich jammert des Volks, denn sie haben nun drey

Tage bey mit verharret, und haben nichts zu essen; und wenn ich sie ungegessen von mir heim liesse gehen, würden sie auf dem Wege verschmachten; denn etliche waren von ferne kommen. Seine Jünger antworteten ihm: Woher nehmen wir Brod hie in der Wüsten, daß wir sie sättigen? Und er fragte sie: Wie viel habt ihr Brod? Sie sprachen: Sieben. Und er gebot dem Volk, daß sie sich auf die Erde lagerten. Und er nahm die sieben Brode, und dankete, und brach sie, und gab sie seinen Jüngern, daß sie dieselbigen vorlegten; und sie legten dem Volk vor. Und hatten ein wenig Fischlein; und er dankete, und hieß dieselbigen auch vortragen. Sie assen aber, und wurden satt, und huben die übrigen Brocken auf, sieben Körbe. Und ihrer waren bey viertausend, die da gegessen hatten; und er ließ sie von sich.

Gott kann, Gott will auch das Wenige und Geringe reichlich segnen, dies ist der Gedanke, bey welchem wir diesmal mit unsrer Betrachtung verweilen wollen, M. Z. Wie ihn das vorgelesene Evangelium veranlaßt, sehet ihr von selbst ein. So unerwartet, so wunderbar und reichlich ist das Wenige und Geringe nie gesegnet worden, als nach der Erzählung des Evangelii; Gott hat hier auf das einleuchtendste bewiesen, daß er auch mit Wenigem viel bewirken könne. Aber freilich ist seine Allmacht nicht immer auf diese Art thätig, und wir würden eine sehr ungegründete Hofnung fassen, wenn wir ähnliche Wunder von ihm erwarten oder fordern wollten. Um also allem Mißbrauche vorzubeugen, der mit dem Gedanken: Gott kann, Gott will auch das Wenige und Geringe reichlich segnen, getrieben werden könnte; um die Vortheile fühlbar zu machen, welche sich daraus ziehen lassen: so wollen wir auf den Sinn, auf die Wahrheit, und auf die Fruchtbarkeit dieses Satzes sehen; dies sind die drey Hauptpuncte, die unser Nachdenken jetzt beschäftigen sollen.

Welches ist also der Sinn des Gedankens: Gott kann, Gott will auch das We-

nige und Geringe reichlich segnen? Wenig und gering nennen wir hier alles, was zu den Endzwecken, welche dadurch befördert werden sollen, nicht auszureichen scheint. So war der Vorrath von Nahrungsmitteln, den Jesus im Evangelio vorfand, wenig und gering, weil er kaum die kleine Gesellschaft der Jünger Jesu, geschweige denn das Heer von Menschen sättigen konnte, welches damals versammelt war. Wenn wir nun sagen, auch! so wenig ausreichende Mittel könne und wolle Gott segnen: so soll dies freilich nicht so viel heissen, er pflege das Mangelhafte derselben durch Wunder zu ersetzen, wie dies im Evangelio geschah. Wunder läßt Gott nur dann erfolgen, wenn ausserordentliche Endzwecke auch ausserordentliche Mittel nöthig machen; gewöhnlich geschieht alles natürlich, und nach dem einmal vorgesetzten Laufe der Dinge. Er kann, er will auch das Wenige und Geringe reichlich segnen, soll daher nichts anders bedeuten, als er sey willens und im Stande, die Umstände und den gewöhnlichen Lauf der Dinge so glücklich anzuordnen und zu lenken, daß durch Mittel, die ganz unzureichend und schwach zu seyn scheinen, grosse und unerwartete Wirkungen entstehen; seine Regierung wisse selbst geringfügigen Gegenständen eine Wichtigkeit zu geben, durch welche sie zu jeder Absicht tauglich werden, die dadurch befördert werden soll. Doch diese allgemeine Erläuterung ist für meine heutige Betrachtung noch zu unbestimmt; lasset mich also die Fälle selbst angeben, von denen man sagen kann, auch das Wenige und Geringe könne und wolle Gott segnen. Sie lassen sich kurz nennen diese Fälle: Gott kann und will kleine Vorräthe in Ueberfluß; schwache Kräfte in gewaltige Triebfedern; und kleine Veränderungen in grosse Erfolge verwandeln; dies ist der Sinn des Gedankens, von welchem ich spreche.

Gott kann und will kleine Vorräthe in Ueberfluß verwandeln. Ein Beyspiel sehet ihr im Evangelio; und etwas Aehnliches geschieht noch immer. Das Vermögen, welches einzelne Menschen besitzen; die Mittel, von welchen ganze Familien leben sollen; die Güter, von denen das Wohl grosser Völker abhängt, sind oft so gering und so unzulänglich, daß sich nicht absehen läßt, wie auch nur die nöthigsten Bedürfnisse damit sollen befriedigt werden können. Aber ich behaupte, Gott könne und wolle diese kleinen Vorräthe segnen; er könne durch seine Weltregierung Einrichtungen treffen, bey welchen es dem Fleisse, der Thätigkeit, der Klugheit und Sparsamkeit der Menschen gelinge, mit dem, was anfangs unzureichend schien, nicht blos auszukommen, sondern es auch zu vermehren, es bis zum Ueberfluß zu vergrössern. Unermeßlich sind die Reichthümer, mit welchen Gott die ganze Natur um uns her angefüllt hat. Es hängt blos von ihm ab, welche Richtung er den Strömen des Ueberflusses geben will, die sich aus derselben ergiessen. Er kann sie unerwartet und durch tausend Mittel dahin leiten, wo nichts, oder viel zu wenig zu seyn schien, und er will es thun, sobald seine Weisheit es fordert. Gott kann und will geringe Vorräthe in Ueberfluß verwandeln.

Aber auch schwache Kräfte in gewaltige Triebfedern. Gar oft sehen wir Kräfte zu Verrichtungen bestimmt, zu welchen sie offenbar nicht hinreichen; in der Natur, in den Begebenheiten des täglichen Lebens, und in der Geschichte unsers Geschlechts finden sich dergleichen Beyspiele in Menge. Ich behaupte, auch hier könne und wolle Gott mehr thun, als wir uns vorstellen, und seine Kraft sey auch in der Schwachheit mächtig. In seiner Hand ruht der ganze Zusammenhang der Dinge; er kann also die größten Kräfte durch Hindernisse bändigen

und einschränken; er kann aber auch die kleinsten so begünstigen, kann ihre Wirksamkeit so erleichtern, kann sie durch unzählige Mittel so verstärken, daß sie fähig zu grossen Dingen werden, und unendlich mehr leisten, als man erwartet hatte. Und so wird er handeln, er wird das Mächtige verwerfen, und das Schwache vorziehen: sobald er unsern Stolz demüthigen, sobald er es bemerklich machen will, er selbst sey irgendwo wirksam. Gott kann und will schwache Kräfte in gewaltige Triebfedern verwandeln.

Füget noch bey, auch kleine Veränderungen in grosse Erfolge. In der Natur und in den Seelen der Menschen tragen sich täglich Veränderungen zu, die viel zu unbedeutend scheinen, als daß wir sie achten sollten; die sich so wenig auszeichnen, so wenig Geräusch hervorbringen, daß wir glauben, sie werden wieder verschwinden, ohne eine Folge zurückzulassen. Und doch ist es wahr, daß diese kleinen Bewegungen oft fortdauern, sich allmählig stärken, sich um und um erweitern, und endlich gewaltige Wirbel, heftige Erschütterungen, schreckliche Ausbrüche werden, die den Zustand ganzer Nationen und Welttheile verändern. Ich behaupte, hier stehe alles bey dem Regierer der Welt; er könne und wolle grosse Begebenheiten zuweilen im Dunkeln vorbereiten; er könne sie einen Anfang nehmen lassen, den die Menschen entweder nicht wahrnehmen, oder nicht achten; er könne die kleinste unbedeutendste Regung durch die Umstände verstärken, ihr immer mehr Raum und Ausbreitung geben, und sie wachsen lassen bis zu einer allgemeinen Erschütterung. Sehet da in der Kürze den Sinn des Gedankens: Gott kann, Gott will auch das Wenige und Geringe reichlich segnen.

Die Wahrheit des jetzt erklärten Satzes läßt sich leicht beweisen, M. Z., es läßt sich auf mehr als eine Art darthun, daß wir noch immer

berechtigt sind, einen solchen Segen Gottes bey unsern Angelegenheiten zu erwarten. Wir mögen nemlich die Schrift hören, oder die Erfahrung befragen, oder den Zusammenhang der Dinge betrachten, alles belehrt uns, alles giebt uns die Versicherung, daß Gott auch das Wenige und Geringe reichlich segnen kann und will.

Höret zuerst die Schrift! An mehr als einem Orte sagt sie es, Gott könne und wolle kleine Vorräthe in Ueberfluß, schwache Kräfte in gewaltige Triebfedern, kleine Veränderungen in grosse Erfolge verwandeln. Wer ist, so singt ein alter heiliger Dichter, wer ist, wie der Herr unser Gott, der sich so hoch gesetzt hat, und auf das Niedrige sieht im Himmel und auf Erden; der den Geringen aufrichtet aus dem Staub, und erhöhet den Armen aus dem Koth, daß er ihn setze neben die Fürsten, neben die Fürsten seines Volks. Und höret die begeisterte Maria, diese verkannte Jungfrau, die sich so unerwartet erhoben sah zur glücklichsten Mutter, zur Mutter des Sohnes Gottes: er übet Gewalt, ruft sie, mit seinem Arm, und zerstreuet die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn; er stösset die Gewaltigen vom Stuhl, und erhebet die Niedrigen, die Hungrigen füllet er mit Gütern, und lässet die Reichen leer. Fast eben so hatte lange vor ihr der grosse König gesungen, von welchem sie herstammte, und den Gott so erhoben hatte aus der Niedrigkeit. Das Wenige, sagt David in seinen Psalmen, das Wenige, das ein Gerechter hat, ist besser, denn das grosse Gut vieler Gottlosen; denn der Herr kennet die Tage der Frommen, und ihr Gut wird ewiglich bleiben; sie werden nicht zu Schanden zur bösen Zeit, und auch in der Theurung wer-

den sie genug haben. Und wie merkwürdig sind die Aussprüche Pauli über diese Sache! Er sagt es ausdrücklich, Gott könne überschwenglich thun über alles, was wir bitten und verstehen. Die göttliche Schwachheit, spricht er an einem andern Ort, ist stärker, denn die Menschen sind; wenn das, was Gott veranstaltet, will er sagen, auch noch so geringfügig scheint: es wird mächtig genug seyn, allen Widerstand der Menschen zu besiegen. Was schwach ist vor der Welt, setzt er bald nachher hinzu, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist; und das Unedle vor der Welt, und das Verachtete hat Gott erwählet, und das da Nichts ist, daß er zu nichte mache, was etwas ist. Kann mans stärker sagen, daß Gott auch das Wenige und Geringe reichlich segnen könne und wolle, als es hier ausgedrückt ist? Und wie zahlreich sind die übrigen Stellen der Schrift, die eben dies bezeugen! Ich müßte zu weitläuftig werden, wenn ich sie alle anführen wollte. Lasset mich also nur die Antwort noch beyfügen, die Paulus selbst erhielt, als er überwältigt vom Gefühle seiner Schwachheit zum Herrn flehte, als er sich für ganz unfähig hielt zu den grossen Geschäften, die ihm aufgetragen waren: laß dir an meiner Gnade gnügen, dies war die tröstende Antwort, die ihm zu Theil wurde, laß dir an meiner Gnade gnügen, denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig. Es ist also wahr, M. Br., es ist nach dem Zeugniß der Schrift unläugbar, Gott kann, Gott will auch das Wenige und Geringe reichlich segnen; wir sind noch immer berechtigt, diesen Segen Gottes zu erwarten.

Und befraget die Erfahrung, sie wird euch das Nämliche bezeugen. Suchet ihr Proben und Beyspiele des Segens, der geringe Vorräthe in

Ueberfluß verwandelt: betrachtet die Fluren, wo Gott den Saamen, den die Hand des Landmanns ausgestreut hat, zu Erndten emporwachsen läßt, die so vielen Millionen ihren Unterhalt gewähren; sehet euch um in den Hütten derer, denen kein Vorrath ihr künftiges Bestehen sichert, und die doch von einem Jahre zum andern leben und froh sind; fraget die Väter grosser Familien, die ohne reich zu seyn, viel Kinder glücklich erzogen haben; o mit freudiger Rührung werden sie euch eingestehen, daß es ihnen nun selbst unbegreiflich ist, wie ihnen die Versorgung der Ihrigen habe gelingen können, sie werden euch sagen, ein wunderbarer Segen Gottes habe gemacht, daß auch das Wenige zureichen mußte; werfet eure Augen auf die, die jetzt im Ueberflusse leben; lasset euch von vielen unter ihnen erzählen, wie arm und dürftig sie einst waren, wie unbedeutend das Wenige war, womit sie anfiengen, und wie dieses Wenige wuchs und zunahm, und sich jährlich mehrte, und allmählig zu Schätzen wurde: und erstaunen werdet ihr müssen über den Segen des Allmächtigen, der da reich machen kann ohne Mühe. — Und wollet ihr sehen wie Gott schwache Kräfte in gewaltige Triebfedern verwandelt: forschet nach den Ursachen, durch die er den Schoos der Erde befruchtet, und sie zur milden Ernährerin seiner Geschöpfe macht; sind es nicht unzählbare kleine Kräfte, die harmonisch zusammenwirken, und mit stiller unmerklicher Thätigkeit eine Mannichfaltigkeit, eine Summe des Lebens und der Wohlfahrt hervorbringen, die alle unsre Begriffe übersteigt? Wie schwach sind die Kräfte, die er in die Natur des Menschen gelegt hat! Aber erwäget, was durch diese schwachen Kräfte bereits ausgerichtet worden ist! Unter Gottes Regierung, unter dem Beystand und Segen seines Schöpfers hat sich der Mensch emporgeschwungen zur Herrschaft über den Erdkreis; hat die Oberfläche desselben verschönert und umgeschaffen; hat

gelernt, den Wogen des Meeres zu trotzen, gewaltige Ströme zu leiten, und die Kräfte der Natur zu seinem Vortheil zu lenken; hat unzählige Künste erfunden, das kühne Gebäude der bürgerlichen Verfassung errichtet, und das Licht der Wissenschaften angezündet; er hat nach dem Zeugniß der Geschichte fast unglaubliche Thaten vollendet. Nur das, was ein Einziger Mann voll Entschlossenheit und Eifer ein ganzes Leben hindurch zu bewirken vermag, nur das bedenket und überrechnet, und ihr werdet eingestehen müssen, auch schwache Kräfte kann Gott in gewaltige Triebfedern verwandeln. — Und was wird aus kleinen Veränderungen, zu welchen Erfolgen erweitern sie sich, wenn Gott sie segnet! War es nicht gemeiniglich ein unbedeutender Zufall, was die nützlichsten Erfindungen veranlaßte, Erfindungen, bey denen das ganze menschliche Geschlecht gewann? War es nicht häufig ein geringfügiges Ungefähr, was den aufmerksamen Verstand im Reiche der Wahrheit auf wichtige Entdeckungen führte, und allgemeine Verbesserungen des menschlichen Wissens bewirkte? War es nicht fast immer ein kleines Ereigniß, was den Plan unsers ganzen Lebens verändern, den Grund zu unserm Glücke legen, und uns zu dem machen mußte, was wir sind? Waren es nicht eingeschränkte, verächtlich scheinende Bewegungen in Palästina, die zu der grossen, in ihren Folgen unabsehlichen Verbesserung wurden, welche das Christenthum auf Erden bewirkt hat? War es nicht eine kleine gelehrte Streitigkeit zu Wittenberg, aus der die heilsame, so viel Länder umfassende Religionsverbesserung entsprang, der wir selbst so viel verdanken? Doch ich breche ab; das Wenige und Geringe aller Art kann und will Gott segnen, die Erfahrung kann euch dies bezeugen, ihr möget sie befragen, wann ihr wollet.

Werfet noch einen Blick auf den Zusammenhang der Dinge. Ist nicht alles in der

Welt auf das genaueste verknüpft? Richtet sich nicht alles nach festen, unwandelbaren Gesetzen? Und hat diese Ordnung nicht der gemacht, hat diese Gesetze nicht der geschrieben, der alles was ist, zum Daseyn ruft, und alles, was ist, allmächtig erhält? Wird also eine Kraft in der ganzen Natur etwas ausrichten können, wenn sie an einem Orte wirkt, wo sie mächtige Hindernisse findet, wenn der Regierer des Ganzen sie eingeschränkt hat? Setzet dagegen ein schwaches Vermögen an einem vortheilhaften Platze, wo der Spielraum freyer ist, wo benachbarte Kräfte freundlich mitwirken, wo günstige Unterstützungen auf einander folgen: wird es nicht grosse Dinge bewirken können, ohne daß ein Wunder geschähe? Forschet genauer nach, wenn ihr sehet, daß Jemand mit Wenigem auskommt, daß sich Jemand aus dem Staub emporgeschwungen hat, daß Jemand mehr geleistet hat, als man ihm zutraute, daß aus einer Kleinigkeit unermeßliche Folgen entsprungen sind: ihr werdet die Art entdecken können, wie Gott das Wenige gesegnet hat; ihr werdet ein glückliches Zusammentreffen der Umstände wahrnehmen; ihr werdet finden, daß alles dazu geordnet, alles dazu verknüpft war, den Muth der Handelnden zu wecken, ihre Fähigkeiten zu reitzen, ihre Anstrengung zu belohnen, und sie bald langsam, bald schneller immer weiter zu führen. O sie sind alle schon getroffen, sie sind alle schon vorbereitet die weisen und gütigen Einrichtungen, durch welche Gott die Wohlthaten seines Segens hinlenken kann, wohin er will; der Zusammenhang der Dinge selbst ist der Beweis, daß auch das Wenige und Geringe wichtig werden kann, so bald die Endzwecke Gottes es fordern.

Doch nicht bloß die Wahrheit des Gedankens Gott kann, Gott will auch das Wenige und Geringe reichlich segnen, verdient unsre Aufmerksamkeit,

M. Z., ganz vorzüglich wichtig muß uns seine Fruchtbarkeit seyn; wir müssen überlegen, welchen Einfluß er auf unsre Gesinnungen und auf unser Verhalten haben soll; und davon lasset mich noch reden.

Demuth vor Gott dem Allmächtigen ist unstreitig das Erste, was uns dieser Gedanke einflössen soll. Denn wessen wollen wir uns vor ihm rühmen? Hängt nicht zuletzt alles von ihm ab? Bestimmt nicht er, was geschehen soll? Sehet ihr nicht, daß das Gewaltige nichts vermag, wenn er es niederschlagen, und das Schwache alles kann, wenn er es stärken will? Sollen so viel angestrengte Bestrebungen, so viel grosse Unternehmungen, so viel drohende Anstalten der Menschen, die vereitelt wurden, und mit Schande sich endigten; sollen so viel Begüterte, die verarmt, so viel Hohe, die gefallen, so viel Mächtige, die besiegt worden sind; soll der Umsturz grosser Reiche und das traurige Schicksal ganzer Nationen, die herabgesunken sind auf die tiefsten Stufen der Sclaverey und des Elends; sollen die unzähligen Beyspiele, wie eitel alle menschliche Macht und Grösse ist, wenn Gott sie nicht schützt, euch nicht warnen, ihr Stolzen, die ihr übermüthig seyd in eurem Glück, die ihr euch selbst helfen zu können glaubet, und die Hand nicht bemerken wollet, die alles lenkt? Sollen die Verachteten, die um euch her emporkommen aus dem Staub; die sichtbar zunehmen an Reichthum, Einfluß und Ehre; die sich dem Gipfel, auf welchem ihr stehet, mit einer Schnelligkeit nähern, die Niemand aufzuhalten vermag; die euch bald erreichen, verdunkeln, übertreffen werden, euch nicht zur Besinnung bringen und demüthigen; soll so viel, was täglich wider euern Willen geschieht, und was ihr mit aller eurer Widersetzlichkeit nicht hindern könnet, euch nicht die Wahrheit aufdringen, daß ihr ganz in den Händen

einer höhern Macht seyd, einer Macht, die den Hoffärtigen widersteht, und den Demüthigen Gnade giebt? O wer wollte dich nicht anbeten, wer wollte dir die Ehre nicht geben, Allmächtiger, der du aus Nichts etwas machst, der du erniedrigst und erhöhest, belebest und tödtest, schafft und zernichtest, wie es dir gefällt! Lasset es uns eingestehen, M. Br., daß wir ohne ihn Nichts sind; lasset uns erkennen, daß von seiner Lenkung alles abhängt; mit Demuth vor Gott dem Allmächtigen erfülle uns der Gedanke, daß er auch das Wenige und Geringe reichlich segnen kann.

Doch nicht mit Demuth allein; auch mit Vertrauen und Zuversicht. Denn warum sollten wir zagen, wenn wir unter der Regierung eines Gottes stehen, der kleine Vorräthe in Ueberfluß, schwache Kräfte in gewaltige Triebfedern, und kleine Veränderungen in grosse Erfolge verwandeln, der unaussprechlich beglücken und segnen kann? Es ist wenig, was du besitzest, womit du dein Gewerbe anfangen, womit du eine ganze Familie ernähren, was du deinen Kindern hinterlassen sollst; aber zage nicht und sey getrost; auch das Wenige kann und will Gott reichlich segnen; schon vorbereitet, schon geöfnet sind tausend Quellen des Ueberflusses um dich her, die sich über dich und die Deinigen ergiessen werden, so bald er es nöthig findet, dir mehr anzuvertrauen. Schwach sind die Kräfte, die du fühlest, du verzweifelst fast daran, daß sie zureichen werden, die Last von Arbeiten zu tragen, die auf dich warten, die schweren Pflichten zu erfüllen, welche dir obliegen, die wichtigen Dinge zu bewirken, welche du ausrichten sollst; aber zage nicht und sey getrost; die Kraft dessen, der dich hingestellt hat auf den Posten, wo du thätig seyn und wirken sollst, ist auch in der Schwachheit mächtig; viel, über Erwarten viel wird dir gelingen, wenn du treu bist, und auf

seine Unterstützung rechnest. Klein sind die Veränderungen, die du hervorbringen kannst, du siehst dich eingeschlossen in einen engen Wirkungskreis, du mußt deine Zeit und deine Kräfte Kleinigkeiten widmen, die ausser deinem Hause, ausser dem Orte, wo du lebst, gar nicht bemerkt werden; aber zage nicht und sey getrost; siehst du nicht, wie oft Gott kleine Veränderungen in wichtige Erfolge verwandelt? Glaubst du wenig gethan zu haben, wenn du durch deinen Fleiß auch nur ein einziges menschliches Geschöpf ernährt, gepflegt und gebildet hast, das einst mehr leisten wird, als du, das einst vielleicht Tausende belehren, retten und beglücken soll? Und hängen die kleinen Arbeiten, über welche Gott dich gesetzt hat, nicht auf mannichfaltige Art mit den gröfsern Geschäften zusammen, die von Andern besorgt werden; bist also du nicht ein eben so nöthiges Glied in der Kette des Ganzen, als ein Andrer, welcher mehr in die Augen fällt und wichtiger zu seyn scheint? Nur warten lasset uns, M. Br., und mit Treue verrichten, was uns obliegt: es wird auch an uns offenbar werden, daß Gott das Wenige und Geringe unaussprechlich segnen kann und will.

Doch diese Treue, diese gewissenhafte Thätigkeit in unserm Beruf ist eben das Dritte, wozu dieser Gedanke uns verbindet. Denn nicht Wunder sind der Segen, der uns zu Theil werden soll. Gott läßt alles in der Ordnung erfolgen, die auf Erden herrscht, er läßt alles nach den Gesetzen geschehen, auf die diese Ordnung sich gründet. Und nach dieser Ordnung, vermöge dieser Gesetze ist Fleiß, und Arbeitsamkeit, und Klugheit, und Sparsamkeit, und überlegte, sorgfältige Anwendung aller unsrer Fähigkeiten unumgänglich nöthig, wenn unsre kleinen Vorräthe zureichen, und Ueberfluß werden; wenn unsre schwachen Kräfte sich stärken und viel leisten; wenn die kleinen Veränderungen, die

wir hervorbringen, sich ausbreiten, und grosse Folgen nach sich ziehen sollen. Für den trägen nachläßigen Knecht hat Gott keinen Segen; du warteſt vergeblich auf seine Unterstützung, wenn du die Bedingungen nicht erfüllen willst, unter denen sie dir zugesagt ist. Konnte irgend Jemand mehr auf die gewisseste Hilfe und auf den reichsten Segen rechnen, als Jesus? War aber dessen ungeachtet jemand geschäftiger, jemand unermüdeter, jemand eifriger, den Willen dessen zu thun, der ihn gesandt hatte, und zu vollenden sein Werk, als eben Er; und war es nicht die Folge dieser Treue, daß das Werk Gottes, welches er anfieng, so unglaublich schnell sich ausbreiten, und eine Grösse erlangen konnte, die Himmel und Erde umfaßt? Sehet da, was wir zu hoffen haben, wenn wir Jesu ähnlich werden in seiner Thätigkeit, in seiner Treue, in seinem Eifer für Schuldigkeit und Pflicht; dann ist die Bedingung vorhanden, unter welcher Gott sich auch an uns verherrlichen, auch unser Weniges und Geringes segnen kann und will.

Aber eben darum, weil Treue, Treue einen so grossen Lohn hat, und so reichlich von Gott gesegnet wird, lasset uns keinen Menschen verachten, er sey auch noch so niedrig und gering. Denn können wir wissen, wozu ihn Gott ausersehen hat, welche Fähigkeiten in ihm verborgen liegen, in welche Verbindungen er kommen wird, und wie bald sich vielleicht seine Armuth in Reichthum, seine Schwachheit in Stärke, seine Niedrigkeit in Macht und Ansehen verwandeln kann? O möchte die Reue, die Schaam, die Demüthigung derer uns warnen, die sich übertroffen von Menschen sahen, welche sie ehemals verachteten und mißhandelten! Wunderbar sind die Wege des Allmächtigen, M. Br., oft plötzlich erhebt er die Werkzeuge seiner weisen Regierung aus dem Staub, wo man sie übersehen hatte, und wirkt durch diese Verachteten, was keine Macht auf

Erden

Erden zu vollenden vermochte. Und so seyd mir denn alle gesegnet, alle von mir geachtet, Brüder, die Gott mit mir hervorgerufen hat zum Daseyn, zum Leben, zum Wirken auf Erden. Nein, überflüssig ist keiner von euch; ihr seyd alle Theile seiner Welt; seyd mehr als dies, ihr seyd vernünftige Geschöpfe, seyd freye Bürger seines Reichs, seyd sein Bild. Und ich dürfte mich erkühnen euch gering zu schätzen? Kann ichs wissen, wozu euch Gott noch brauchen, was er euch noch anvertrauen dürfte? Kann ichs wissen, wie viel heilige, wohlthätige Boten und Werkzeuge seiner Fürsehung insonderheit unter euch verborgen seyn mögen, ihr Verkannten, an die man jetzt nicht denkt, die ihr noch in der Dunkelheit lebet, die ihr erst im Begrif seyd, eure jugendlichen Kräfte zu entwickeln? Kann ich endlich wissen, was Jeder von euch künftig seyn wird, wenn ihr euch auch auf Erden nie auszeichnen solltet; auf welche Stufen die Hand des Allmächtigen euch in einer andern Welt erheben, wie sie eure Treue da belohnen wird?

Denn dies ist eben das Letzte, M. Br, was aus dem fruchtbaren Gedanken, daß Gott auch das Wenige und Geringe reichlich segnen kann und will, noch hervorgeht; er muß die Hofnung in uns beleben, daß wir zu einem ewigen und gränzenlosen Wachsthume bestimmt sind. Hier fühlen wirs oft, M. Br., fühlen es mit Schmerzen, wie eingeschränkt und schwach wir sind, wie bald unsre Kraft sich erschöpft, und wie geringfügig alles ist, was wir vermögen. Aber kann Gott das Eingeschränkte nicht erweitern, das Schwache nicht stärken, das Geringfügige nicht wichtig machen? Kennt seine Allmacht Gränzen, und kann sie nicht ins Unendliche vergrössern und segnen? Und überleget es, muß er dies bey uns nicht auch wollen; muß es nicht sein Plan mit uns seyn, uns ewig zu erhalten, und ewig

wachsen zu lassen? Sollte er die Vorstellung eines solchen gränzenlosen Fortschritts umsonst in uns erweckt; sollte er die Sehnsucht und den Wunsch, ewig höher zu steigen, zu unsrer Qual uns eingepflanzt; sollte er die Fähigkeit, ins Unendliche wachsen zu können, uns ohne Absicht mitgetheilt; sollte er uns seinen Sohn, diesen Führer zur Unsterblichkeit, der uns so laut auffordert, vollkommen zu seyn, wie der Vater im Himmel, vergeblich gesandt haben; sind alle diese Dinge nicht der klare Beweis, auch wir, auch wir gehören zu dem Kleinen und Geringen, das er reichlich, das er ewig, das er unaussprechlich segnen will? Wir fassen sie, Allmächtiger Vater, wir fassen sie, die frohe lebendige Hofnung, die sich uns hier zeigt; o Erquickung und Labsal soll sie uns seyn, wenn es uns oft schwer wird, die ersten Stufen zu erklimmen, auf die wir uns hier erheben sollen. Unsre Kraft wird sich mehren, unsre Schritte werden grösser werden, sie werden sich verwandeln in einen freyen glücklichen Aufflug zu dir, je treuer wir jetzt sind, je näher wir der Ewigkeit kommen. Da werden wirs empfinden lernen, daß du überschwenglich thun kannst über alles, was wir bitten und verstehen; denn bey dir o Vater, bey dir ist kein Ding unmöglich; Amen.

46.

Am achten Sonntage nach Trinitatis.

Es ist eine zwar demüthigende und unangenehme, aber sehr wahre und richtige Behauptung, M. Z., daß unsrer Unschuld und Tugend nichts nachtheiliger ist, als der Aufenthalt in der menschlichen Gesellschaft. Schon das blosse Zusammenseyn mit Menschen ist uns gefährlich. Die meisten Leidenschaften, die unser Herz beherrschen, würden gar nicht in uns erwachen, wenn unsre Verbinduugen in der Gesellschaft sie nicht aufregten und nährten. Der blosse Anblick derer, mit denen wir leben, und die beständige Rücksicht, die wir auf sie nehmen müssen, entzündet und unterhält in uns die Flamme der Wollust, der Habsucht, des Ehrgeitzes, des Neides, der Feindschaft und der Rachsucht, die uns verzehrt, und zu tausend Vergehungen erhitzt; unser Herz ist ruhig und wohlwollend, so lange wir als Kinder den Einfluß der Gesellschaft noch wenig empfinden; es wird dagegen immer stürmischer und feindseliger, je tiefer wir bey zunehmenden Jahren in die mannichfaltigen Banden des geselligen Zusammenhangs verwickelt werden. Aber dies ist noch lange nicht genug; nicht blos in der Natur der Gesellschaft überhaupt liegen Reitzungen zum Bösen; bekanntlich ist es oft sogar das absichtliche Bestreben derer, mit

denen wir leben, das Gute bey uns zu hindern, und uns in Vergehungen und Laster zu stürzen. Giebt man uns nicht auf allen Seiten ein schädliches Beyspiel; wendet man nicht häufig alle Künste der Ueberredung an, uns unsern Pflichten untreu zu machen; führt man nicht oft Plane der Verführung aus, die mit der feinsten List entworfen und angelegt waren; zieht man nicht die unschuldigsten Geschöpfe unvermerkt in Verbindungen, von denen sie sich nicht mehr losreissen können, und wo ihnen nichts weiter übrig bleibt, als sich den wildesten Ausschweifungen zu überlassen? Nicht umsonst haben sich so viel gute Menschen aller Zeiten abgesondert, so viel sie konnten; nicht umsonst sind so viel für ihr Heil besorgte in stille Klöster, in einsame Gegenden, in öde Wüsteneyen geflohen; nicht umsonst ist finstrer Unmuth, und ein gewisser menschenfeindlicher Trübsinn zuweilen gerade an denen sichtbar, welche die meiste Achtung verdienen; es muß jedem, dem es darum zu thun ist, fromm und gut zu seyn, gar zu fühlbar werden, wie viel Hindernisse die Gesellschaft diesem Bestreben in den Weg lege, und wie nachtheilig für die wahre Tugend der Aufenthalt in derselben zu werden pflege.

So wahr dies alles ist, M. Z., so groß insonderheit bey manchen Verbindungen und Umständen die Gefahren für unsre Tugend in der Gesellschaft werden können: so hat doch die Religion, welche wir bekennen, jenes Zurückweichen in die Einsamkeit, jenes furchtsame Fliehen aus der Welt und dem thätigen Leben, durch welche sich so viele zu helfen gesucht haben, weder gebilligt, noch erlaubt. Wie groß auch die Verderbnisse der menschlichen Gesellschaft seyn, welche Gefahren unsrer Unschuld auch da drohen mögen: unter den Menschen weiset uns das Christenthum unsern Wirkungskreis an; in den Verbindungen, in welche Gott uns ge-

bracht hat, sollen wir bleiben und Gutes üben; wir sollen, um tugendhaft zu werden, die Menschen nicht fliehen, sondern vorsichtig mit ihnen umgehen lernen; wir sollen, damit ich alles kurz zusammenfasse, uns eine fruchtbare Kenntniß derselben verschaffen, so wird es uns möglich seyn, in ihrer Mitte alles zu werden, was wir werden sollen.

Wichtige Wahrheit! Merkwürdige Erinnerung unsrer Religion, daß Menschenkenntniß unentbehrlich zu einer wahren Frömmigkeit ist; von wie Wenigen wird sie verstanden, von wie Wenigen geachtet und befolgt! Niemand hat es deutlicher gesagt, M. Z., niemand hat es ernstlicher eingeschärft, daß man die Menschen nachdenkend beobachten, und genau kennen müsse, wenn man tugendhaft und fromm, wenn man gegen die Gefahren und Verderbnisse der Gesellschaft gehörig verwahrt seyn wolle, als Jesus selbst in dem heutigen Evangelio. Lasset michs versuchen, seine Belehrungen weiter auszuführen, und die Anleitung, die er uns ertheilt, nach ihrem Inhalt, und nach ihrer Wichtigkeit vorzustellen. Ich werde nehmlich diesmal den Hauptgedanken auffassen, der in dem heutigen Evangelio herrscht; ich werde zeigen: wie man sich die zu einer wahren Frömmigkeit so unentbehrliche Menschenkenntniß erwerben soll. Natürlich werden wir vor allen Dingen sehen müssen, worin diese Menschenkenntniß bestehe; hernach wird sich leicht beweisen lassen, daß sie zu einer wahren Frömmigkeit unentbehrlich sey; und zuletzt werden wir auch Vorschläge thun können, wie man sich dieselbe erwerben soll. Mit räthselhaften, geheimnißvollen Gestalten sehen wir uns umringt, M. Br., wenn wir uns in unsern gesellschaftlichen Verbindungen betrachten; da ist keins von allen den Geschöpfen, mit welchen wir umgehen, das nicht in ge-

wisser Hinsicht unergründlich für uns wäre, das nicht mehr Gutes und Böses, mehr Schädliches und Nützliches, mehr Hoheit und Niedrigkeit in sich verschlösse, als der äußre Anblick darstellt. Ach ihr werdet euch anschliessen, wo ihr euch zurückziehen, ihr werdet euch vertraulich öfnen, wo ihr verschlossen bleiben, ihr werdet vernachlässigen, was ihr achten, und vorziehen, was ihr geringschätzen solltet, ihr werdet eure Tugend den größten Gefahren aussetzen, und die erwünschtesten Vortheile ungenützt lassen, wenn ihr euch nicht gewöhnet, die schärfer ins Auge zu fassen, welche sich euch nähern, wenn ihr die grosse Vorschrift nicht ausüben lernet: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Der Geist der Wahrheit sey mit uns, und lehre uns rein und unsträflich bleiben mitten unter einem verkehrten Geschlecht; wir flehen um diese Gnade in stiller Andacht.

Evangelium: Matth. VII. v. 15—23.

Sehet euch vor, vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber sind sie reissende Wölfe. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? Also ein jeglicher guter Baum bringet gute Früchte: aber ein fauler Baum bringet arge Früchte. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen, und ins Feuer geworfen. Darum an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Es werden viel zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissaget? Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viel Thaten gethan? Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt; weichet alle von mir, ihr Uebelthäter.

Man kann sich über die Beschaffenheit einer fruchtbaren Menschenkenntniß, über ihre Unentbehr-

lichkeit zu einer wahren Tugend, und über die Mittel, durch welche sie erworben werden muß, in der Kürze unmöglich besser erklären, M. Z., als es von Jesu in dem vorgelesenen Evangelio geschehen ist.

Lasset uns also nach der Ordnung, die ich vorhin bereits angezeigt habe, den Anfang mit der Untersuchung machen, worin diese Menschenkenntniß bestehe? Man soll sich, wie es im Evangelio heißt, nicht durch das Schafskleid blenden lassen, in welches falsche Propheten sich verbergen; man soll im Stande seyn, jeden Baum nach seinen Früchten zu beurtheilen. Bey der Menschenkenntniß, welche Jesus verlangt, muß also alles darauf ankommen, daß man aus dem Aeussern der Menschen, aus dem, was an ihnen in die Augen fällt, richtige Schlüsse auf ihr Innres und auf den Zustand ihres Herzens zu machen wisse; sie muß die Fertigkeit seyn, die wahre Denkungsart Andrer nach ihrer Beschaffenheit, nach ihrem Werthe, und nach ihren Veränderungen aus äusserlichen Merkmalen zu folgern. Lasset uns die Hauptpuncte dieser kurzen Beschreibung etwas genauer betrachten.

In der Fertigkeit, die wahre Denkungsart Andrer aus äusserlichen Merkmalen zu folgern, besteht die fruchtbare Menschenkenntniß. Wir kennen nämlich Andre nur dann, wenn wir ihre Art zu urtheilen und zu empfinden erforscht, wenn wir uns davon unterrichtet haben, welche Grundsätze, Gesinnungen und Neigungen in ihrem Innern herrschen, und aus welchen Quellen alle ihre Handlungen entspringen. Aber diese Quellen, und der ganze innre Mensch sind für uns unsichtbar, M. Z. Zu jener geheimnißvollen Tiefe, wo alle Gedanken sich bilden, wo alle Empfindungen sich entwickeln, wo das Triebwerk unsrer Neigungen sich regt, wo alle Entschliessungen gefaßt werden, zu der

eigentlichen und nächsten Werkstatt des menschlichen Geistes kann nur der Blick des Allwissenden durchdringen; unser Auge muß sich begnügen, das zu beobachten, was von der innern Wirksamkeit der Seele äusserlich vermittelst des Körpers sichtbar wird. Und wahrhaftig zahlreicher, bedeutender und verständlicher, als man glauben sollte, sind jene Früchte, wie Jesus sie nennt, jene Merkmale, durch welche sich die Denkungsart Andrer verräth. Im Grunde redet alles, M. Z., was man äusserlich an uns wahrnimmt; alles, was an unsrer sinnlichen Gestalt in die Augen fällt, ist Abdruck des Innern, Folge dessen, was unser Geist denkt und will, und für den, der beobachten und urtheilen kann, eine sehr laute vernehmliche Sprache. Denn ist die Verbindung, in der unser Geist mit seinem Körper steht, nicht so unwillkührlich und innig, daß unsre Vorstellungen, Gefühle und Neigungen durch unsre Mienen, durch den Blick unsrer Augen, durch unsre Bewegungen, und durch unser ganzes Verhalten gleichsam anschaulich werden; schimmern unsre Gedanken nicht oft wider unserm Willen durch; malen unsre Affecten sich nicht deutlich auf unserm Gesichte; zucken unsre Leidenschaften nicht in allen unsern Gliedern, verrathen sich unsre Absichten nicht in unserm Benehmen, ist der ganze Inbegrif dieser Kennzeichen nicht so zuverlässig und sicher, daß sie den, der sie einmal versteht, unmöglich täuschen können? Sehet da die Kunst des wahren Menschenkenners; er hat sich darauf geübt, alles, wodurch sich die innere Verfassung der Menschen ausdrückt, bey Andern zu beobachten und auszulegen; für ihn ist alles, was sie äussern, bezeichnend und aufklärend; er besitzt die Fertigkeit, die wahre Denkungsart Andrer aus äusserlichen Merkmalen zu folgern.

Und zwar nach ihrer Beschaffenheit. Es giebt, wie Jesus im Evangelio sagt, gute und faule

Bäume; es giebt Menschen, welche die Mordlust reissender Wölfe mit der unschädlichsten Gestalt zu bedecken verstehen. Andre kennen, heißt also wissen, was man sich zu Jedem zu versehen habe; es heißt aus den Früchten eines Jeden beurtheilen, ob er den guten oder faulen Bäumen beyzuzählen sey; es heißt, mit der ganzen Beschaffenheit seiner Denkungsart, nach allen ihren Vorzügen und Mängeln, vertraut seyn. Bekanntlich haben Tugend und Laster ihre eigenthümlichen Merkmale; so sehr auch das Leztre strebt, der Tugend nachzuahmen, und die Gestalt derselben zu heucheln, es gelingt ihm nie ganz und vollkommen; denn kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? Wer die Menschenkenntniß besitzt, welche Jesus im Evangelio fordert, ist nicht lange zweifelhaft, welche Denkungsart er bey Andern voraussetzen soll. Ihm ist die rührende Unschuld, die edle Einfalt, die stille Grösse, die gemeinnützige Wirksamkeit, der feste Sinn, die beständige Gleichförmigkeit, durch welche die wahre Tugend sich ankündigt, viel zu bekannt, als daß er ihre Merkmale übersehen, oder falsch erklären sollte; dagegen weiß er auch jenes versteckte Wesen, jene Künsteley, jenen Mangel an Zusammenhang und Ordnung, jene Ausbrüche der Sinnlichkeit und ungezähmter Triebe, welche das Laster bezeichnen, so genau zu unterscheiden, daß es sich seinem Scharfblicke nicht leicht entziehen wird. Und da die Denkungsart keines Menschen durchaus gut oder durchaus böse ist, sondern aus einer Mischung von mancherley Vollkommenheiten und Fehlern besteht: so wird ihn seine Beobachtung auch die gute und schlechte, die schwache und starke Seite Andrer bald entdecken lassen; alles, was Andre äussern, wird ihm Licht über die Beschaffenheit ihrer Denkungsart geben.

Und mithin auch über ihren Werth. Man kann äusserlich den Schein der besten Gesinnungen

und der größten Frömmigkeit verbreiten, M. Z., man kann sich sogar selbst für gut und fromm halten; und doch ein Uebelthäter seyn, den der Herr einst von sich weisen wird. Es werden nicht alle, heißt es im Evangelio, die zu mir sagen, Herr, Herr, in das Himmelreich kommen; Jesus sagt es ausdrücklich, selbst solche werde das Urtheil der Verwerfung einst treffen, die sich darauf berufen könnten, in seinem Namen geweissagt, in seinem Namen Teufel ausgetrieben und viel Thaten gethan zu haben. Um Andre zu kennen, kann es also noch nicht genug seyn, alles an ihnen wahrzunehmen, was entweder Lob oder Tadel verdient, was man für gut und rühmlich, oder für verwerflich und böse zu halten hat. Ach es ist nicht alles ächt, was durch Glanz und Schimmer sich ankündigt; nicht alles unächt, was verdächtig scheint. Will man sich durch jenes nicht blenden lassen, und dieses nicht übersehen, so muß man tiefer in den Werth eindringen, welchen die Denkungsart Andrer hat, man muß zu bestimmen suchen, ob sie nach den Grundsätzen des Christenthums die Probe hält, oder nicht. Die fruchtbare Menschenkenntniß begnügt sich nicht damit, zu wissen, diese oder jene gute Eigenschaft sey da, diese oder jene rühmliche Gesinnung herrsche, dieses oder jenes nützliche Verhalten werde geäussert; sie untersucht, wie wichtig dieses Gute sey, und welchen Rang es in der Reihe wahrer Vollkommenheiten behaupte; sie forscht insonderheit den Quellen nach, aus welchen es entspringt, und läßt nur das für wirklich gut gelten, was aus dem Gefühl der Pflicht, was aus Gehorsam und Liebe gegen Gott fließt. Die fruchtbare Menschenkenntniß begnügt sich nicht damit, zu wissen, dieser oder jener Mangel sey da, dieser oder jener Fehler herrsche, dieses oder jenes schädliche Verhalten werde geäussert; sie untersucht, wie wichtig dieser Mangel sey, und welchen Rang er in der Reihe menschlicher

Unvollkommenheiten behaupte; sie forscht insonderheit den Quellen nach, aus welchen er entspringt, und erklärt blos das für wichtig, was von bösem Willen, was von vorsätzlicher Bosheit und innrer Verkehrtheit herrührt. Dies, M. Z., dies ist das mühsamste Geschäft der wahren Menschenkenntniß. Es ist schwer, zu den wahren Triebfedern durchzudringen, welche das menschliche Herz in Bewegung setzen; den Eigennutz, die Eitelkeit, die unedeln Ursachen zu entdecken, die bey so manchem rühmlichen Verhalten zum Grunde liegen; und dagegen den redlichen Eifer, den guten Willen, den edlen Entschluß nicht zu verkennen, der sich zuweilen durch ein fehlerhaftes Betragen äussert. Aber nie kann unser Urtheil über den Character Andrer genau, bestimmt, und richtig seyn, wenn wir diese Untersuchung vernachlässigen, wenn wir uns nicht gewöhnen, den Werth ihrer Denkungsart nach den Grundsätzen zu schätzen, welche die Religion uns an die Hand giebt.

Doch die fruchtbare Menschenkenntniß wird endlich auch die Veränderungen nicht übersehen, welche mit der Denkungsart Andrer vorgehen. Denn welchen Abwechselungen ist der innre Zustand der Menschen unterworfen! Bilden sich nicht unabläßig neue Vorstellungen und Ueberzeugungen? Verdrängt nicht eine Neigung die andre, und ein Bestreben das andre? Wird das Gemüth nicht bald von diesem, bald von einem andern Affect erschüttert, bald von dieser, bald von einer andern Leidenschaft fortgerissen? Hat nicht bald das Gute, bald das Böse die Oberhand? Neigt sich die innre Verfassung im Ganzen nicht oft zu einer nachtheiligen Verschlimmerung hin, und wird täglich bedenklicher; oder ist in einer glücklichen Verbesserung begriffen, und wird täglich vollkommner? Vergeblich rühmen wir uns, Andre zu kennen, wenn uns nicht auch dieser Wechsel bemerk-

lich wird, wenn wir nicht zu beurtheilen wissen, was nach den äusserlichen Anzeigen jetzt bey jedem das Herrschende ist, was man nach dem gegenwärtigen Stande seines Herzens und seiner Neigungen von ihm zu erwarten habe. Und o je geschwinder nicht selten die entgegengesetztesten Zustände auf einander folgen; je unruhiger und lebhafter das innre Triebwerk bey unzähligen Menschen wirkt; je mehr die meisten vom Einfluß äußrer Ursachen abhängen, und sich durch denselben oft auf eine unbegreifliche Art umstimmen lassen: desto nöthiger ist es, die Merkmale zu kennen, durch welche dergleichen Umkehrungen und Wendungen sich ankündigen; desto sorgfältiger muß man die Uebergänge bemerken, welche die Seele zu neuen Zuständen macht, um genau zu wissen, wie man mit Jedem daran sey. Sehet da ein flüchtig gezeichnetes Bild der wahren Menschenkenntniß! Sie ist die weise vorsichtige Auslegerin alles dessen, was sich von der Denkungsart Andrer durch sinnliche Merkmale zu erkennen giebt; stets aufmerksam auf diese Zeichen, bekannt mit ihrer Bedeutung, und geübt, sie nach den jedesmaligen Umständen richtig zu erklären, deckt sie die Beschaffenheit der Denkungsart auf, die Andern eigen ist, schätzt und berechnet ihren sittlichen Werth, und verfolgt auch die Veränderungen, die sich damit zutragen; sie bringt überall den grossen Grundsatz in Ausübung: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. — Nur einen Blick darf man auf die Beschaffenheit der wahren Menschenkenntniß werfen, M. Z., um ihre grosse Wichtigkeit zu fühlen; um es einzusehen, daß Weisheit des Lebens ohne sie nicht möglich sey; um es zu empfinden, daß der Unglückliche, dem sie fehlt, sich gleichsam in einer Dämmerung befindet, wo lauter unkenntliche Gestalten ihn umgeben, wo er unvermeidlichen Gefahren und Mißhandlungen ausgesetzt ist.

Doch es ist jetzt meine Absicht nicht, die Nothwendigkeit und den Werth der Menschenkenntniß überhaupt darzuthun; ich wollte blos beweisen, daß sie zu einer wahren Frömmigkeit unentbehrlich sey. Und hier könnt ich mich denn sogleich auf das Ansehen Jesu im Evangelio berufen, der es allen seinen Bekennern zur Pflicht macht, auf die Früchte derer zu merken, mit denen sie umringt seyen, und dadurch zu verhüten, daß sie nicht von Betrügern hingerissen, und um Unschuld und Tugend gebracht würden. Lasset uns aber diesem Gebote Jesu etwas weiter nachdenken, und es wird sich bald zeigen, welche dringende Ursachen dabey zum Grunde liegen. Die Menschenkenntniß, welche ich vorhin beschrieben habe, ist nämlich Christen darum unentbehrlich, weil die Frömmigkeit ohne sie weder sicher, noch billig, noch wirksam genug seyn kann.

Nicht sicher kann die wahre Frömmigkeit ohne Menschenkenntniß seyn. Denn giebt es nicht falsche Propheten in Schafskleidern; giebt es nicht Heuchler, die sich damit begnügen, Herr Herr zu sagen; giebt es nicht Betrogne, die sich für gut halten, ohne es zu seyn, und in der unglücklichsten Täuschung dahin leben? Giebt es nicht Menschen, welche durch blendende Vorzüge reitzen, welche man nicht sehen kann, ohne von ihnen gerührt, eingenommen und hingerissen zu werden? Ist bey dem überall herrschenden Hange, sich immer von der besten Seite darzustellen, und Andre durch eine angenommene gefallende Form zu betrügen, die Menge derer, gegen die man auf seiner Hut seyn muß, nicht ungleich grösser, als die Anzahl der Unschädlichen und Redlichen? Was soll uns aber in dem Gedränge, in welchem wir leben, was soll uns bey dem mannichfaltigen, immer wechselnden Verkehr, in welchem wir mit Menschen aller Art stehen und stehen müs-

sen, schützen, was soll verhindern, daß der Heuchler uns nicht bethöre, der Verführer uns nicht berücke, der versteckte Lasterhafte uns nicht mit seinen Fehlern verunreinige, wenn es uns an der Fähigkeit fehlt, jeden richtig zu beurtheilen, wenn wir nicht geübt sind, Andre aus ihren Früchten zu erkennen? Solltet ihr nicht so manches gute Geschöpf, das die besten Hofnungen gab, das bey der Pflege einer guten Erziehung schon zu einer festen Tugend gereift zu seyn schien, als ein trauriges Opfer der Verführung haben fallen, und seinen Untergang finden sehen? Ach es war der Mangel an Menschenkenntniß, was die Frömmigkeit desselben so unsicher machte! Solltet ihr nicht so manchen guten Menschen, so manchen frommen und eifrigen Christen gekannt haben, der sich in der Gewalt schändlicher Heuchler befand, der von niederträchtigen Bösewichtern sich mißbrauchen, und zu Thorheiten und Verbrechen hinreissen ließ? Ach es war der Mangel an Menschenkenntniß, was die Frömmigkeit desselben so unsicher machte! Solltet ihr euch nicht auf Fälle eures eignen Lebens besinnen können, wo ihr durch ein unvorsichtiges Vertrauen gegen unwürdige Menschen in die Gefahr geriethet, Tugend und Unschuld zu verliehren, wo ihr euch wohl gar eine Zeitlang von dem Wege der Pflicht ableiten liesset? Ach es war Mangel an Menschenkenntniß, ihr werdet euch dies nun selbst eingestehen müssen, was eure Frömmigkeit so unsicher machte! Wehe dem Unglücklichen, den jeder falsche Schimmer blendet, den jeder gute Schein bethört; auch bey dem besten Willen, auch bey dem größten Eifer, auch bey der wirksamsten Liebe zum Guten wird er das Spiel der Bosheit und Arglist werden; die wahre Frömmigkeit kann ohne Menschenkenntniß nie sicher genug seyn.

Setzet hinzu auch nicht billig genug. Die Tugend, M. Z., hat nicht immer dieselbe Aussen-

seite, nicht immer dieselbe in die Augen fallende Form. Sie ist bald heiter und froh, bald ernsthaft und finster; sie erscheint bald ungezwungen und frey, bald zurückhaltend und furchtsam; sie bedient sich bald einer gewissen gleichsam geweihten Sprache, bald des gemeinen und gewöhnlichen Ausdrucks; sie hat bald allerley fromme Uebungen und Anstalten in ihrem Gefolge, bald kann sie solcher äusserlichen Hilfsmittel entbehren; sie nimmt mit einem Worte von dem natürlichen Character der Menschen, von den äussern Umständen, und vom Einfluß zufälliger Ursachen bald diese, bald eine andre Farbe an. Wer den wahren Sinn Jesu hat, wer die Menschenkenntniß besitzt, die er im Evangelio fordert, wird sich an diese Zufälligkeiten nicht stoßen, er wird der Tugend Gerechtigkeit widerfahren lassen, er mag sie in dieser, oder in jener Gestalt finden, er wird billig gegen jeden seyn, der sie besitzt, und ihn nach der Liebe beurtheilen. Aber diese Billigkeit, diese edle gerechte Liebe erwartet nicht von dem Frommen, dem es an Menschenkenntniß fehlt. Seyd noch so rechtschaffen und gut, beweiset die bessernde Kraft des Evangelii noch so deutlich durch euer Verhalten und Leben: seyd ihr nicht gerade so fromm, wie er; stimmt ihr nicht in den Ton ein, den er für den einzig rechten hält; machet ihr nicht alle die Uebungen mit, die er so nöthig und erbaulich findet, so wird er euch verkennen, so wird er euch mit Mißtrauen betrachten, so wird er euch wohl gar für Unwidergebohrne, für natürliche Menschen, für Weltkinder erklären und verachten. Und wie kann es auch anders seyn; ihm ist nur eine einzige Gestalt und Farbe der wahren Gottseligkeit bekannt, nämlich die, welche sie bey ihm selber hat; wo er sie so nicht antrift, da vermißt er sie ganz, da vergißt er alle Billigkeit im urtheilen. Und daher jene finstre Strenge, jene wegwerfende Verachtung, jene liebloſe Härte, mit welcher sonst gute und fromme Men-

schen sich über alle die erklären, die nicht ganz von ihrer Parthey sind, nicht in eben dem Tone Herr Herr sagen, den sie sich 'angewöhnt haben. Aber brauch ichs zu sagen, wie unvollkommen eine Frömmigkeit ist, der es an Liebe fehlt? Ist Barmherzigkeit, welche die Unschuldigen nicht verdammt, Gott nicht wohlgefälliger, denn Opfer? Ist Liebe nicht des Gesetzes Erfüllung; und bleibt der Ausspruch nicht ewig wahr: und wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle? Die Frömmigkeit ist ohne Menschenkenntniß nicht billig genug.

Sie wird endlich ohne dieselbe auch nicht wirksam genug seyn können. Die wahre Tugend ist nicht müssig; aus ehrerbietigem Gehorsam gegen Gott und ihre Pflicht so viel Gutes zu stiften, als möglich ist, alles um sich her in Ordnung zu bringen, zu verbessern und zu beglücken; grosse wohlthätige Absichten auf alle Weise zu befördern, und an ihrer Vollendung Theil zu nehmen, dies ist ihr unablässiges Bestreben; sie kann sich unmöglich anders äussern, unmöglich einen andern Beweis von ihrer Aechtheit und von ihrem Daseyn geben, als diesen. Aber wie wenig wird sie ausrichten, welchen Widerstand wird sie finden, mit welchem Schmerz wird sie ihre besten Bemühungen mißlingen sehen, wenn es ihr an wahrer Menschenkenntniß fehlt! Wird sie sich, um sich Beystand und Unterstützung zu verschaffen, an die rechten Personen wenden, wird sie sich in der Wahl ihrer Freunde, Vertrauten und Werkzeuge nicht unaufhörlich irren, wenn sie unfähig ist, die Menschen richtig zu beurtheilen? Wird sie, um das auszuführen, was sie für Pflicht erkennt, die rechten Maasregeln ergreifen, wird sie Andre für ihre Absichten einzunehmen und in Thätigkeit zu setzen wissen, wenn sie unbekannt

kannt mit der grossen Verschiedenheit der menschlichen Gemüther und mit ihrer Behandlungsart ist? Wird sie, um etwas durchzusetzen, die günstigsten Zeitpuncte ergreifen, und die vortheilhafte, sich oft so schnell wieder ändernde Stimmung der Gemüther benutzen können, wenn sie sich nicht darauf versteht, die äusserlichen Merkmale derselben zu bemerken und auszulegen? Ach es ist eine traurige Erfahrung, daß Fromme oft in einer sichtbaren Verachtung leben; daß sie sich bloß geben und kindische Fehler begehen, so bald sie handeln sollen; daß der Leichtsinn ihrer spottet und sie lächerlich macht; daß sie sich bey allen Gelegenheiten betrügen und überlisten lassen! Wäre dies möglich, wenn sie, nach der Forderung Jesu, klug, wie die Schlangen, wären; wenn sie Menschen kennten, und mit ihnen umzugehen wüßten, wenn sie es dem feinen, geübten Weltmann auch an Einsicht und Erfahrung gleich thäten? Eine Kraft, die von allen Seiten her eingeschränkt und gedrückt wird, die sich in eitlen Bestrebungen erschöpft, und nie etwas Wichtiges ausrichtet, wird eure Tugend seyn, wenn sie nicht mit Menschenkenntniß in Verbindung steht; ohne sie ist unsre Frömmigkeit weder sicher, noch billig, noch wirksam genug.

Doch wie soll man sich eine Kenntniß, die so unentbehrlich ist, verschaffen; lasset mich, wie ich oben bereits angezeigt habe, noch einige Vorschläge zur Erwerbung derselben beyfügen. Und hier muß ich euch denn zu unabläßiger Aufmerksamkeit auf euer eignes Herz ermuntern. Denn wahrlich in euch, in euch müsset ihr Andre kennen lernen; ihr werdet nie tiefe Blicke in die Brust Andrer werfen, wenn ihr nicht eure eigne gehörig erforscht habt. Ist die menschliche Natur in ihren Hauptanlagen, Kräften, und Wirkungsgesetzen nicht überall dieselbe; werdet ihr

sie also nicht der Hauptsache nach bey allen Menschen kennen, wenn ihr sie bey euch genau beobachtet habt? Muß man, wenn man richtig von Andern urtheilen will, nicht jedes äußre Merkmal zu deuten wissen, das an ihnen sichtbar wird; werdet ihr aber diese Zeichensprache gehörig verstehen, wenn ihr sie nicht euch selber abgelernet habt? Muß man, wenn man in die Gesinnungen und Zustände Andrer eindringen will, sich nicht ganz an ihre Stelle versetzen können; wird euch dies aber möglich seyn, wenn ihr nicht sorgfältig bemerkt habt, wie euch selber bey ähnlichen Lagen zu Muthe war? Seyd ihr euch selbst ein Räthsel, so werden es euch auch alle Andre seyn; habt ihr euch nicht gewöhnt, das Triebwerk eurer eignen Neigungen, die Kunstgriffe eures eignen Herzens und seiner Leidenschaften, den Wechsel eurer eignen Gesinnungen, Affecten und Zustände mit scharfen Blicken zu durchschauen, so werdet ihr noch weit weniger von den Anstalten und Bewegungen Andrer verstehen. O möchtet ihrs bedenken, daß es auf der ganzen Erde keinen Gegenstand giebt, der eure Aufmerksamkeit, euer unabläßiges Forschen, euer angestrengtes Beobachten so sehr verdient, als ihr! Möchtet ihr keinen Tag eures Lebens vorbey lassen, ohne bekannter mit euch selbst geworden zu seyn, ohne Entdeckungen in eurem Innern gemacht zu haben! Welches Licht wird euch dann über alle andre Menschen um euch her aufgehen; wie wird sich euer Auge für alles schärfen, was die menschliche Natur und ihre Wirkungen betrift; wie fein wird euer Gefühl werden, um schon in der Entfernung zu ahnden, was jede Bewegung, jede Anstalt, jede Aeusserung bedeuten soll! Unabläßige Aufmerksamkeit auf euer eignes Herz ist das erste Mittel, zu wahrer Menschenkenntniß zu gelangen.

Verbindet hiemit sorgfältiges Beobachten aller derer, die euer Auge erreichen

kann. Denn glaubet nicht, daß eine wissenschaftliche Kenntniß von der menschlichen Natur und ihren Eigenschaften hier schon hinreichend sey; wie trocken und unfruchtbar sind die allgemeinen Lehren der Schule und des mündlichen Unterrichts; nur das eigne Anschauen der lebendigen handelnden Natur in aller ihrer Mannichfaltigkeit und in allen ihren Bestrebungen kann euch nützlich unterrichten. Glaubet nicht, daß es leicht sey, Menschenkenntniß zu erlangen, und daß man sich mit wenigen Erfahrungen begnügen könne; ach es ist nicht möglich, hier jemals auszulernen, und ihr werdet in schädliche Vorurtheile und Irrthümer verfallen, wenn ihr das, was ihr wisset, nicht durch neues Beobachten unaufhörlich berichtigen wollet. Glaubet endlich nicht, daß man den Weg der Beobachtung hier ganz entbehren, und sich weit bequemer aus den Darstellungen der Dichter belehren könne. Wie seyd ihr zu bedauern, wenn euerm unerfahrnen Geiste die Ideale vorschweben, welche die Kunst zu entwerfen pflegt, wenn ihr die Engel und Helden, oder die Ungeheuer und Teufel im gemeinen Leben suchet, die ihr in der Dichterwelt kennen gelernt habt. Nicht umsonst hat Gott euch auf einen wirklichen Schauplatz geführt, nicht umsonst läßt er unzählige Menschen vor euern Augen handeln, und ihre Denkungsart deutlich enthüllen. Hier sollt ihr aufmerken, lernen, beobachten; ihr sollt den Vorrath nützlicher Erfahrungen mit jedem Tage vermehren; ihr sollt jede Gelegenheit benutzen, wo ihr die menschliche Natur im wirklichen Leben erblicken, und ihre Art zu handeln mit Augen sehen könnet; ihr sollet eure Aufmerksamkeit verdoppeln, wenn seltnere Fälle, wenn grosse Veränderungen eintreten, wo alle Kräfte sich spannen, wo alle Gedanken und Gesinnungen lauter werden, wo sich in unzähligen Beyspielen zeigt, was der Mensch im Guten und in Bösen vermag, wo ganze Völker in Bewegung sind, und das

gewaltige Spiel kämpfender Leidenschaften grosse Länder erschüttert. Es ist schimpflich für Christen, dem, was auf Erden geschieht, gedankenlos zuzusehen; immer wachsam zu seyn, alles mit Ueberlegung zu betrachten, überall die belehrende, die gebietende, die warnende Gottheit zu erblicken, und Vortheil für Geist und Herz aus allem zu ziehen, was sich zuträgt, dies ists, M. Br., was unsre Religion von uns fordert. Wie reich wird unsre Menschenkenntniß werden, wenn wir solche weise, nachdenkende Zuschauer alles dessen sind, was um uns her vorgeht, wenn wir alle die, die unser Auge erreichen kann, sorgfältig beobachten.

Dabey lasset uns aber alles nach den Grundsätzen des Christenthums ordnen, schätzen und würdigen. Ein verworrenes Gemisch werden unsre Beobachtungen seyn, M. Z.; wir werden über das Verhalten Andrer nie feste Urtheile fällen lernen; wir werden uns durch scheinbare Vorzüge blenden lassen, und wahre Vollkommenheiten gering achten; wir werden keinen sichern Maasstab für die Grösse der menschlichen Tugenden und Laster, kein richtiges Gewicht zur Bestimmung ihres Werthes haben, wenn wir nicht von wahren, allgemeingültigen Grundsätzen ausgehen, und alles wieder auf dieselben zurückführen. Welche Grundsätze könnten aber hier brauchbarer und zuverlässiger seyn, als die, welche das Christenthum von Recht und Unrecht, von dem Willen Gottes an uns, von dem Werthe der menschlichen Handlungen, und von wahrer Vollkommenheit enthält? Welchen Zusammenhang werden eure Erfahrungen erhalten, und in welche Ordnung werden sie sich gleichsam von selbst stellen; wie glücklich werdet ihr die Früchte beurtheilen lernen, welche den guten und den faulen Baum ankündigen; wie wenig wird euch das Schafskleid der falschen Propheten und die Larve der Heuch-

ler irre machen; wie fest, übereinstimmend und gerecht werden eure Aussprüche über den Werth und das Verdienst Andrer werden: wenn ihr euch gewöhnet, nur das gut und recht zu nennen, was nach der Sittenlehre Jesu dafür erkannt wird, dagegen aber mit unpartheyischer Strenge zu verwerfen, was das Christenthum für Sünde erklärt. O ihr werdet der menschlichen Natur weder unrecht thun, noch schmeicheln; ihr werdet weder einen ungegründeten Argwohn, noch ein allzugrosses Vertrauen gegen sie fassen, wenn ihr sie überall mit dem Maasstabe vergleichet, den das Christenthum euch darreicht; wenn ihr alles, was euch von Andern bekannt wird, nach den Grundsätzen desselben ordnet, schätzet und würdiget.

Endlich, M. Br., lasset uns auch fremde Erfahrungen zu Hilfe nehmen, und unsre eigne Kenntniß dadurch erweitern und verbessern. Denn viel zu kurz ist unser Leben, viel zu eng ist unser Gesichtskreis, viel zu eingeschränkt sind unsre Verbindungen, als daß wir alles durch uns selbst finden, alles selbst entdecken könnten, was uns von der menschlichen Natur bekannt zu seyn verdient. Wohlan also lasset uns unsre Freunde zu Hilfe nehmen, und von ihnen borgen, was uns noch fehlt. Lasset uns von denen lernen, die viel gesehen, viel erfahren, und in mannichfaltigen Geschäften gestanden haben. Lasset uns die Weisheit derer ehren, die hohe Stufen des Alters erreicht, und den Gang der menschlichen Angelegenheiten so viele Jahre hindurch beobachtet haben. Insonderheit aber lasset uns die Geschichte, diese reiche Aufbewahrerin alles dessen, was auf Erden merkwürdig und wichtig gewesen ist, zu unsrer Führerin wählen; sie wird den Umkreis unsrer Erfahrung über die ganze Vergangenheit erweitern; sie wird uns die menschliche Natur auf allen Stufen der Bildung, in allen Arten

des Verderbens, und im Glanze jeder Tugend zeigen; sie wird uns über alles aufklären, was uns nützlich seyn kann. Was geschrieben ist, M. Br., ist uns zur Lehre geschrieben; lasset uns also Belehrung aus jeder Quelle schöpfen, die Gott uns geöffnet hat. Vergesset es nicht, daß ihr eure Augen auf das Wichtigste und Beste richtet, was dieser Erdkreis aufzuweisen hat, wenn ihr Menschen beobachtet. Gott erwärme eure Herzen dadurch zu zärtlichem Wohlwollen gegen eure Brüder, und belohne euch mit der seligen Wonne, sein Werk auf Erden zu sehen, und der Glücklichen viel zu finden, die sein Geist reinigt, bildet und erzieht zum ewigen Leben; Amen.

47.

Am neunten Sonntage nach Trinitatis.

Je aufmerksamer man den evangelischen Text betrachtet, M. Z., über welchen ich jetzt zu euch reden soll: desto weniger kann man sich enthalten, über den Inhalt desselben, und über die ganze Wendung, welche Jesus, unser Herr, der darin befindlichen Gleichnißrede giebt, eine gewisse Befremdung zu fühlen. Es ist das Beyspiel eines Lasterhaften, welches er in demselben aufstellt. Ein treuloser Verwalter fremder Güter, der einen grossen Theil derselben bereits verschwendet hat, beschließt seine Ungerechtigkeiten mit einem schändlichen Betrug, um von dem Vermögen seines Herrn, das in seinen Händen sich ohnehin schon unglaublich vermindert hatte, noch eine ansehnliche Summe an sich zu bringen, die ihm nach dem Verlust seines bisherigen Amtes, auf seine übrige Lebenszeit, ein bequemes Auskommen verschaffen soll. Man sollte denken, blos um Abscheu zu erwecken, blos um die Schändlichkeit des Lasters ins Licht zu setzen, bloß um von aller Nachahmung abzuschrecken habe Jesus ein solches Bild entwerfen, und darstellen können. Aber wider alles Erwarten wendet sich die Erzählung am Ende gerade auf die entgegengesetzte Seite. Es heißt nicht: mit Entsetzen betrachtet dieses Beyspiel, ohne Schonung verurtheilet diesen Verruchten; nein,

der Herr lobete den ungerechten Haushalter, sagt Jesus, daß er klüglich gethan hatte. Es heißt nicht: hütet euch, einem solchen Bösewicht noch irgend etwas Gutes zuzutrauen, ihn in irgend einem Stücke zum Muster zu nehmen; nein, ich sage euch, dies ist die Lehre, welche Jesus am Schlusse giebt, machet euch Freunde mit dem ungerechten Mamon, ahmet die Klugheit und Vorsicht dieses Menschen nach, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.

Es läßt sich unmöglich läugnen, M. Z., dieses Verfahren Jesu hat etwas Unerwartetes, und ist von der Art, wie wir lasterhafte Menschen beurtheilen und behandeln zu müssen glauben, ungemein verschieden. Wir fürchten uns verdächtig zu machen, und nicht Eifer genug für Religion und Tugend zu beweisen, wenn wir Menschen, die einmal als Lasterhafte verschrien sind, und das öffentliche Urtheil wider sich haben, mit Gelindigkeit und Schonung betrachten, oder ihnen wohl gar noch manches Gute nachsagen. Es ist ein Widerwille, der keine Gränzen kennt, es ist ein Abscheu, der sich über alles ausbreitet, was solche verächtliche Geschöpfe haben und sind, es ist der strenge Ausspruch, sie seyen in jeder Rücksicht verwerflich, was wir bey solchen Gelegenheiten zu äußern pflegen, und nicht selten dünken wir uns in eben dem Grade tugendhaft und fromm zu seyn, in welchem wir unsern Eifer gegen solche Menschen weit treiben. Aber wahrlich so hat Jesus nicht gehandelt. Das Evangelium beweiset es, daß er selbst an dem verworfenen Bösewicht, dessen Bild er in demselben aufstellt, noch etwas Gutes, noch etwas Nachahmungswürdiges zu finden weiß; und wollet ihr auf sein Leben sehen, so werdet ihr euch leicht überzeugen können, daß er nach den Grundsätzen einer solchen Billigkeit auch

handelte. Der, welcher den seinen Mitbürgern so verhaßten Heiden alle nur mögliche Gerechtigkeit widerfahren ließ; der, welcher bey aller Gelegenheit zu zeigen suchte, auch Samaritaner, die sein Volk mit Abscheu betrachtete, hätten viel Gutes und Rühmliches an sich; der, welcher kein Bedenken trug, selbst Zöllner und Sünder seiner Aufmerksamkeit und seines Umgangs zu würdigen, was auch die scheinheiligen Pharisäer dazu sagen mochten, und wie sehr man auch diese Gattung von Menschen als einen Abschaum des Volks zu betrachten pflegte: der, welcher so handelte, unterschied sich doch deutlich genug von jener Unbarmherzigkeit, von jener uneingeschränkten Verabscheuung lasterhafter Menschen, die wir zuweilen sogar für Pflicht halten, und durch die wir uns ein besondres Verdienst zu erwerben glauben.

Da sey Gott vor, M. Z., daß ich den Abscheu gegen das Laster mißbilligen, daß ich euch zu einer unvorsichtigen Gelindigkeit, zu einer Art von partheyischer Gunst gegen diejenigen verleiten wollte, die sich durch Ausschweifungen entehrt, und durch Verbrechen erniedrigt haben. Aber es giebt eine Gerechtigkeit, dies sehet ihr aus dem Beyspiel Jesu, es giebt eine kluge, unpartheyische, vernünftige Beurtheilung, die wir auch gegen Lasterhafte brauchen müssen, die wir selbst bösen Menschen schuldig sind, wenn wir uns als weise Christen verhalten wollen. Allein je weniger dies gewöhnlich erkannt wird; je mehr Schwierigkeiten sich bey der Ausübung dieser Pflicht zeigen; je mehr man in Gefahr ist, ein Freund der Lasterhaften und ein Theilnehmer ihrer Vergehungen zu werden, wenn man blos Willens war, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: desto nöthiger ist es, daß wir diese wichtige Sache reiflicher erwägen, und uns über die Grundsätze vereinigen, die wir nach der Lehre und dem Beyspiel

Jesu hier zu befolgen haben. Wir sind auf allen Seiten mit Lasterhaften umgeben, es ist unser trauriges Schicksal, so lange wir auf Erden leben, uns unter Sündern aller Art zu befinden, und so gar in Verbindung mit ihnen stehen zu müssen; wie sollen wir den Abscheu gegen ihre Laster mit der Billigkeit vereinigen, die wir ihnen immer noch schuldig sind; wie sollen wir verhüten, daß ihr gefährliches Beyspiel uns nicht anstecke, und doch auch das Gute, welches sie noch an sich haben, für uns nicht verlohren gehe; was liegt uns ob, wenn wir so gerecht gegen sie seyn wollen, wie Jesus, und doch auch so unbefleckt, so abgesondert von ihnen zu bleiben suchen, wie er? Lasset uns diese Stunde zum Nachdenken über diese Fragen anwenden, vorher aber Jesum unsern Herrn um seinen Beystand bitten in stiller Andacht.

Evangelium, Luc. XVI. v. 1—9.

Er sprach aber zu seinen Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Haushalter, der ward vor ihm berüchtiget, als hätte er ihm seine Güter umbracht. Und er forderte ihn, und sprach zu ihm: Wie höre ich das von dir? Thue Rechnung von deinem Haushalten: denn du kannst hinfort nicht mehr Haushalter seyn. Der Haushalter sprach bey sich selbst: Was soll ich thun? Mein Herr nimmt das Amt von mir; Graben mag ich nicht, so schäme ich mich zu betteln. Ich weiß wohl, was ich thun will, wenn ich nun von dem Amt gesetzet werde, daß sie mich in ihre Häuser nehmen. Und er rief zu sich alle Schuldner seines Herrn, und sprach zu dem ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Er sprach: Hundert Tonnen Oels. Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Brief, setze dich, und schreibe flugs funfzig. Darnach sprach er zu dem andern: Du aber, wie viel bist du schuldig? Er sprach: Hundert Malter Weizen. Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Brief, und schreib achtzig. Und der Herr lobete den ungerechten Haushalter, daß er klüglich gethan hatte: denn die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlechte. Und ich sage euch auch: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mamon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewige Hütten.

Also können auch lasterhafte Menschen etwas Gutes an sich haben, M. Z., das unsre Aufmerksamkeit verdient, und werth ist, von uns nachgeahmt zu werden; sie können die bessern Menschen durch manche rühmliche Eigenschaft so gar übertreffen und beschämen. Denn was anders kann der Ausspruch bedeuten: die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlechte? Sagt Jesus es nicht deutlich genug, die Tugendhaften sollten die Thätigkeit, die feine Beobachtung, die kluge Benutzung aller Umstände, die ganze Geschicklichkeit, womit böse Menschen ihre schädlichen Absichten einzuleiten und durchzusetzen wissen, zum Muster nehmen, und sie auf etwas Beßres, sie zur Beförderung der guten Sache anwenden? Es ist also vernünftig, M. Z., es ist recht, es ist für Christen, die den Befehl Jesu erfüllen wollen, Pflicht, auch lasterhafte Menschen mit einer gewissen Billigkeit zu betrachten, von ihnen zu lernen, sich nach ihnen zu richten. Aber je ansteckender ihr Verderben ist, je leichter man sich unvermerkt mit ihren Verbrechen aussöhnen kann, wenn man anfängt, gelinder gegen sie zu werden: desto behutsamer werden wir bey der Benutzung böser Beyspiele zu Werke gehen, desto genauer werden wir zu bestimmen haben, wie weit wir unsre Billigkeit gegen Lasterhafte ohne Gefahr treiben dürfen. Lasset mich also diese Gelegenheit ergreifen, und mich nach Anleitung des Evangelii von der Pflicht reden, auch Lasterhaften Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Ich muß den Inhalt dieser Pflicht, ihre Gründe, und die Vorsicht erklären, mit der sie ausgeübt werden muß; oder welches einerley ist, ich will zeigen, was das heisse, auch Lasterhaften müsse man Gerechtigkeit widerfahren lassen. Hernach will ich die Ursachen an-

geben, warum dies Pflicht ist. Zuletzt aber will ich noch einige Regeln der Klugheit beyfügen, die bey der Beobachtung dieser Pflicht nie aus den Augen gelassen werden dürfen.

Wir sind schuldig, auch Lasterhaften Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, was soll dies heissen, worin bestehet die Billigkeit, welche wir gegen Menschen, die wirklich böse sind, oder doch nach dem allgemeinen Urtheil dafür gehalten werden, auszuüben haben? Wir würden nicht gerecht gegen Lasterhafte seyn, M. Z., sondern uns einer strafbaren Partheylichkeit für sie schuldig machen, wenn wir gleichgültig gegen ihre Verbrechen werden, oder sie wohl gar bemänteln, und in Schutz nehmen wollten. Der Herr im Evangelio verkennt die unsinnige Verschwendung, und die schändlichen Betrügereyen seines Haushalters nicht im geringsten, er hält ihn für das, was er ist, für einen Bösewicht, der es verdient, verstossen zu werden. Aber dessen ungeachtet bemerkt er doch auch die Gegenwart des Geistes, die feine List, und das kluge Benehmen, mit welchem dieser sonst so verabscheuungswürdige Mensch sich zu helfen wußte; er lobt die Sorgfalt, mit der er bey seiner Entsetzung vom Amte noch darauf bedacht war, sich seinen künftigen Unterhalt zu verschaffen. Hier sehet ihr an einem Beyspiel, was das heißt, Lasterhaften Gerechtigkeit widerfahren lassen; es heißt, damit ich alles kurz zusammenfasse, das Gute, welches sie noch an sich haben, richtig bemerken, unpartheyisch schätzen, und bey seinem Verhalten gegen sie Rücksicht darauf nehmen; lasset mich von jedem dieser drey Stücke besonders reden.

Wollen wir auch Lasterhaften Gerechtigkeit widerfahren lassen, so müssen wir das Gute, welches sie noch an sich haben, richtig bemer-

ken. Nichts ist gewöhnlicher, M. Z., als daß wir Menschen, die entweder wirklich lasterhaft sind, oder doch dafür angesehen werden, für durchaus böse halten, und ihnen, wie man zu sagen pflegt, gar nichts Gutes mehr übrig lassen. Der Abscheu gegen offenbare Verbrechen; der freilich nicht ungegründete Argwohn, wer einmal oder mehrmals schlecht gehandelt habe, werde sich immer so betragen; der Widerwille endlich, mit welchem wir einen Verbrecher ansehen, und schon im Voraus nichts Gutes bey ihm erwarten: alle diese Dinge können uns so verblenden, daß wir selbst einleuchtende Vorzüge, die er noch besitzt, gar nicht wahrnehmen. Hat er vollends uns selbst beleidigt, und uns unmittelbar wider sich eingenommen; sind wir gewohnt, überhaupt mit Heftigkeit abzusprechen, und in unsern Entscheidungen übereilt zu seyn: so werden wir an einem Menschen, den wir einmal verabscheuen zu dürfen glauben, alles ohne Ausnahme tadeln, werden ihm selbst das zum Fehler, oder zum Verbrechen anrechnen, was uns bey einem Andern gefallen, und als schätzbarer Vorzug erscheinen würde. Daß in diesem Verhalten eine Unbilligkeit liegt, die nicht entschuldigt werden kann, fällt in die Augen. Wollen wir auch gegen den Lasterhaften gerecht seyn, so müssen wir darum, weil er sich durch Ausschweifungen entehrt, und mit Verbrechen befleckt hat, das Gute nicht abläugnen, das ihm immer noch eigen ist. Er mag seine natürlichen Fähigkeiten gemißbraucht haben; aber besitzt er grosse Talente, hat ihm die Natur Vorzüge geschenkt, die ihn auszeichnen: es ist gerecht, daß wir sie bemerken und anerkennen. Er mag einer oder mehrern schändlichen Leidenschaften dienen; aber hat er dessen ungeachtet ein Herz, das noch mancher guten Empfindung, mancher edlen Entschliessung fähig ist, es ist gerecht, daß wir dies bemerken und anerkennen. Er mag viel Böses gestiftet und viel Unheil ange-

richtet haben; aber hat er in einer andern Rücksicht doch auch manches Verdienst, und verrichtet er manche rühmliche That; es ist gerecht, daß wir dies bemerken und anerkennen. Er mag tief versunken seyn, und sich in einem schrecklichen Verderben befinden; aber ist noch einiges Gefühl vorhanden, ist doch noch etwas übrig, wobey man ihn fassen, und zum Guten zurückführen kann: es ist gerecht, daß wir dies bemerken und anerkennen. Die Vorstellung, welche wir uns von einem Menschen bilden, ist ja nur dann der Wahrheit gemäß, wenn sie alles so enthält, wie es bey ihm vorkommt, wenn sie nicht das Böse allein, sondern auch das damit verknüpfte Gute in sich faßt. Wir werden also Lasterhaften nur dann Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn wir das Gute, welches sie noch an sich haben richtig bemerken.

Aber dies ist noch nicht genug; wir müssen es auch unpartheyisch schätzen. Dem Herrn im Evangelio leuchtet die Klugheit, mit welcher sich der ungerechte Haushalter aus seiner Verlegenheit zog, nicht blos ein, er gesteht sie nicht blos zu: er betrachtet sie sogar mit Billigung, und erkennt ihren Werth; der Herr lobte den ungerechten Haushalter, heißt es, daß er klüglich gethan hatte. Es ist wahr, die grossen Talente, die ungemeinen Kenntnisse, die ausserordentliche Uebung in Geschäften, der unerschütterliche Muth, die bewundernswürdige Gegenwart des Geistes, der durchdringende Scharfsinn, die Vorzüge des Körpers und der ganzen Gestalt fallen bey manchen Lasterhaften so stark in die Augen, daß wir sie nicht übersehen können, daß wir ihre Wahrheit oft auch wider unsern Willen zugestehen müssen. Aber dann sind wir gemeiniglich ungerecht genug, den Werth dieser Eigenschaften in Zweifel zu ziehen; wir geben uns Mühe, sie darum, weil sie nun gerade das

Eigenthum eines Menschen sind, der seiner Gesinnungen wegen Verachtung verdient, als geringfügig vorzustellen. Aber hört Gold auf, das edelste Metall zu seyn, wenn es sich in einem unreinen Gefäße befindet? Sind die edlen Fähigkeiten und Kräfte, die Gott in unsre Natur gelegt hat, darum weniger seine Gaben, weniger werth, von uns geschätzt zu werden, wenn sie einem Menschen anvertraut sind, der sie mißbraucht? Nur der ist gerecht, der jedes Ding nach seinem wahren Werthe nimmt, ohne sich durch zufällige Nebenumstände irre machen zu lassen. Wollen wir Lasterhafte mit Gerechtigkeit behandeln: so lasset uns jeden Vorzug, den die Hand des Schöpfers in sie gelegt hat, mit Ehrfurcht betrachten; so lasset uns jede gute Eigenschaft, die sie sich selbst erworben haben, billigen und rühmen; so lasset uns jedes Verdienst, das sie sich gemacht haben, ohne Verkleinerung und ohne neidische Unbilligkeit berechnen; so lasset uns eben so weit von einer unvernünftigen alles wegwerfenden Verachtung, als von einer übertriebenen Bewunderung entfernt seyn. Lasterhaften Gerechtigkeit widerfahren lassen, heißt, das Gute, welches sie besitzen, auch unpartheyisch schätzen.

Es heißt endlich bey seinem Verhalten gegen sie Rücksicht darauf nehmen. Es ist einmal nicht möglich, M. Z., ausser aller Verbindung mit Lasterhaften zu leben; unsre Umstände, unsre Verwandtschaften, unsre bürgerlichen Verhältnisse, die Pflichten unsers Berufs nöthigen uns, mit Menschen umzugehen, Menschen zu gebrauchen, durch Menschen zu wirken, mit deren Gesinnungen und Betragen wir nichts weniger, als zufrieden sind, die wir für ungebessert halten müssen. Aber offenbar würden wir ihnen unrecht thun, und uns selber schaden, wenn wir das Gute, welches sie noch besitzen, ganz aus den Augen verlören. Läßt sichs nicht läugnen, daß sie bey allen den Fehlern, welchen sie nach-

hängen, doch auch manche schätzenswürdige Eigenschaft an sich haben: so ist es billig und recht, daß wir ihnen in dieser Hinsicht unsre Achtung nicht versagen. Läßt sichs nicht läugnen, daß sie der Leidenschaft, von der sie beherrscht werden, ungeachtet, reich an allerley nützlichen Kenntnissen, an mannichfaltiger Gelehrsamkeit, an wichtigen Erfahrungen sind: so ist es billig und recht, daß wir von ihnen lernen, und ihre Einsichten zu unserm Unterricht anwenden. Läßt sichs nicht läugnen, daß sie mit ihren Ausschweifungen einen hohen Grad von Klugheit, von Arbeitsamkeit, von redlicher Zuverlässigkeit verbinden: so ist es billig und recht, daß wir sie zu allem dem gebrauchen, wozu sie zu gebrauchen sind, ihnen in allem dem trauen, wo man ihnen trauen kann, und sie Andern in allen den Stücken vorziehen, wo sie dieses Vorzugs werth sind. Jeder ungegründete Argwohn gegen Lasterhafte, jede unverdiente Zurücksetzung derselben, jede übertriebene Verachtung, jede schüchterne Absonderung, wo man auch dann zurückweicht, wenn weder für unsre Tugend, noch für unser Wohl etwas zu befürchten ist, verletzt die Rechte, die auch der Lasterhafte besitzt, und wird Beleidigung. Wir lassen Lasterhaften nur dann Gerechtigkeit widerfahren, wenn wir das Gute, welches noch bey ihnen angetroffen wird, richtig bemerken, unpartheyisch schätzen, und bey unserm Verhalten darauf Rücksicht nehmen: nur dann, wann wir so handeln, kann kein Lasterhafter sich beklagen, keiner beweisen, daß irgend ein Anspruch, den er zu machen berechtigt ist, von uns vernachlässigt werde.

Doch es giebt unzählige Menschen, denen ein solches Verhalten gegen Verbrecher, die ihrer Ausschweifungen wegen Verachtung verdienen, eine tadelnswürdige Gelindigkeit, ein Mangel an wahrem Tugendeifer zu seyn scheint, der ein sehr zweydeutiges Licht auf unsre eigne Denkungsart werfen muß; und

vornäm-

vornämlich darum, weil man von der bisher erklärten Gerechtigkeit nichts wissen will, herrscht in der menschlichen Gesellschaft so viel Mißtrauen, so viel unbillige Entfernung, so viel Lieblosigkeit selbst bey denen, die sich für frömmer halten, als Andre. Lasset mich also die Ursachen noch besonders angeben, warum eine solche Gerechtigkeit gegen Lasterhafte, deren Vernunftmässigkeit jedem Unpartheyischen ohnehin in die Augen fallen muß, Pflicht für Christen ist, eine Pflicht, deren Erfüllung sie auf keine Weise verweigern dürfen. In der Behutsamkeit, in der Liebe, in der Klugheit, in der Aufmerksamkeit auf das Beyspiel Gottes und Jesu endlich mit der Christen handeln sollen, liegen diese Ursachen; lasset sie mich einzeln genauer entwickeln.

Lasterhaften Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist schon darum Pflicht, weil Christen mit Behutsamkeit handeln, weil sie nicht eher absprechen sollen, als bis sie genau unterrichtet sind. Es schien keinem Zweifel unterworfen, daß der Haushalter im Evangelio ein lasterhafter Verschwender sey; und doch verurtheilt ihn sein Herr nicht ungehört, doch fordert er ihn erst zur Rechenschaft auf, und will es erwarten, ob er sich werde rechtfertigen können; doch geht er so behutsam zu Werke, daß er alle Schritte des Verbrechers beobachtet, um ihm auf keine Art unrecht zu thun. O wie können wir uns versündigen, M. Z., wie schwer können wir Menschen beleidigen, die vielleicht Achtung und Liebe, die wenigstens Schonung verdient hätten, wenn wir gegen die, welche uns als Lasterhafte erscheinen, nicht eben so behutsam zu Werke gehen! Ist es nicht offenbar, daß das Verderben böser Menschen oft lange nicht so groß ist, als der allgemeine Ruf es vorstellt? Ist es nicht bekannt, daß Verläumdung, Haß und Feindschaft Manchen mit dem Namen eines

Lasterhaften brandmarkt, der nichts weiter, als ganz gewöhnliche Fehler an sich hat? Ist es nicht am Tage, daß durch eine Menge von Ursachen, oft selbst Unschuldige in einen nachtheiligen Verdacht gerathen, daß selbst gute Menschen zuweilen verkannt werden, daß nicht selten die Besten und Tugendhaftesten wenigstens eine Zeitlang das Schicksal trift, für verabscheuungswürdige Bösewichter gehalten zu werden? Solltet ihr noch nie Gelegenheit gehabt haben, selbst die verschriensten Menschen, selbst die, welche in der Entfernung eurer ganzen Verachtung werth zu seyn schienen, bey näherer Bekanntschaft ganz anders zu finden, Eigenschaften, Gesinnungen, Vorzüge, wohl gar Tugenden in ihnen zu entdecken, die ihr ihnen gar nicht zugetraut hattet, und euch mit ihnen auszusöhnen? Setzet nun, es sey Grundsatz bey uns, dem, der einmal den Ruf des Lasterhaften hat, keine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ihn ungehört und ungeprüft zu verurtheilen: werden wir uns nicht an tausend Unschuldigen versündigen, werden wir nicht unvorsichtiger Weise an unzähligen Beleidigungen Theil nehmen, die man ihnen anthut; werden wir nicht mit einer Verblendung handeln, deren ein vernünftiger Christ sich schämen muß? O in einer Welt, wo tausend Ursachen uns hindern, jeden Menschen sogleich in seiner wahren Gestalt zu erblicken, wo tausend Umstände oft gerade auf die Würdigsten nachtheilige Schatten von mancherley Art werfen: muß der feste unverbrüchliche Vorsatz in uns herrschen, gerecht gegen jeden zu seyn, er stelle sich uns dar, wie er wolle, und auch den Lasterhaften erst schärfer ins Auge zu fassen, ehe wir ihn verurtheilen; schon die Behutsamkeit, mit der Christen handeln müssen, verbindet uns zu dieser Pflicht.

Aber auch die Liebe. Denn bedenket es wohl, von dem Wohlwollen, welches das Christenthum von uns verlangt, von der Liebe, die es uns als Haupt-

pflicht vorschreibt, dürfen wir Niemand, selbst den Lasterhaften nicht ausschliessen, wir sollen als Christen, nach dem Beyspiel Gottes und Jesu, bereit seyn, jeden Menschen, er sey auch, wer er wolle, sogar unsern Feinden so viel Gutes zu erzeigen, als in unsern Kräften steht. Aber wird es uns möglich seyn, mit dem Geiste dieser wohlthätigen alles umfassenden Menschenliebe zu handeln, wenn wir uns weigern, denen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die uns als lasterhaft erscheinen? Der Herr im Evangelio betrachtet den ungerechten Haushalter noch immer mit Nachsicht und mit einer Art von Wohlgefallen, so viel Schaden er ihm auch zugefügt hatte. Denn er ist gerecht gegen ihn, er gesteht ihm den Ruhm einer geübten Klugheit zu, und die Bemerkung dieses Vorzugs söhnt ihn gleichsam mit ihm aus. So ist es, M. Z.; je billiger wir gegen Lasterhafte sind, je mehr wir mit unpartheyischer Aufrichtigkeit, das Gute, welches sie noch an sich haben, erkennen und schätzen, je mehr wir uns gewöhnt haben, nicht immer bey ihrer tadelnswürdigen Seite stehen zu bleiben, sondern unsre Augen auch auf diejenige zu richten, welche ihnen zur Ehre gereicht: desto geneigter wird unser Herz werden, auch sie noch als Gegenstände des Wohlwollens und der Achtung, wenigstens als Gegenstände des Mitleids und der Erbarmung zu betrachten, desto bereitwilliger werden wir seyn, ihnen Gutes widerfahren zu lassen, so bald wir Gelegenheit dazu finden. Hören wir auf Christen zu seyn, so bald wir anfangen, irgend ein menschliches Geschöpf zu hassen, und mit feindseliger Bitterkeit zu behandeln: so werden wir auf alle Weise dafür sorgen müssen, gerecht gegen Lasterhafte zu seyn; die Hauptpflicht des Christenthums, die Liebe verbindet uns dazu.

Es ist aber auch nicht weniger der Klugheit gemäß, so zu handeln; wir verstehen nicht einmal

unsern wahren Vortheil, wenn wir Lasterhaften nicht Gerechtigkeit widerfahren lassein. Es ist einmal eine Sache, die sich nicht abläugnen läßt, daß auch verdorbene Menschen noch manches Gute an sich haben; selbst das Böse, welches sie wirken, ist oft genug der Beweis, daß sie grosse Kräfte des Geistes und Herzens, daß sie vielerley Erfahrung und Uebung, daß sie viel Wissenschaften und Geschicklichkeiten besitzen. Sollen wir solche Vorzüge vergeblich an ihnen wahrnehmen? Ist es der Klugheit gemäß, sie gleichsam für uns verloren gehen zu lassen? Müssen wir sie nicht vielmehr als eine Anweisung betrachten, wie wir solche Menschen gebrauchen, von welcher Seite wir sie fassen, wozu wir sie, wenn wirs nicht vermeiden können, in Verbindung mit ihnen zu seyn, nützlich anwenden sollen? O wir gewinnen viel für unsern Unterricht und für unsre Belehrung, für unsre Zufriedenheit und Ruhe, für unsre Absichten und Geschäfte, wenn wir auch von solchen Menschen, die in vielen Stücken tadelnswürdig denken und handeln, mit Klugheit zu lernen, wenn wir sie vermittelst der guten Eigenschaften, die sie noch besitzen, für das Gute in Bewegung zu setzen verstehen. Denn warum sollt ich nicht sagen, was Jesus im Evangelio selbst behauptet, daß die Kinder dieser Welt klüger sind, denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht; daß mit Menschen, die durch ihre natürliche Lebhaftigkeit, durch ihr Temperament voll Kraft und Thätigkeit, und durch ihre gewaltigen Leidenschaften zu grossen Ausschweifungen hingerissen werden, dennoch in Geschäften, wenn es darauf ankommt, mit Vorsicht, mit Muth, mit Entschlossenheit und Nachdruck zu handeln, gemeiniglich weit mehr anzufangen und auszurichten ist, als mit schwachen, gutmüthigen, ungeübten Geschöpfen, die freilich nie viel Böses gethan haben, die es recht herzlich gut meinen, aber

wohl nie viel Grosses ausrichten werden? Wollen wir also mit der Ueberlegung handeln, die Christen geziemt, so ist es Pflicht, die guten Eigenschaften lasterhafter Menschen, die Gott ihnen nicht umsonst gegeben hat und erhält, vernünftig zu benutzen, sie zur Beförderung guter Absichten anzuwenden, und ihnen daher alle nur mögliche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; auch die Klugheit verbindet uns zu diesem Verhalten.

Setzet die Aufmerksamkeit auf das Beyspiel Gottes und Jesu noch hinzu. Die Langmuth und Güte ist bekannt, mit der Gott auch die Lasterhaften trägt. O er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Und schenkt er ihnen ihrer Vorzüge wegen nicht oft ein glänzendes irdisches Glück? Wendet er sie nicht zur Beförderung seiner Absichten an? Führt er nicht oft grosse Dinge durch sie aus, und braucht sie zu nützlichen Werkzeugen? Oefnet er sich durch das mannichfaltige Gute, welches sie noch an sich haben, nicht oft einen Zugang zu ihrem Herzen, und führt sie, nach dem sie lang herumgeirrt haben, endlich doch noch zur Besserung und zur Wohlfahrt? Soll dieses Verfahren Gottes, soll diese weise, väterliche, wohlthätige Behandlung lasterhafter Menschen uns nicht aufmerksam machen, und zum Muster dienen; sollen wir uns nicht beeifern, sie nachzuahmen, so gut wir können? Und wie sehr müssen wir uns dazu verbunden fühlen, wenn wir einen Blick auf das Beyspiel Jesu werfen! Kann Jemand billiger und gerechter gegen Lasterhafte seyn, als er es war? Schätzte er das Gute nicht ohne Ausnahme, er mochte es finden, wo er wollte, er mochte es bey einem Samariter, oder bey einem Heiden, oder bey einem Zöllner antreffen? Zeigte er den Pharisäern, die auf ihre Frömmigkeit so stolz

waren, nicht mehr als einmal, daß die verworfensten Menschen, daß die unterste und verdorbenste Classe von Sündern durch unpartheyische Redlichkeit und Folgsamkeit sie übertreffe und beschäme? War er nicht herablassend und gütig genug, auch denen Zutritt zu sich zu gestatten, die man ihrer Laster wegen allgemein verachtete, weil er noch manches Gute an ihnen bemerkte, weil er sie noch zu gewinnen und zu bessern hofte? Nein, sein Sinn, seine Weisheit, seine Sanftmuth und Erbarmung kann unmöglich in uns seyn, es kann uns an dem Wohle der Menschen, an der Rettung und Seligkeit aller derer, für die sein Blut geflossen ist, unmöglich so viel liegen, als ihm, wenn wir anders handeln, wenn wir Lasterhafte mit einem Abscheu verwerfen, der gar nichts Gutes, gar nichts Achtungswürdiges weiter an ihnen erkennen will. Je mehr das erhabne Muster Gottes, der sich aller seiner Werke erbarmt, je mehr das rührende Vorbild Jesu, der die Sünder so gern aufnahm, uns vor Augen schwebt: desto stärker werden wir die Verbindlichkeit fühlen, auch Lasterhaften Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, das Gute, welches noch immer in ihnen verborgen liegt, richtig zu bemerken, unpartheyisch zu schätzen, und bey unserm Verhalten darauf Rücksicht zu nehmen. — Aber dabey kann ich nicht umhin, euch noch ausdrücklich daran zu erinnern, daß die Pflicht, die ich bisher erklärt und bewiesen habe, mit grosser Vorsicht ausgeübt werden muß, und daß man sich selbst einer augenscheinlichen Gefahr aussetzt, wenn man mit unüberlegtem Eifer dabey zu Werke geht.

Lasset mich daher noch einige Regeln der Klugheit beyfügen, die bey Beobachtung dieser Obliegenheit nie aus den Augen gelassen werden dürfen. Wir wollen nämlich auf alle Weise zu verhüten suchen, daß das

Gute, welches wir an Lasterhaften finden, uns nicht gleichgültig gegen ihre Fehler mache, und in eine schädliche Verblendung stürze. Denn wahrlich die Vorzüge lasterhafter Menschen sind oft so glänzend, wir entdecken bey genauerer Aufmerksamkeit auf sie oft so viel unerwartete Vollkommenheiten, sie wissen die Fehler, welchen sie ergeben sind, durch so viel Reitze eines grossen Verstandes, eines gefühlvollen Herzens und einer einnehmenden bezaubernden Lebensart zu bedecken, und gleichsam zu verschönern, daß wir Mühe haben, sie nicht zu verkennen, nicht ihre Laster selbst liebenswürdig zu finden. O wie soll ich euch genug warnen, wenn böse Menschen dieser Art euch bekannt werden! Wie soll ich insonderheit euch, die ihr noch jung und unerfahren seyd, oder ein weiches, leicht zu gewinnendes Herz habt, genug bitten, auf eurer Hut zu seyn, wenn Verbrecher mit solchen liebenswürdigen Eigenschaften Gelegenheit finden, auf euch zu wirken! Ach sie werden euch an sich ziehen, sie werden euch verblenden, sie werden euch gleichgültig machen gegen ihre Laster, sie werden euch mit denselben anstecken, ihr werdet unglückliche, bedauernswürdige Opfer der Verführung werden, wenn ihr nicht mit der größten Anstrengung über euch wachet! Lasset uns gerecht seyn, M. Br., lasset uns keinem Lasterhaften das Gute absprechen, das er an sich hat. Aber bey der Ausübung dieser Pflicht lasset uns nie vergessen, mit wem wir zu thun haben; lasset uns fest an den Grundsatz halten, daß die größten Fähigkeiten und die liebenswürdigsten Eigenschaften nimmermehr ein Ersatz für lasterhafte Gesinnungen und herrschende Unsittlichkeit seyn können. Wo wir diese merken, da lasset uns vorsichtig seyn, da lasset uns bedenken, daß der, welcher sie an sich hat, er besitze dabey noch so viel Gutes, dennoch ein gefährlicher und bedauernswürdiger Mensch ist, der uns nie ganz einnehmen darf, wenn

wir nicht seines Gleichen werden sollen. Wir wollen auf alle Weise verhüten, daß das Gute, welches wir bey Lasterhaften wahrnehmen, uns nicht gleichgültig gegen ihre Fehler mache und verblende.

Eben daher lasset uns genaue Verbindung mit Lasterhaften gänzlich vermeiden. Eine ganz eigne unwiderstehliche Kraft, alles zu verunreinigen, alles anzustecken, hat das Laster, M. Z., so bald man ihm zu nahe kommt, so bald man es wagt, sich mit ihm in eine gewisse Vertraulichkeit einzulassen. Ihr sehet, wie bald die Schuldner des Herrn im Evangelio von der Treulosigkeit des Haushalters hingerissen werden, wie bald sie in die Verfälschung ihrer Schuldverschreibungen willigen, und an den Verbrechen dieses Elenden theil nehmen. Und wahrlich nach der Erfahrung ist es so; ihr werdet überall Beyspiel unglücklicher Menschen finden, die durch einen unvorsichtigen Umgang mit Lasterhaften es unvermerkt, und oft mit unglaublicher Geschwindigkeit, selbst geworden sind. Soll uns dies nicht der Beweis seyn, daß für unsre Unschuld und Tugend nichts gefährlicher ist, als eine solche Annäherung zu Menschen, die mit irgend einem Laster behaftet sind? Um die Pflicht zu erfüllen, von der ich heute geredet habe, ist auch eine solche Annäherung gar nicht nöthig. Der Herr im Evangelio läßt seinem treulosen Haushalter alle Gerechtigkeit widerfahren, die er fordern konnte, aber er entfernt ihn von sich, er kündigt ihm an: Du kannst hinfort nicht mehr Haushalter seyn. Dies sey die Regel, nach der auch wir uns richten wollen, wenn wir gerecht und billig gegen Lasterhafte sind. Wir wollen jeden Vorzug, jede grosse Eigenschaft, jedes ungemeine Talent, wodurch sie sich auszeichnen, mit Vergnügen bemerken; wir wollen alles gebührend schätzen, was an ihnen geschätzt zu werden verdient; wir wollen aus unsern Verbindungen mit

ihnen alle die Vortheile für gute Endzwecke ziehen, die sich daraus ziehen lassen; aber zu unsern Freunden wollen wir sie nicht wählen; zu den Vertrauten unsers Herzens wollen wir sie nicht machen, wir wollen es nie vergessen, daß sie nur von Einer Seite betrachtet unsrer Achtung würdig sind, von einer andern hingegen angesehen, gefährliche Geschöpfe sind, welche wir fliehen müssen. Wir werden Lasterhaften nie Unrecht thun, werden uns aber auch durch unsre Billigkeit gegen sie nie selber schaden, wenn wir so verfahren, wenn wir genaue Verbindungen mit ihnen gänzlich vermeiden.

Endlich M. Br., lasset uns stäts der grossen Wahrheit eingedenk seyn, daß man auch nur mit einem einzigen herrschenden Laster kein wahrer Christ seyn kann. O die wunderbare Mischung von guten Eigenschaften und von grossen Fehlern, von mancherley Tugenden und von einzelnen Sünden, die wir bey Lasterhaften so häufig antreffen, bey der sie uns oft so liebenswürdig und achtungswerth erscheinen, kann nur allzuleicht den Wahn veranlassen, es sey erlaubt, irgend einer Schoossünde nachzuhängen, wenn man sie nur durch andre rühmliche Eigenschaften gleichsam vergüte. Wie schädlich, wie gefährlich würde uns die Bemühung werden, auch gegen Lasterhafte gerecht zu seyn, wenn wir aus der Aufmerksamkeit auf sie diese verderbliche Lehre zögen. Nein, M. Br., die wahre christliche Tugend ist ganz unverträglich mit herrschenden Lastern; es bleibt ein ewig wahrer Grundsatz: so Jemand das ganze Gesetz hält, und sündiget an einem, der ists ganz schuldig. So viel Gutes also auch ein Lasterhafter an sich haben mag, wir wollen es uns fleissig vorhalten, daß dies Gute immer noch die reine, lautre Tugend nicht ist, die das Christenthum von uns fordert; daß wir ganz frey seyn müssen von jeder herrschenden und vorsätz-

lichen Sünde, wenn wir Gott gefallen wollen; daß wir uns reinigen müssen von aller Ungerechtigkeit. Und dazu gieb du uns Kraft, du, der du schon auf Erden heilig, unsträflich, und von den Sündern abgesondert warst! O laß uns so wie du, milde, gerecht und nachsichtsvoll gegen alle seyn, die mit uns leben; aber strenge und unerbittlich gegen uns selbst. Laß uns alles Gute, das wir an Andern finden, als deine Gabe schätzen; aber nie zufrieden mit uns selber, laß uns immer weiter streben, immer ernstlicher nachjagen der Heiligung, ohne welche dich Niemand sehen wird. Wir flehen um deine Hilfe, erbarme dich unser, und vollende, vollende das gute Werk, das du in uns angefangen hast, zu deinem Preise; Amen.

48.

Am zehnten Sonntage nach Trinitatis.

Es giebt einen gewissen Zustand der Trägheit, des Mißvergnügens und der Erschlaffung, M. Z., in welchen unsre Seele von Zeit zu Zeit versinkt, und der in mehr als einer Rücksicht unsre Aufmerksamkeit verdient. Auch der Thätigste unter uns muß es wissen, daß zuweilen Stunden eintreten, wo das rege Feuer, das ihn sonst erwärmt, ganz erloschen zu seyn scheint; wo das ganze Triebwerk seiner Kräfte gleichsam stockt, und keine Bewegung annehmen will; wo er unzufrieden mit sich selbst, mit seinem Zustand und mit allem ist, was er geleistet und bewirkt hat; wo seine Geschäfte ihn aneckeln, und das, was er sonst mit Lust thut, ihm schmerzhafte Empfindungen verursacht; wo ein geheimer Unwille über seine ganze Verfassung eine Niedergeschlagenheit über ihn ausbreitet, von der er sich nicht loszureissen vermag. Wie qualvoll sind die Stunden dieser Ermattung! Mit welcher unwiderstehlichen Gewalt beherrscht uns in denselben das Gefühl unsers Unvermögens, und drückt uns zu Boden! Wie verächtlich und klein, wie thöricht und unbesonnen kommt uns dann alles vor, was Menschen unternehmen und ausführen! Wie vergeblich scheint uns insonderheit jede grosse uneigennützige An-

ſtrengung, jede Aeuſſerung unſrer edlern Kräfte! Wie geneigt werden wir dann, den thieriſchen Genuß, welchen der träge Müſſiggänger ſucht, und die gemächliche Ruhe, der er ſich überläßt, immer noch für das Beſte zu halten, was dem Menſchen auf Erden zu Theil wird, und den für den Klügſten anzuſehen, welcher dieſe Parthey ergriffen hat.

Es laſſen ſich mancherley Urſachen bemerken, M. Z., welche dieſe traurige Ermattung, dieſes peinliche Mißvergnügen mit uns ſelbſt, und mit dem Loos der Menſchen überhaupt, bey uns hervorzubringen pflegen. Oft iſt dieſer Zuſtand die Folge einer allzuheftigen Anſtrengung, die ſich nicht anders endigen kann, als mit einer ſolchen allgemeinen Erſchlaffung. Oft iſt es ein kränklicher Körper, der dem Geiſt bey ſeinen Beſtrebungen zu viel Hinderniſſe in den Weg legt, und ihn gleichſam nöthigt, an ſich ſelbſt zu verzweifeln. Zuweilen iſt der Einfluß der Witterung, der Jahrszeit, und andrer äußrer Umſtände ſo nachtheilig, und erweckt ſo viel finſtre, unangenehme, niederſchlagende Vorſtellungen in uns, daß die Seele zuletzt erliegt, und ſich ihrem Gram überläßt. Oft genug ſind es auch die Neckereyen der Menſchen, die vielen Angriffe des Neides, der Ungerechtigkeit und der Bosheit, die auf uns geſchehen, die vielen Arten des Widerſtandes, welche wir ſelbſt dann antreffen, wenn wir die edelſten Abſichten ausführen wollen, was uns zuletzt ermüdet, was uns in den feindſeligen Unmuth verſetzt, wo wir vom Gefühl unſrer Ohnmacht gepeinigt, unzufrieden mit Gott, mit der Welt, und mit uns ſelber ſind.

Doch dieſer Zuſtand hat oft noch eine andre Urſache, M. Z., die merkwürdiger iſt, als die übrigen alle, und deren ſchädlichen Einfluß wir nicht immer ſo achten, als wir ſollten. Die offenbare Eitelkeit alles deſſen, was auf Erden iſt und ge-

schieht, diese Eitelkeit, die uns immer fühlbarer wird, je länger wir leben, und je mehr wir Erfahrungen sammeln, schlägt unsern Geist am meisten nieder, und ist an der traurigen Ermattung, die wir von Zeit zu Zeit fühlen, gemeiniglich weit mehr schuld, als alles andre. Alle Lust, alle Neigung, sich anzustrengen und wirksam zu seyn, muß sich bey dem Menschen verlieren, der es bedenkt, wie vergeblich er sich bemüht, wie so unbeschreiblich wenig er ausrichtet, wie wenig ihm Andre für seine Aufopferung Dank wissen, wie vergänglich alle Werke der Menschen sind, wie flüchtig die kurzen Jahre dahin eilen, die er hier zuzubringen hat, wie bald alles, was er jetzt stiftet, verloren und vergessen seyn wird, wie bald endlich die Gewalt des Todes auch ihn in den fürchterlichen Abgrund stürzen wird, in welchem ein Zeitalter nach dem andern versinkt, ohne eine Spur von sich zurückzulassen, in den Abgrund, der schon so viele Millionen verschlungen hat, ohne auch nur ihrer Namen zu schonen. Ach solche Betrachtungen werden oft von selbst in uns lebhaft; die Eitelkeit alles dessen, was unter der Sonne geschieht, leuchtet dem, der nur einigermassen nachdenkt, so stark in die Augen, daß er oft gar nicht umhin kann, davon gerührt zu werden. Aber in dem Gefühl, welches dadurch erweckt wird, liegt ein Haupthinderniß jener edlen, lebendigen, unermüdeten Thätigkeit für das Gute, welche das Christenthum fordert; dieser Eifer würde nicht bey unzähligen Christen so offenbar vermißt werden, wenn der Gedanke, am Ende sey doch alles eitel, ihn nicht so gewaltig unterdrückte und auslöschte. Ich muß euch heute zeigen, M. Br., wie dieser gefährliche Feind einer wahren, thätigen, und großmüthigen Tugend zu bekämpfen ist; ich muß euch durch das Beyspiel Jesu ermuntern, euch mit euern Gedanken über alles Irdische emporzuschwingen, und als Menschen zu handeln, die sich ihrer Verwandtschaft mit dem Himmel

bewußt sind. Gott segne diese Stunde, und gebe uns Kraft, jedes Hinderniß zu besiegen, das uns muthlos machen könnte. Wir flehen um diese Gnade in stiller Andacht.

Evangelium, Luc. XIX. v. 41.—48.

Und als er nahe hinzu kam, sahe er die Stadt an, und weinete über sie, und sprach: Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Friede dienet. Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich, und deine Kinder mit dir, eine Wagenburg schlagen, dich belagern, und an allen Orten ängsten. Und werden dich schleifen, und keinen Stein auf dem andern lassen: darum, daß du nicht erkennet hast die Zeit, darinnen du heimgesuchet bist. Und er gieng in den Tempel, und fieng an auszutreiben, die darinnen verkauften und kauften, und sprach zu ihnen: Es stehet geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habts gemacht zur Mördergrube. Und er lehrete täglich im Tempel. Aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten, und die vornehmsten im Volk, trachteten ihm nach, daß sie ihn umbrächten; und funden nicht, wie sie ihm thun sollten: denn alles Volk hieng ihm an, und hörete ihn.

Ein starkes lebendiges Gefühl von der Eitelkeit alles dessen, was auf Erden ist und geschieht, war, wie ihr aus dem vorgelesenen Evangelio sehet, M. Z., in der Seele Jesu rege, als er seinen letzten Einzug zu Jerusalem hielt. Bis zu Thränen war er über das Schicksal der unglücklichen Stadt gerührt, die, als er vom Oelberg herabkam, noch in ihrer ganzen Pracht vor ihm lag, und doch nach wenig Jahren zerstört, vertilgt, und von der Erde verschwunden seyn sollte. Er selbst sah sich bey diesem Einzug mit einem Heere froher Begleiter umgeben, die ihn voll Begeisterung für den König Israels erklärten. Aber wie eitel war dieser ganze festliche Pomp; Jesus versinkt mitten unter dem Freudengeschrey des Volks in die tiefste Traurigkeit, denn er weiß es, wie verblendet dieser Haufe ist,

und daß er nach wenig Tagen mit Ungestüm sein Blut fordern werde. Er fühlt sich nämlich am Ende seiner Laufbahn; die Stunden lassen sich leicht zählen, die er noch zu leben hat; und wie wenig, wie unbeschreiblich wenig hat er mit aller seiner Arbeit, mit aller Anstrengung, Aufopferung und Mühe unter seinem Volk ausgerichtet! Es ist noch immer seinen Vorurtheilen ergeben, es verlangt noch immer einen leiblichen König und Retter, es ist im Begrif, ihn ans Kreuz zu schlagen, weil er dieser Retter nicht seyn will. Wahrlich, bey solchen Aussichten, beym Anblick solcher alles vereitelnden Schwierigkeiten hätte man denken sollen, müsse aller Trieb, irgend etwas weiter zu thun und zu unternehmen, in Jesu ersterben, er müsse gar nicht weiter fähig seyn, Bemühungen fortzusetzen, die so ganz vergeblich waren. Aber gerade das Gegentheil, M. Z. Das Gefühl von der Eitelkeit alles Irdischen, das Jesum bey seinem Einzug so gewaltig ergriffen hatte, vermag gleichwohl so wenig über ihn, ist seinem Eifer, Gutes zu thun, so wenig nachtheilig, daß er gleich nach seiner Ankunft in dem Tempel fortfährt, an der Ausrottung schädlicher Mißbräuche zu arbeiten, daß er die wenigen Tage, die er noch zu leben hat, ganz dazu anwendet, öffentlich zu lehren, und zu thun, was ihm noch möglich ist. Heiliges, ehrwürdiges Muster aller wahren Grösse, aller edlen Thätigkeit, aller menschlichen Vollkommenheit, wie weit sind wir noch von dir entfernt; wie leicht erliegen wir dem niederdrückenden Gefühl, das du besiegtest; wie leicht werden wir müde, wenn wir umsonst zu arbeiten glauben! Wir werden die lehrreiche Geschichte unsers Evangelii nicht besser anwenden können, M. Z., als wenn wir daraus lernen, wie wir verhüten sollen, daß das lebhafte Gefühl von der Eitelkeit alles Irdischen unsern Eifer für das Gute nicht unterdrücke. Damit es deutlich werde, wovon die Rede sey, so

will ich die Eitelkeit alles Irdischen erklären. Hernach will ich zeigen, wie leicht das lebhafte Gefühl dieser Eitelkeit unsern Eifer für das Gute unterdrücken kann. Zuletzt wollen wir sehen, wie wir verhüten sollen, daß dies nicht geschehe.

Es ist unläugbar, M. Z., Eitelkeit entdecken wir an allem Irdischen, an allem, was auf Erden ist und geschieht, wenn wir aufmerken, wenn wir das ganze Schauspiel, welches vor unsern Augen aufgeführt wird, mit Ueberlegung betrachten. Dann fällt es nämlich in die Augen, daß von allem, was da ist und vorgeht, vieles ganz vergeblich, das meiste äusserst unvollkommen, und alles ohne Ausnahme vergänglich ist; in diesen drey Puncten ist alles kurz enthalten, was die Eitelkeit des Irdischen ausmacht.

Schon darum sehen wir uns genöthigt, das Irdische eitel zu nennen, weil Vieles von dem, was da ist und vorgeht, ganz vergeblich ist, d. h. ohne alle merkliche Folge, ohne allen beträchtlichen Nutzen bleibt. Denn wendet eure Augen hin, wohin ihr wollet, überall werdet ihr etwas antreffen, wovon sich nicht absehen läßt, warum es da ist, was eben so gut gar nicht seyn könnte, weil es keinen Nutzen und keine Folge hat. Wie viele Schätze sind im Schoose der Erde verborgen, die der menschliche Fleiß nie entdecken und ans Licht ziehen wird, eitle vergebliche Schätze; wie viel Pflanzen und Bäume bedecken die Oberfläche der Erde in Gegenden, wo kein Mensch wohnt, und kein Mensch sie benutzt, eitle, vergebliche Vorräthe; wie viele Thiere, welche Heere von Insecten leben auf Erden, und geniessen ein kurzes vergängliches Daseyn, ohne für irgend Jemand wichtig und heilsam zu werden, eitle, vergebliche Geschöpfe! Wie viel ist endlich in unsrer Verfassung, in unsern Umständen, in unsern

Schick-

Schicksalen so ganz ohne Nutzen, daß man sich oft kaum des Unwillens und der innigsten Wehmuth enthalten kann. Wer zählt die eitlen vergeblichen Wünsche, die nur ein einziger Mensch sein ganzes Leben hindurch thut; die betrüglichen Träume, denen er sich überläßt, die leeren Hofnungen, die er nährt, die fruchtlosen Bemühungen, die er anwendet, die unnützen Kenntnisse, die er sich erwirbt, um sie wieder zu vergessen, wer schätzt die verschwendeten Kräfte, die wir das ganze Leben hindurch aufopfern, ohne etwas damit auszurichten? Und wollet ihr auf die Verfassung der Menschen im Ganzen sehen, welch ein Anblick! Wie viel eitle Gewohnheiten herrschen unter allen Völkern; wie viel unnütze Gesetze stehen in grossem Ansehen, welche verkehrte Anstalten, welche thörichte Unternehmungen, welches vergebliche Treiben und Kämpfen, welche absichtslose Zurüstungen und Kriege, welcher wilde Lärm um Nichts ist überall sichtbar; wie ungeheuer ist die Anzahl der Unglücklichen, die arbeiten, sich anstrengen, sich aufopfern müssen, ohne daß auch nur das geringste damit geschaft wird, was man bleibenden, dauerhaften Nutzen nennen könnte! Ach es vergehen Tage, ganze Jahre verschwinden uns unter unaufhörlichen Zerstreuungen, und wir müssen es uns am Ende selbst eingestehen, daß nichts, gar nichts von uns geschehen ist, womit wir zufrieden seyn könnten; das ganze lange Leben unzähliger Menschen geht vorüber, ohne daß man sagen könnte, was sie eigentlich gesollt haben, und wozu sie dagewesen sind. Eitelkeit ist an allem Irdischen sichtbar, denn vieles davon ist ganz vergeblich.

Aber noch mehr, das Meiste davon ist äusserst unvollkommen. Es ist wahr, unübertreflich sind die Meisterstücke, welche die Natur hervorbringt; sie ertheilt allen ihren Werken eine Schönheit und Vollendung, die den aufmerksamen Beob-

achter in Erstaunen setzt. Aber sind dessen ungeachtet nicht auch ihre vollkommensten Schöpfungen hinfällige, eingeschränkte, vergängliche Dinge, durch die wir uns nie ganz befriedigt fühlen, die in dem Geniessenden immer eine gewisse unangenehme Leere, eine Sehnsucht nach etwas Besserm zurücklassen? Und was soll ich erst von unsern eignen Werken sagen! Wie mangelhaft ist das, was die menschliche Kunst hervorbringt! Wie viel Spuren der Eingeschränktheit trägt alles an sich, was sie leistet! Wie viel Fehler werden sichtbar, wenn man auch unsre besten Wirkungen in der Nähe betrachtet, und sie prüft! Was bleibt dem scharfsinnigsten Denker und dem fleissigsten Forscher von seinen angestrengtesten Bemühungen zuletzt übrig? Nichts weiter, als das demüthigende Bewußtseyn, daß die Weisesten auf Erden fast gar nichts wissen, und der übrige ungeheure Haufe der Menschen unglücklich genug ist, auch nicht einmal dies einzusehen. Was bleibt dem unpartheyischen Richter seiner selbst, dem strengen Beurtheiler seiner Tugend und seiner Handlungen zuletzt übrig? Nichts weiter als das schmerzhafte Gefühl, daß die Besten auf Erden nicht rein von Fehlern sind, und der übrige ungeheure Haufe der Menschen fast ganz seinen Lüsten gehorcht. Was bleibt dem aufmerksamen Beobachter der Menschen und ihrer Schicksale zuletzt übrig? Nichts weiter, als die beunruhigende Ueberzeugung, daß die glänzendsten Handlungen der Menschen Wirkungen niedriger Leidenschaften sind, daß Eigennutz sich fast in alles mischt, was auf Erden geschieht; daß die meisten Menschen verlieren, wenn man sie näher kennen lernt; daß ihre Ehre, ihr Vermögen, ihr Glück mehr Schein als Wahrheit ist; daß jedes tiefere Eindringen, jede genauere Erforschung auf Mängel führt; daß man mit einem Worte immer mehr Ursachen entdeckt, mißvergnügt zu seyn, je genauer man mit allem bekannt wird, was die Menschen

sind, thun und genieſſen. Eitelkeit hängt dem Irdiſchen an, denn das Meiſte davon iſt äuſſerſt unvollkommen.

Und dabey iſt endlich alles ohne Ausnahme vergänglich. Denn welcher von allen den Gegenſtänden, die unſer Auge auf dem groſſen Schauplatz der Erde erblickt, trägt nicht unläugbare Spuren der Vergänglichkeit an ſich? Wechſelt die Natur nicht unaufhörlich mit neuen Geſtalten? Hat ſich die Oberfläche der Erde nicht von Jahrhundert zu Jahrhundert verändert? Nagt der alles zerſtörende Zahn der Zeit nicht ſelbſt an dem Dauerhafteſten, was die Natur enthält, an den ungeheuern Felſengebirgen, die ſich bis zu den Wolken aufthürmen? Und was ſind erſt wir, was ſind die Güter, die wir beſitzen, die Werke, die wir hervorbringen, und auf die wir uns zuweilen beygehen laſſen, ſtolz zu ſeyn? Der Platz, den wir unſer Eigenthum nennen, der Reichthum, den wir geſammelt, die Ehre, die man uns erzeigt, die Macht, mit der wir wirken, die Kenntniſſe, die wir uns erworben haben, das Leben ſelbſt, und alles, was wir haben und ſind, kann uns genommen und entriſſen werden, nichts iſt ſo dauerhaft, ſo beſtändig, ſo ganz in unſrer Gewalt, daß wir es gegen die unzähligen Urſachen des Untergangs ſchützen könnten, die um uns her wirkſam ſind. Und unſre Werke? Groſſer Gott, welche Denkmale des menſchlichen Stolzes, welche Früchte der Gelehrſamkeit und der menſchlichen Erfindungskraft, wie viel prachtvolle Gebäude, wie viel Anſtalten, Einrichtungen und Verfaſſungen wie viel glänzende Städte, wie viel groſſe, mächtige, blühende Reiche, welche Nationen und unzählbare Mengen ſind von der Erde verſchwunden, ſo ganz verſchwunden, daß auch keine Spur mehr davon übrig iſt! Wir ſelbſt ſind vergänglich, M. Br., und hinfällig iſt alles, was aus unſern Händen

anzusehen, sobald das Urtheil herrschend wird, es sey nicht werth, daß man sich seiner annehme. Und kann sich dieses Urtheil leichter entwickeln, als bey dem Gefühl, daß alles Irdische eitel ist? Wird es uns da nicht einleuchtend, wie unzählbar die Fehler sind, denen unsre Natur unterworfen ist? Lernen wir da nicht einsehen, wie mangelhaft sie selbst dann noch bleibt, wenn sie es am weitesten gebracht hat? Müssen wir da nicht erfahren, wie viel Hindernisse sie dem Guten vorsätzlich in den Weg legt, und wie wenig Lust die meisten Menschen haben, sich bessern zu lassen? Enthüllen sich da nicht Geheimnisse der Bosheit vor unsern Augen, in welchen sich die unglaubliche Verdorbenheit der Menschen oft in einer fürchterlichen Grösse zeigt? Sind wir da nicht fast immer selbst durch den Neid, durch den Undank, durch die Thorheit Andrer gereizt und beleidigt? Ist es nicht oft verbißner Unwille gegen die Menschen, was aus uns spricht, wenn wir über die Eitelkeit alles Irdischen klagen? Erscheinen uns dann alle unsre Mitmenschen nicht wenigstens als äusserst vergängliche Geschöpfe, bey denen anhaltende Bemühungen sich der Mühe nicht verlohnen? Wir werden in eben dem Grade gleichgültiger, M. Z., verlieren alle lebhafte Theilnehmung, ziehen uns in uns selbst zurück, und reissen uns los von wohlthätiger Geschäftigkeit, in welcher uns die menschliche Natur unbedeutend und geringfügig vorkommt. Da dies nun nie mehr geschieht, als wenn wir die Eitelkeit alles Irdischen lebhaft fühlen: so urtheilet selbst, wie sehr der Eifer, Gutes zu wirken, in uns erkalten muß, wenn wir uns dieser Empfindung unvorsichtig überlassen.

Doch die Hauptsache ist noch zurück. Das lebhafte Gefühl von der Eitelkeit alles Irdischen kann nämlich den Eifer für das Gute darum so leicht unterdrücken, weil es uns endlich geneigt macht,

auf thierischen Genuß, als auf den letzten Zweck unsers Lebens, zu sehen. Hier, hier, M. Z., liegt die Hauptursache, warum es so viel träge, nachlässige, unedle Menschen giebt, die für nichts Sinn und Geschmack haben, als für niedrige Wollust, die so viel Freuden dieser Art mitnehmen, als sie nur können, die es für thöricht halten, sich aus Pflicht, oder des gemeinen Besten wegen, auch nur das geringste Vergnügen zu versagen. Das Gefühl von der Kürze dieses Lebens, von der Eitelkeit grosser und schwerer Unternehmungen, von der ganzen Nichtigkeit dessen, was auf Erden geschieht, ist zu stark, zu wirksam, zu gewaltig in ihnen, als daß sie es nicht für das Beste halten sollten, zu geniessen, so viel sich geniessen läßt, weil dies, wie es ihnen vorkommt, noch das Einzige ist, was man davon bringt, das Einzige, was man für wahren Gewinn halten kann. O der Grundsatz: lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt, dieser schändliche, allen Eifer für grosse, edle, gemeinnützige Thaten unterdrückende Grundsatz herrscht in weit mehrern Menschen, M. Z., als man glauben sollte. Freilich tragen die meisten Bedenken, ihn zu äussern. Aber merket nur auf die Urtheile, die ihnen zuweilen entfallen, beobachtet die Regeln, nach denen sie handeln, sehet auf ihr müssiges Leben, auf ihr unabläßiges Jagen nach Vergnügen, auf die unersättliche Gierigkeit, mit der sie geniessen, und auf ihr Zaudern, auf ihre Entschuldigungen, auf ihre Vorwände, auf ihr schändliches Zurückweichen, sobald sie der Tugend und dem gemeinen Wohl ein Opfer bringen sollen: und es wird euch gar nicht schwer werden, den Grundsatz zu finden, der in den Tiefen ihres Herzens verborgen liegt, ihr werdet nicht daran zweifeln können, daß sie in der Uberzeugung, es sey doch alles eitel und vergänglich, es für das Klügste halten, sich so viel sinnlichen Genuß zu verschaffen, als die Umstände erlauben wollen. Und

kommt. Bald ist der kurze Zeitraum vorüber, den wir hier zuzubringen haben, dann verlieren wir uns in eben der Finsterniß, welche die Millionen unsrer Vorfahren bedeckt, und der Wievielste von uns darf darauf rechnen, so angesehen, so stark, so reich, so mächtig er auch seyn mag, daß man am Ende des künftigen Jahrhunderts noch etwas von ihm wissen wird?

Viel zu einleuchtend ist die grosse Vergänglichkeit alles Irdischen, die ich bisher erklärt habe, wir werden täglich viel zu stark, und viel zu häufig daran erinnert, als daß das Gefühl davon nicht oft sehr lebhaft in uns werden und unsre ganze Seele ergreiffen sollte. Aber je öfter dies geschieht, desto mehr ist zu fürchten, daß unser Eifer für das Gute dabey leiden dürfte. Ich muß zeigen, daß dies keine leere Furcht sey, daß das lebhafte Gefühl von der Eitelkeit alles Irdischen den Eifer für das Gute leicht unterdrücken könne, und bey unzähligen Menschen wirklich unterdrücke. Nichts ist natürlicher, M. Z., als diese Wirkung.

Das lebhafte Gefühl von der Eitelkeit alles Irdischen macht nämlich muthlos und verdrossen, und wird dem Eifer für das Gute schon dadurch nachtheilig. Je unwiderstehlicher die Gewalt ist, mit der wir kämpfen sollen, je gewisser wir es vorher wissen, daß wir unmöglich siegen können, sondern der allgemeinen Nothwendigkeit endlich doch weichen müssen: desto mehr sinkt unser Muth, desto weniger haben wir Lust uns anzustrengen, desto thörichter finden wirs, unsre Kräfte vergeblich zu verschwenden. Wer es lebhaft fühlt, daß unzählige Bemühungen der Menschen ganz fruchtlos sind, und ohne alle Folge bleiben, wird der geneigt seyn, für das Gute alles zu thun, was in seinen Kräften steht, und aufs Geradewohl mit Schwierigkeiten zu ringen? Wer es lebhaft fühlt, wie äusserst mangel-

haft alles ist, was Menschen leisten können; wird der geneigt seyn, für das Gute sich aufzuopfern, und am Ende doch nichts weiter, als etwas sehr unvollkommnes zu Stande zu bringen. Wer es lebhaft fühlt, wie vergänglich er und alles ist, was ihn umgiebt, wie bald der Strom der Veränderlichkeit ihn und alle seine Zeitgenossen mit sich fortreissen, und in den Abgrund der Ewigkeit stürzen wird: wird der geneigt seyn, die wenigen Tage seines flüchtigen Lebens mit Arbeiten auszufüllen, die sich nicht belohnen, von denen nach einer kurzen Reihe von Jahren keine Spur, kein Andenken mehr übrig seyn wird? Es ist blos eine Folge der Unachtsamkeit, mit welcher die meisten Menschen dahin leben, und die grosse Vergänglichkeit alles Irdischen übersehen, daß sie noch so viel Entschlossenheit, noch so viel thätigen Eifer besitzen. Der Muth würde ihnen fallen, wenn sie daran dächten, wie vergeblich und unbedeutend alles ist, was sie hervorbringen und ausführen. Was hilft es, noch so viel Menschen versorgt, belehrt, gebessert zu haben; was hilft es, der Wohlthäter ganzer Familien, ganzer Länder, ganzer Zeitalter gewesen zu seyn; die Gewalt der Vergänglichkeit reißt uns selbst und diese Menschen, uns selbst und diese Zeitalter mit sich fort, und es wird in Kurzem eben so viel seyn, als ob wir alle gar nicht gewesen wären. Und eine solche Betrachtung sollte nicht niederschlagen? Solche Ueberlegungen sollten nicht alle unsre Kräfte gleichsam lähmen? Das lebhafte Gefühl von der Eitelkeit alles Irdischen sollte den Eifer für das Gute nicht unterdrücken, da es so muthlos und verdrossen macht?

Hiezu kommt, daß es noch überdies Geringschätzung der menschlichen Natur und bittern Unwillen einflößt. Es ist geschehen um allen Eifer, Gutes zu wirken, sobald man anfängt, das menschliche Geschlecht mit Verachtung

selbst euch, ihr bessern und edlern unter meinen Brüdern, selbst euch kann ich getrost fragen, ob sich die Neigung, thierisches Vergnügen zu suchen, in den finstern Augenblicken, wo das Gefühl der Eitelkeit alles Irdischen recht lebendig bey euch war, nicht auch in euern Seelen regte, ob nicht der Gedanke zuweilen in euch aufstieg, euer Streben und Wirken, eure Anstrengung für das Gute, eure Aufopferung im Dienste Gottes und der Welt sey doch wohl am Ende nichts weiter, als eine unkluge Schwärmerey, und der treffe es am besten, der überall nur sich und seinem Vergnügen lebe? Nur allzu genau ist das lebhafte Gefühl von der Eitelkeit alles Irdischen mit der Neigung verknüpft, nichts zu achten, als was nahen sinnlichen Genuß verschaft, man wird um so begieriger nach jeder Art der Wollust, je flüchtiger die Tage sind, die man auf Erden zuzubringen hat.

Ihr sehet ohne mein Erinnern, daß der gar nicht fähig ist, wahren, lebendigen, christlichen Eifer für das Gute zu beweisen, der so denkt, der sich durch das Gefühl von der Eitelkeit alles Irdischen so erniedrigen läßt. Ist es nun nicht möglich, diesem Gefühle ganz auszuweichen, muß es vielmehr bey tausend Gelegenheiten nothwendig in uns rege werden: so ist es freilich nöthig, daß wir noch untersuchen, wie wir verhüten sollen, daß es unsern Eifer für das Gute nicht unterdrücke, daß es demselben so wenig nachtheilig werde, wie bey Jesu im Evangelio.

Und dies wird geschehen, M. Z., wenn wir uns gewöhnen, diesem Gefühle dann am wenigsten zu trauen, wenn es am lebhaftesten in uns ist. Hätte wohl Jesus im Evangelio der Wahrheit gemäß gedacht, wenn er seine bisherigen Bemühungen, unter seinem Volke Gutes zu befördern, für ganz verloren gehalten, für völlig eitel erklärt hätte?

O er wußte es, der von ihm ausgestreute Saame keime im Verborgnen, und werde zu seiner Zeit schon sichtbar werden; daher konnte ihn weder der bevorstehende Untergang seines Vaterlandes, noch sein naher Tod abhalten, in seiner wohlthätigen Geschäftigkeit fortzufahren. Glücklich, glücklich, wer weise genug ist, das Gefühl von der Eitelkeit alles Irdischen so zu mässigen, es so zu berichtigen! Gerade dann, M. Z., wenn es am heftigsten in uns ist, wenn es uns ganz zu Boden drücken, und die edelsten Kräfte unsers Wesens gleichsam lähmen will, gerade dann ist es am falschesten, und gründet sich auf unrichtige Vorstellungen. Kommt uns alles vergeblich vor, was wir und Andre verrichten; scheint uns alles unvollkommen, was da ist und geschieht; sehen wir in allem, was dieser Erdkreis enthält, gar nichts weiter, als elende flüchtige Erscheinungen, die bald verschwinden, und sich in nichts verwandeln werden: so urtheilen wir nicht frey und unpartheyisch, so hat sicher irgend ein unangenehmer Umstand, irgend eine Leidenschaft unsre Seele verstimmt, und mit trüber Laune angefüllt, so dürfen wir sicher darauf rechnen, daß wir uns selbst betrügen. Denn so groß ist die Eitelkeit des Irdischen nicht, M. Z., als sie uns in solchen trüben Augenblicken erscheint. Nichts, was da ist und geschieht, ist ganz vergeblich und verloren, wenn es uns gleich so vorkommt; haben wir nicht schon oft hinterher erfahren, wie viel Bemühungen gewirkt hatten, die wir eine Zeitlang für völlig verschwendet hielten? Nicht so groß ist die Unvollkommenheit dessen, was da ist und geschieht, wenn wir gleich zuweilen mißvergnügt mit allem sind. Könnte uns so manche reine Freude, könnte uns so manches erquickende Vergnügen zu Theil werden, wenn alles so schlecht und unbedeutend wäre, als unser Unmuth uns oft bereden will? Nicht so vergänglich ist alles, was da ist und geschieht, wie wir beym Gefühl unsrer Schwachheit

uns oft einbilden. Es giebt für den, der sich verdient um Andre macht, eine dankbare Nachwelt, es giebt Menschen, die sein Andenken noch lange bewahren und segnen, es giebt eine Geschichte, die seinen Namen aufzeichnet, es giebt eine Ewigkeit und einen höchsten Vergelter, vor dessen Augen nichts verloren ist, dessen Gerechtigkeit und Güte nichts unbelohnt läßt. Wohlan also, M. Br., gerade dann, wenn das Gefühl von der Eitelkeit alles Irdischen am stärksten in uns wird, wenn wirs fühlen, daß wir dabey ermatten, daß Abneigung und Widerwille gegen alle nützliche Thätigkeit sich in uns regen will: gerade dann wollen wir uns erinnern, daß irgend eine Ursache uns irre führt, gerade diese allzugrosse Lebhaftigkeit soll uns das Zeichen seyn, daß wir ausschweifen und fehlen; gerade dann wollen wir unsre Vernunft auffordern, das, was in uns vorgeht, genauer zu prüfen. Es wird sich dann bald zeigen, daß wir keine Ursache haben, allen Muth sinken zu lassen; das Gefühl von der Eitelkeit alles Irdischen wird unsern Eifer für das Gute nicht unterdrücken, wofern wir uns nur gewöhnen, ihm gerade dann am wenigsten zu trauen, wenn es am lebhaftesten in uns ist.

Und dabey lasset uns fleissig bedenken, wie unbeschreiblich sich der erniedrigt, der sinnliche Lust zu seinem letzten Endzweck macht. Lasset uns annehmen, M. Z., aller Eifer für das Gute wäre ganz eitel, mit allen Bemühungen, Wahrheit zu erforschen und zu verbreiten, Tugend zu üben und zu befördern, Menschen zu bessern und zu beglücken, die Vorschriften der Religion heilig zu halten und zu üben, die Lüste des Herzens einzuschränken und zu dämpfen, Edelmuth und Rechtschaffenheit zu beweisen und zu lieben, mit allen diesen Bemühungen wäre gar nichts ausgerichtet, sie blieben ewig ohne alle weitere Folge und Belohnung: es würde doch vernünftiger, es würde doch der Würde

unsers Wesens, und der ganzen Einrichtung desselben gemäßer seyn, so zu handeln, als das Gegentheil zu thun. Denn heißt, blos seinen Lüsten leben, etwas anders, als die Menschheit verläugnen, und sich herabsetzen unter die Thiere? Fühlet ihrs, die ihr diesen schändlichen Grundsatz befolget, denn gar nicht, daß ihr nicht werth seyd, die schöne menschliche Gestalt zu tragen, welche der Tempel der Vernunft seyn soll; daß ihr gerade diese Vernunft, die euch als Menschen auszeichnet, die euer erhabenster Vorzug ist, zur Dienerin thierischer Lüste erniedrigt, daß ihr euch hiemit in einen Widerspruch verwickelt, der weder grösser, noch schimpflicher seyn kann; daß ihr euch als Geschöpfe darstellet, die aller ihrer Würde entsagen, und auf die Achtung, auf das Wohlwollen, auf die Werthschätzung ihrer Mitmenschen keinen Anspruch weiter haben wollen? Denn seyd ihr, wenn ihr aufrichtig seyn wollet, nicht in euern eignen Augen verächtlich, wenn der Bauch euer Gott ist, wenn ihr blos euern Lüsten fröhnet; sagt es euch nicht ein gewisses unbestechliches, inneres Gefühl von Zeit zu Zeit, daß ihr keiner Achtung werth seyd; und würdet ihr euern Grundsatz, so viel sinnliche Lust mit wegzunehmen, als sich erhalten läßt, so sorgfältig verbergen, wenn ihr euch desselben nicht zu schämen hättet? Oft, M. Br., oft lasset es uns bedenken, wie verächtlich, wie verabscheuungswürdig der Mensch wird, wie offenbar er den Fähigkeiten seines Wesens entgegenhandelt, und wie unbeschreiblich er sich beschimpft, sobald er aufhört, das Gute zu lieben, und blos seinen Lüsten dient. Je lebhafter wir dies einsehen, desto weniger wird das Gefühl von der Eitelkeit alles Irdischen unserm Eifer für das Gute schaden, wir werden fähig seyn, das, was Recht ist, seines eignen, innern, unabhängigen Werthes wegen zu lieben, ohne auf die vergänglichen Vortheile weiter zu sehen, die unsre Sinnlichkeit sucht.

Endlich lasset uns insonderheit unsrer Bestimmung für die Ewigkeit stets eingedenk seyn. Dies, M. Br., dies ist das Hauptmittel, welches wir dem schädlichen Einflusse entgegensetzen müssen, den das Gefühl von der Eitelkeit alles Irdischen auf unsern Eifer für das Gute haben könnte. Das erhabne Bewußtseyn, das Jesus von seinem Zusammenhange mit der unsichtbaren Welt hatte, die lebendige Ueberzeugung, er sey von Gott ausgegangen, und werde zu Gott zurückkehren, der edle, standhafte Sinn, stets als ein Wesen zu handeln, das über alles Vergängliche weit erhoben ist, und der unsichtbaren Welt angehört: dies war es, was ihn in den Stand setzte, unermüdet Gutes zu thun, sich durch alles Unvollkommne, Vergängliche und Eitle auf Erden nicht im geringsten stören zu lassen. Und diesen edlen Sinn müssen auch wir haben, wenn wir seine Bekenner seyn wollen. Lasset uns also nie vergessen, daß wir für diese Erde gar nicht bestimmt sind; daß dieser Schauplatz der Vergänglichkeit nichts weiter für uns ist, als ein Uebungsplatz, wo wir unsre Gesinnungen zeigen, und uns für eine beßre Welt vorbereiten sollen. O wie könnte der Wechsel sinnlicher Gegenstände, die vor unsern Augen entstehen und vergehen, die freilich eben darum, weil sie irdisch und sinnlich sind, nichts Dauerhaftes und Bleibendes haben können, uns irre oder muthlos machen, wenn wir die Würde fühlen, die uns so weit über sie erhebt, wenn wir wissen, daß wir diesem Wirbel der Vergänglichkeit nur eine Zeitlang überlassen sind, um in demselben unsre edelsten Kräfte zu üben, und zur Aufnahme in eine vollkommnere Welt würdig zu werden! Nichts von allem dem Guten, das wir hier leisten und beweisen, ist verloren, M. Br., es gehört gar nicht mit in die Reihe des Vergänglichen, sondern in eine beßre Ordnung der Dinge; unser Glaube an Gott und Jesum, unsre Tugend, und die Beweisungen eines

wahren christlichen Sinnes bleiben unversehrt, und folgen uns in die Ewigkeit, wenn auch alles Irdische um uns her sich auflößt und zerfällt. Und so lasset uns denn Gutes thun, M. Br., und nicht müde werden. Lasset uns vergessen, was dahinten ist, und uns strecken nach dem, das davornen ist. Lasset uns nachjagen dem vorgesteckten Ziel; nach dem Kleinod, welches uns vorhält die himmlische Beruffung Gottes in Christo Jesu. Wie viel nun unser vollkommen sind, die lasset uns also gesinnt seyn; Amen.

49.

Am eilften Sonntage nach Trinitatis.

Je mehr der menschliche Geist seine Aufmerksamkeit und seine Kräfte der erhabnen Beschäftigung widmet, M. Z., in allem, was da ist und geschieht, Spuren der Grösse Gottes aufzusuchen, und sich Aufklärung über die Art und Weise zu verschaffen, wie der Unendliche entscheidet und regiert: desto einleuchtender wird ihm die Wahrheit jenes wichtigen Ausspruchs, den Gott selbst beym Propheten Jesaia thut: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege. Denn wo können wir hinblicken, worüber können wir nachdenken, was können wir untersuchen, ohne daß sich uns die Bemerkung aufdringen sollte, das, was Gott anordne, beschliesse und ausführe, sey fast immer unsrer Erwartung entgegen, übersteige unsre Fassungskraft, und sey von dem, was wir billigen und für gut erklären, oft ganz verschieden; wo können wir in dieser ganzen Welt unsre Augen hinwerfen, ohne den unendlichen Abstand gewahr zu werden, der zwischen Gottes Weisheit und unsrer Kurzsichtigkeit, zwischen seinem Urtheil und unserm Gutdünken sich findet? In der ganzen Natur, in allen Gesetzen, die sie befolgt, in allen Veränderungen, denen sie unterworfen ist, in den Führungen

einzelner Menschen, in den Schicksalen ganzer Völker, in den Begebenheiten der Welt, in den Einrichtungen, die durch Christum getroffen sind, in allem, was Gott anordnet und geschehen läßt, finden wir so viel Räthselhaftes und Unerwartetes, so viel Licht mit Dunkelheit vermischt, so viel Belehrung mit Schwierigkeiten verbunden: daß sich unser Mund gleichsam von selbst zu dem Bekenntniß öffnet: seine Gedanken sind nicht unsre Gedanken, und unsre Wege sind nicht seine Wege.

Doch dieser Unterschied zwischen unsrer Art zu denken, und zwischen dem Urtheile Gottes ist wohl nirgends wichtiger und grösser, M. Z., und wird gleichwohl nirgends weniger geachtet und bemerkt, als beym Ausspruch über die Beschaffenheit und den Werth der Menschen. Sind Gottes Gedanken überall anders beschaffen, als die unsrigen, und müssen sie es seyn, wenn er der Unendliche ist: wie so ganz anders wird Er über uns urtheilen, als wir uns selbst zu beurtheilen pflegen; wie sehr werden die Aussprüche, die er über Andre thut, von denen abweichen, die wir über sie zu thun wagen. Aber fällt es uns dann, wenn sich unsre Eigenliebe mit so vieler Selbstgefälligkeit betrachtet, und so viel Gutes bey sich findet; fällt es uns dann, wenn wir verwegen genug sind, den Werth unsrer Mitbrüder durch freche Machtsprüche zu bestimmen, bey, daß der Allwissende ganz anders über uns urtheilt, daß es einen Richterstuhl giebt, wo unsre Entscheidungen nichts gelten, und vor welchem die, welche am stolzesten und sichersten waren, gerade am wenigsten bestehen werden? Würden wir von uns selbst so vortheilhaft denken, würden wir Andre so unbedachtsam loben, oder so unbarmherzig verdammen können: wenn wirs nicht unaufhörlich vergäßen, daß Gottes Gedanken auch hier nicht die unsrigen sind, und daß das Urtheil dessen, von dem unser ganzes

Schicksal abhängt, von dem unsrigen nothwendig verschieden seyn muß?

Wie wichtig ist diese Sache, M. Z., wie werth, gehörig gefaßt, und vernünftig gebraucht zu werden! Fürchterlich und dunkel sind uns oft die Aussprüche Gottes, wie sie sich in der Erfahrung darstellen; da sehen wir den, der uns gut und würdig scheint, gar oft verurtheilt, und zu einem Schicksal erniedrigt, das nur den Lasterhaften treffen sollte; und dagegen finden wir den, welchen wir als einen Verbrecher verabscheuen, häufig genug in Umständen, durch die Gott sich für ihn erklärt, und sein Wohlgefallen gleichsam laut über ihn bezeugt. Und o wenn wir vollends unser Urtheil über uns selbst mit dem Schicksale vergleichen, das uns widerfährt; glauben wir da nicht, Ungerechtigkeiten aller Art anzutreffen; scheint es uns da nicht, der Regierer der Welt beurtheile uns viel zu hart, und ziehe uns Menschen vor, über die wir uns weit erhaben zu seyn dünken? Aber wäre dies möglich, würden wir unser Gutdünken nicht gern dem Ausspruche des Allwissenden unterwerfen, wenn wir genau davon unterrichtet wären, daß und warum sein Urtheil von dem Unsrigen abweichen muß; würden wir in diesem Unterschiede nicht sogar Belehrung, Trost und Ermunterung finden, wenn wir ihn im rechten Lichte zu betrachten, und gehörig anzuwenden wüßten? Lasset uns den Standpunct heute verändern, M. Br., aus welchem wir uns einander anzusehen pflegen; lasset uns herauszubringen suchen, wie wir dem erscheinen müssen, der allein recht richtet, und dessen Ausspruch unser ewiges Schicksal bestimmen soll. Wie wird der Nebel verschwinden, in welchem wir uns gewöhnlich einander erblicken; mit welcher Demuth, mit welcher Nachsicht, mit welcher Unterwerfung unter das allein gerechte Urtheil unsers gemeinschaftlichen Schöpfers und Richters werden wir uns

einander betrachten lernen! Er gebe uns selbst Erkenntniß und Licht, und höre die stillen Gebete, die wir jetzt vor ihm verrichten wollen.

Evangelium, Luc. XVIII. v. 9—14.

Er sagte aber zu etlichen, die sich selbst vermassen, daß sie fromm wären, und verachteten die Andern, ein solch Gleichniß: Es giengen zween Menschen hinauf in den Tempel zu beten, einer ein Pharisäer, der andre ein Zöllner. Der Pharisäer stund, und betete bey sich selbst also: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zwier in der Wochen, und gebe den Zehenden von allem, das ich habe. Und der Zöllner stund von ferne, wollte auch seine Augen nicht aufheben gen Himmel; sondern schlug an seine Brust, und sprach: Gott sey mir Sünder gnädig. Ich sage euch: Dieser gieng hinab gerechtfertiget in sein Haus vor jenem. Denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget werden; und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöhet werden.

Man darf die vorgelesene Erzählung Jesu nur anhören, M. Z., um die Absicht und den Sinn derselben sogleich zu verstehen. Offenbar soll sie die so sehr verkannte Wahrheit ins Licht setzen, daß Gott die sittliche Beschaffenheit und den Werth der Menschen ganz anders beurtheilt, als es die Menschen selbst zu thun pflegen. Daher stellt Jesus in der Person des Pharisäers einen Menschen auf, der nicht nur selbst sehr hohe Begriffe von seiner Frömmigkeit hatte, sondern auch wegen seiner äusserlichen Ehrbarkeit, und wegen seiner Strenge in Beobachtung gottesdienstlicher Ceremonien von Andern für fromm gehalten wurde. Mit diesem vergleicht er einen Mann, den schon der Name und Stand eines römischen Zollbedienten in den Augen seiner Mitbürger verdächtig machte, der nach dem öffentlichen Urtheil zur verächtlichsten und ruchlosesten Classe von Menschen gehörte, und sich auch, wie man aus seinem Geständnisse sieht, wirklich mancher Verge-

hungen bewußt war. Aber so viel auch der Erste nach dem Gutdünken der Menschen für sich, und der Andre wider sich haben mochte: Jesus thut den unerwarteten Ausspruch: ich sage euch: dieser gieng hinab gerechtfertigt in sein Haus vor jenem; ich versichre euch, der verabscheute Zöllner erhielt den Beyfall Gottes, den der eingebildete Pharisäer zu besitzen, sich fälschlich beredete. Belehrend und verwirrend, niederschlagend und ermunternd ist die Wahrheit, M. Z., auf die uns Jesus hier führt, und je seltner wir derselben gehörig eingedenk sind, desto nöthiger ist es, daß wir uns einmal absichtlich dabey verweilen, und sie nach ihrer ganzen Fruchtbarkeit kennen lernen. Lasset uns also diesmal nach Anleitung des Evangelii untersuchen: Wozu uns die Wahrheit dienen soll, daß Gott ganz anders über uns urtheilt, als die Menschen. Nothwendig müssen wir diese Wahrheit vor allen Dingen erklären und beweisen; wir müssen die Unterschiede, welche sich zwischen dem Urtheil Gottes und der Menschen über uns finden, deutlich entwickeln. Hernach wird sich leicht zeigen lassen, wozu uns diese Wahrheit dienen soll, und wie fruchtbar für unser Verhalten und Leben sie werden kann.

Die ganze Art und Weise, wie Gott denkt, und über uns urtheilt, wie sein unendlicher Verstand unser Wesen sich vorstellt, es durchdringt und umfaßt, ist zwar viel zu weit über unsre Schwachheit erhaben, M. Z., als daß wir sie verstehen und erklären könnten. Nur der Unendliche versteht sich selbst, und wie dürfte sich ein Staub erkühnen, vor den unermeßlichen Tiefen seiner Allwissenheit zu sprechen? Aber dies ist auch meine Absicht nicht; nach dem, was Jesus im Evangelio lehren will, hab ich bloß zu zeigen, daß das Urtheil Gottes über uns

von allen den Fehlern, Blendwerken und Unvollkommenheiten frey ist, die das menschliche Urtheil so merklich verfälschen. Und dies läßt sich auf eine Art darthun, die keinen Zweifel übrig läßt; Gott urtheilt nämlich darum ganz anders über uns, als die Menschen, weil sein Urtheil unpartheyischer, wahrer, gerechter, allgemeiner und unwandelbarer ist, als jedes menschliche; unpartheyischer, denn äußre Verhältnisse blenden ihn nicht; wahrer, denn er kennt unser Herz; gerechter, denn den wahren Werth unsrer Handlungen kann er allein bestimmen; allgemeiner, denn er sieht auf den ganzen Zusammenhang unsers Lebens und unsrer Veränderungen; unwandelbarer endlich, denn er ist frey von allen leidenschaftlichen Bewegungen; lasset uns diese fünf Unterschiede genauer erwägen.

Schon darum urtheilt Gott ganz anders über uns, als die Menschen, weil sein Urtheil unpartheyischer ist, als das menschliche; denn äußre Verhältnisse blenden ihn nicht. Nichts ist mannichfaltiger, M. Z., als die sinnlichen in die Augen fallenden Umstände und Verhältnisse, in welchen sich die Menschen befinden. Die Gestalt ihres Körpers, die Beschaffenheit ihrer Geburt, ihres Vermögens und ihrer Lebensart, der Platz, den sie in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen, und der damit verknüpfte Grad von Achtung, alles, wodurch sie sich äusserlich auszeichnen, und die bestimmte Form erhalten, in der sie Andern erscheinen, dient dazu, sie mit Blendwerken zu umgeben, welche bald einen vortheilhaften, bald einen nachtheiligen Eindruck auf das Auge der Beobachtenden machen. Es waren bloß diese zufälligen Verhältnisse, die den Pharisäer im Evangelio empfahlen, und den Zöllner herabsetzten. Denn ach es ist nicht möglich, daß sinnliche Geschöpfe, dergleichen wir sind, durch den

Glanz, mit welchem das Glück seine Günstlinge umgiebt, nicht geblendet, und durch die traurige Gestalt, mit der es so viele Andre bekleidet, nicht abgeschreckt werden sollten; es ist nicht möglich, daß dergleichen Zufälligkeiten nicht weit mehr beytragen sollten, unser Urtheil über Andre zu bestimmen, als die Betrachtung des Wesentlichen! Wir fühlen uns geneigt, Vertrauen zu fassen, und innern Werth zu vermuthen, wo wir äussern Glanz wahrnehmen; wir sind mißtrauisch, und bezeugen Gleichgültigkeit und Verachtung, wo es an diesem Glanze fehlt; der Zauber äußrer Verhältnisse macht unser Urtheil partheyisch, ohne daß wirs merken. Aber wie unwirksam sind alle diese Blendwerke, alle diese elenden Kleinigkeiten, auf die wir einen so grossen Werth legen, bey Gott! Vor ihm verschwindet alles, was uns über einander erhebt, und unter einander erniedrigt; nichts hält den alles durchdringenden Blick ab, mit welchem der Allwissende nicht den König, nicht den Bettler, nicht den Reichen, nicht den Armen, nicht den Vornehmen, nicht den Geringen, nicht den Geehrten, nicht den Verachteten, sondern überall nur den Menschen, den Menschen, nach seiner eignen Gestalt, und wie er an sich ist, sieht und festhält. Ach wenn wir vor ihn treten, wenn wir vor seinem Angesichte stehen: so stürzt das ganze Luftgebäude äußrer Verhältnisse, durch die wir so sehr über einander erhoben zu seyn glauben, auf einmal zusammen, M. Z., es stürzt zusammen; wir sinken alle herab in den Staub, der unser gemeinschaftlicher Ursprung ist; wir sind vor ihm alle gleich, die Welt mag uns nennen, wie sie will. Das Urtheil Gottes ist unpartheyischer, als das menschliche; denn äußre Verhältnisse blenden ihn nicht.

Und mithin muß es auch wahrer seyn, denn er kennt unser Herz. Blos so viel, als wir Andre

wollen wissen lassen, erfahren sie von unsrer innern Verfassung, M. Z., sie können uns bloß nach dem Verhalten beurtheilen, welches wir öffentlich beobachten, und nach der Aussenseite, die wir ihnen zeigen. Aber o wie betrüglich ist diese Aussenseite; wie oft ist im Grunde des Herzens etwas ganz andres verborgen, als sich dem Blicke des Beobachters darstellt; und wie falsch sind daher die meisten Urtheile, welche die Menschen über einander fällen! Wer mußte sich, wenn er die beyden Betenden im Evangelio betrachtete, nicht für den Pharisäer erklären, den ein glänzender Schimmer von Heiligkeit umgab; und den Zöllner verachten, der eine so verhaßte Lebensart trieb; wie lange gelten oft heimliche Bösewichter und schändliche Heuchler für ehrwürdige Menschen, während daß der Rechtschafne verkannt und gehaßt wird! Aber wo ist die Kunst, wo ist das scheinbare blendende Verhalten, das den irre führen könnte, der Herzen und Nieren prüft? Ihm ist das, was wir äusserlich vorgeben und heucheln, völlig gleichgültig; er, der die geheimsten Bewegungen unsers Herzens, unsre tiefsten Empfindungen, und unsre leisesten Wünsche kennt; er vor dem der ganze Abgrund unsers Innern, mit allem, was er verbirgt, aufgedeckt und blos ist, durchschaut uns ganz, und versteht uns besser, als wir uns selbst verstehen. Hier ist es also, wo sein Urtheil über uns von dem Urtheil aller Menschen am weitesten abweicht; immer unvollkommen, immer betrüglich und falsch muß das ihrige seyn, denn ihr Blick hängt blos am Aeussern, und faßt oft dies nicht einmal richtig genug; immer richtig, immer treffend und vollkommen muß das Seinige seyn, denn wer kann etwas vor ihm verbergen, wer kann seinem Auge sich entziehen? Das Urtheil Gottes über uns ist wahrer, als das menschliche.

Folglich wird es auch gerechter seyn; denn den wahren Werth unsrer Handlungen kann er allein

bestimmen. Nicht davon hängt der Werth unsrer Handlungen ab, M. Z., daß sie mit den vorhandnen Gesetzen übereinstimmen, oder nicht, daß sie das gemeine Wohl befördern, oder hindern, daß sie diese oder jene Folge nach sich ziehen; alles kommt auf die Quelle an, aus der sie entsprungen sind, auf die Absichten und Gesinnungen, die dabey zum Grunde gelegen haben, auf den Grad von freyem Entschluß, mit welchem man das Gute wählte, weil es gut war, und entfernt von eigennützigen Rücksichten es ausübte. Hat dies seine Richtigkeit, so ist es offenbar, daß wir über den wahren Werth der menschlichen Handlungen, daß wir über das, was gerade das Wichtigste bey ihnen ist, fast gar kein Urtheil wagen können. Denn ist die geheime Werkstatt des Geistes, wo alle Gedanken sich bilden, wo alle Triebe sich regen, wo alle Beweggründe ihr Gewicht äussern, und alle Entschliessungen gefaßt werden, unsern Blicken nicht ganz verschlossen; müssen wir uns nicht bescheiden, daß auch die tiefste Untersuchung diesen Abgrund der menschlichen Seele nicht ganz erforschen kann; ist es nicht bekannt, daß der Einfluß, den Gedanken, Absichten und Neigungen aller Art auf die menschlichen Handlungen äussern, so mannichfaltig, so verwickelt, so verborgen und unmerklich ist, daß wir ihn bey unserm eignen Verhalten nicht richtig genug fassen, unser eignes Thun nicht bestimmt genug würdigen können? Es ist also nichts weiter als Muthmassung, nichts weiter, als ein mehr oder weniger wahrscheinlicher Ausspruch, der sich nie der völligen Gewißheit nähert, was wir von dem wahren Werthe menschlicher Handlungen sagen können; und nirgends ist ungerechtes Lob und ungerechter Tadel gewöhnlicher, als hier. Aber so ists nicht bey dem Allwissenden, so ists nicht beym Richter der Welt! Kennt er seine Geschöpfe nicht ganz, nach ihren verborgensten Fähigkeiten und Kräften? Geschehen ihre geheim-

sten Veränderungen, und ihre innersten Bewegungen nicht vor seinen Augen? Ueberschaut er nicht den ganzen Zusammenhang der Ursachen, die bey jeder That wirksam sind, und weiß genau, wie viel jede derselben dazu beyträgt? Verfolgt sein Blick nicht die ganze Reihe von Umständen, Veränderungen und Schicksalen, durch welche der Mensch gegangen, und durch deren Einfluß er das geworden ist, was er jetzt ist? Kann er also den Grad von Freiheit, von eignem Vorsatz, von reiner Selbstthätigkeit, der uns bey unserm Verhalten zur Last fällt, oder zum Lobe gereicht, nicht absondern von allem Unwillkührlichen und Fremden, und unsre Schuld oder unser Verdienst auf das genaueste darnach abwägen? Grosser Gedanke; es giebt ein Wesen, das mich besser kennt, als ich mich selber kenne; das mit untrüglicher Gewißheit meine Verschuldung und mein Verdienst bestimmt; das mir weder schmeichelt, noch unrecht thut; das Urtheil Gottes über mich ist allein das gerechteste!

Vergesset nicht, daß es auch allgemeiner ist, als das menschliche, denn Gott sieht auf den ganzen Zusammenhang unsers Lebens und unsrer Veränderungen. Kein menschliches Auge kann uns durch die mannichfaltigen unaufhörlich wechselnden Auftritte hindurch verfolgen, M. Z., aus denen unser irdisches Daseyn zusammengesetzt ist; lauter abgerissene Stücke, lauter einzelne Begebenheiten, bloß Handlungen, die etwas Hervorstechendes haben, und öffentlich geschehen, können Andre von uns wissen; darnach müssen sie das Urtheil bilden, welches sie über uns fällen. Ist es ein Wunder, wenn dieses Urtheil einseitig wird; wenn sie uns für gut halten, weil ihnen zum Glück gerade einige gute Handlungen von uns in die Augen gefallen sind; wenn sie uns mit Verachtung ansehen, weil sie zum Unglück gerade einige Fehler von uns wahrgenommen haben?

Wie würden wir erstaunen, wie so ganz würden wir unser Urtheil über unzählige Menschen ändern und umstimmen müssen, wenn das Stückwerk ihrer Handlungen, das uns bekannt ist, uns in seinem wahren Zusammenhang erschiene; wenn sich uns das Ganze ihres Lebens, mit allem dem, was heimlich, und ohne daß wir etwas davon wußten, geschehen ist, in voller Deutlichkeit darstellte; wie Manchen würden wir mit Abscheu betrachten lernen, den wir jetzt ehren; wie Mancher würde unsre Ehrfurcht, wenigstens unser Mitleiden erhalten, den wir jetzt verachten. Dieses belehrende Ganze, diesen wahren, ächten, vollständigen Zusammenhang unsers Lebens und aller unsrer Thaten kennt Gott, M. Br., für ihn ist nirgends Lücke, nirgends Dunkelheit, nirgends Zweifel; er richtet uns nicht nach dem, was wir bey dieser oder jener Gelegenheit, bey dieser oder jener Hauptveränderung, bey diesem oder jenem bedenklichen Falle gewesen sind; nein, bey dem Ausspruche, welchen er über uns thut, ist alles berechnet, was jemals von uns geschehen ist; nach dem Geist und Sinn der in unserm ganzen Verhalten herrscht, der in einzelnen Handlungen unkenntlich seyn kann, aber sich desto deutlicher in der Verbindung aller Theile zeigen muß, ist das Urtheil abgewogen, das wir von ihm erhalten; es ist auch allgemeiner, als das menschliche.

Setzet noch hinzu, daß es endlich auch unwandelbarer seyn muß; denn er ist frey von allen leidenschaftlichen Bewegungen. Was ist flüchtiger und veränderlicher, M. Z., als menschlicher Beyfall, und menschlicher Tadel. Seyd noch so rechtschaffen, noch so würdig, geschätzt und geliebt zu werden; die Begeisterung, mit der man euch eine Zeitlang ehrt, wird sich nach und nach vermindern; man wird kälter gegen euch werden, weil man sich nach etwas neuem sehnt, weil man eure Strenge beschwerlich findet, weil der Geschmack sich ändert, weil die verände-

liche Laune auf etwas fällt, was ihr nicht mitmachen könnet, oder dürfet. Dagegen wird man sich mit Andern aussöhnen, die man ihrer Fehler wegen verabscheute; man wird anfangen gelinder von ihnen zu urtheilen; man wird das Andenken ihrer Vergehungen nach und nach verschwinden lassen; man wird sich, wenn glückliche Umstände sie empfehlen, wenn sie den Leidenschaften der Menschen durch allerley Vortheile schmeicheln können, nicht schämen sie sogar zu schätzen, zu verehren, zu vergöttern. Ach nur gar zu sehr fällt es in die Augen, M. Z., daß der Beyfall und die Mißbilligung, daß Lob und Tadel der Menschen weit mehr in regellosen Ausbrüchen ihrer bald so, bald anders gerichteten Neigungen, als in festen, unpartheyischen Entscheidungen einer richtig urtheilenden Vernunft bestehen! Solche Entscheidungen dürfen wir nur von dem erwarten, der ganz erhoben ist über den Sturm der Leidenschaften, und über den Einfluß sinnlicher Triebe. Sein Gesichtspunct ändert sich nie; der Maasstab, nach welchem er uns mißt, ist ewig derselbe; wir hoffen vergeblich, ihn durch irgend etwas bestechen, und sein gerechtes Urtheil ändern zu können; er müßte der Allwissende, er müßte der Heilige und Gerechte, er müßte der Unveränderliche und Ewige nicht seyn, wenn sein Ausspruch nicht stäts der Wahrheit angemessen, und mithin eben so unwandelbar, eben so standhaft und unwiederruflich seyn sollte, als sie. Und nun ist es klar, wie wahr es ist, daß Gott ganz anders über uns urtheilt, als die Menschen; ihr Gutdünken ist partheyisch, er behandelt einen, wie den Andern; ihr Meinen ist oberflächlich und falsch, er sieht das Herz an; ihre Entscheidung ist meistens ungerecht, er richtet immer nach Verdienst; ihr Urtheil hängt an einzelnen Handlungen, er umfaßt das Ganze; ihr Lob und Tadel ist endlich wandelbar, wie sie, sein Ausspruch fest, unveränderlich und ewig.

Und nun wird sich leicht zeigen lassen, wozu uns diese Wahrheit dienen soll, und wie fruchtbar für unser Verhalten und Leben sie werden kann. Sie sey uns also der stärkste Antrieb, Niemanden zu verachten. Denn was könnte uns wohl berechtigen, irgend einen Menschen für ein verwerfliches Geschöpf ohne allen Werth zu erklären? Soll uns dies unsers Standes, unsrer äussern Verhältnisse wegen erlaubt seyn? Aber was sind alle äußre Unterschiede vor Gott; sind sie nicht ein Blendwerk, das bloß Menschen täuscht, und vor seinen Augen verschwindet? Oder soll das öffentliche Urtheil uns ein Recht geben, Jemanden gering zu schätzen? Aber wissen wir nicht, daß der Zöllner im Evangelio den öffentlichen Ausspruch wider sich hatte, und dennoch gerechtfertigt hinabgieng in sein Haus; wissen wir nicht, daß das Geschrey der grossen Menge die besten Menschen getadelt, verdächtig gemacht, und gelästert, daß es den Sohn Gottes selbst für einen Missethäter erklärt hat? Oder soll die eigne Kenntniß, die wir von Jemand haben, die Verachtung rechtfertigen, mit der wir ihn betrachten? Aber haben wir nicht gesehen, wie unvollkommen diese Kenntniß ist; sind wirs uns nicht bewußt, wie eilfertig wir sie auffassen, und wie uns zuweilen schon die blosse flüchtige Ansicht zu den verächtlichen Seitenblicken des Pharisäers im Evangelio verleitet? O in so manchem, der äusserlich nichts verspricht, bey dem wir nichts Achtungswerthes vermuthen, bey dem wir nicht einmal nach etwas forschen mögen, weil seine äußre Gestalt uns zu sehr wider ihn einnimmt, in so manchem allgemein verkanntem Geschöpf sieht das Auge Gottes Vorzüge, die uns fehlen, ein stilles Verdienst, das uns mangelt, eine gute, reine, himmlische Seele, der wir uns bey aller unsrer pralerischen Anmassung nicht rühmen können. Und doch wollten wirs wagen, Andre mit wegwerfender Ge-

ringschätzung zu behandeln? Ich weiß es wohl, daß die Reitzungen zu einer solchen Verachtung mannichfaltig und groß sind; und daß wir unter Menschen leben, welche sie nur allzuoft wirklich verdienen. Aber wenn wirs auch nicht ganz verhindern können, M. Br., daß Empfindungen des Unwillens und der Geringschätzung gegen Andre sich in uns regen: so lasset uns doch selbst bey den Ausbrüchen dieses Gefühls nicht vergessen, daß wir uns vielleicht irren, daß wir zu weit gehen, daß Gott ganz gewiß anders urtheilt, daß er selbst in dem verächtlichsten Geschöpf noch immer etwas Gutes entdeckt, das künftig sich entwickeln soll, daß er es nicht hervorgebracht haben, und nicht erhalten würde, wenn es durchaus verwerflich wäre. Und so wollen wir denn keinem unsrer Brüder allen Anspruch auf Achtung, auf Liebe, auf Duldung und Schonung abläugnen; Gott urtheilt anders, als wir; dies sey uns der stärkste Antrieb, Niemanden zu verachten.

Aber auch Niemanden zu beneiden. Wir haben alles, was wir wünschen können, wenn wir gerechtfertigt vor Gott sind, wenn uns sein Beyfall zu Theil geworden ist. Und wovon hängt sie ab diese Rechtfertigung, dieser Beyfall, dieses Wohlgefallen Gottes, das jedem vernünftigen Geschöpf das wichtigste aller Güter seyn soll? Müssen wir grosse Schätze besitzen, müssen wir einen hohen Rang unter den Menschen behaupten, müssen wir uns durch Fähigkeiten und Kenntnisse auszeichnen, müssen wir uns in vortheilhaften Umständen befinden, wenn wir Gott angenehm seyn wollen? O ihr habt gesehen, daß alle diese Dinge vor ihm nichts sind, und unsern Werth in seinen Augen weder erhöhen, noch vermindern; ihr wisset es, daß es der Glaube an seinen Sohn Jesum, daß es der daraus entspringende Gehorsam gegen seine Gesetze,

daß es Weisheit, Tugend und Aehnlichkeit mit ihm ist, was er allein fordert und schätzt. Und doch beneiden wir einander um Dinge, auf die er bey seinem Urtheil über uns nicht im mindesten sieht; doch sehen wir scheel, daß er diesem mehr Güter, jenem mehr Ehre, einem Andern mehr Macht, noch einem Andern mehr Gesundheit und Vergnügen geschenkt hat, als uns? Bist du, der du so eifersüchtig Andrer Glück betrachtest, denn in der Hauptsache zurückgesetzt? Hast du es nicht eben so gut, wie jene, in deiner Gewalt, durch Glauben an Jesum den Beyfall Gottes zu erlangen, und dir den Werth zu verschaffen, der allein vor ihm gilt? Reisse dich los von dem elenden Wahne, der die Urtheile der Menschen so in Verwirrung bringt; lerne den äussern Schimmer verachten, den irdisches Glück giebt, und der im Tod erlischt; lerne den Menschen nehmen, wie er seyn soll, wie Gott ihn ansieht, und wie er allein Anspruch auf wahre Achtung machen kann: so wirst du nicht Ursache haben, irgend jemanden zu beneiden; so wird der große Gedanke dich trösten, daß du in deiner Niedrigkeit, in deiner Armuth, in deinem Elend eben den Zutritt zur Gnade Gottes in Christo hast, der Beglücktern offen steht; und daß nichts dich hindert, eben so weise, eben so gut, und des Beyfalls Gottes eben so würdig zu werden, als sie. Beurtheilt Gott uns anders, als die Menschen, und gilt äußrer Prunk und irdisches Glück vor seinem Richterstuhle nichts: so saget selbst, warum wir uns einander um Dinge beneiden, deren Werth so gering ist, die so leicht gemißbraucht, und ein Fallstrick für uns werden können!

Doch die Wahrheit, daß Gott anders über uns urtheilt, als die Menschen, sey auch Trost für uns in den Stunden des Trübsinns und der Muthlosigkeit. Wie oft treten solche

Stunden ein, M. Br., und wie drückend sind sie für das verzagte Herz. Ach wenn ein kranker Körper uns das Gefühl der Kraftlosigkeit, und eines traurigen Unvermögens aufdringt; wenn äußre Noth und widrige Umstände uns mit finstern Vorstellungen und bangen Sorgen erfüllen; wenn unsre angestrengtesten Bemühungen nichts ausrichten, und unsre besten Absichten mißlingen; wenn unsre Mitmenschen uns verkennen, und uns ihren Beyfall, ihre Zuneigung, ihre Unterstützung versagen: so werden wir nur allzuleicht zweifelhaft an uns selber; wir fangen an, uns nichts mehr zuzutrauen, und mit Geringschätzung auf uns zu sehen; wir kommen uns dann oft so unbedeutend, so elend, so verächtlich vor, daß wir uns und unsern Zustand nicht ohne Eckel und Unwillen betrachten können. Aber, o Verzagter, der du dich so unglücklich fühlest in deinem Trübsinn, hebe dein Haupt auf, und überlege; der, in dessen Händen dein Schicksal ist, richtet anders, als du und die Menschen! Er schätzt dich nicht gering, weil du elend vor den Augen Andrer bist; er hält dich nicht für überflüssig, weil du jetzt deine Kräfte nicht gebrauchen kannst; er sieht dich nicht mit Verachtung an, weil deine Unternehmungen verunglückt sind; er beurtheilt dich nicht unbillig, weil Menschen die Reinigkeit deiner Absichten in Zweifel ziehen. O vor seinem Blick verschwinden die Nebel des Unmuths, die dich umwölken; du bist sein Geschöpf, das er ganz kennt, dessen Kräfte er weiß, auch wenn sie sich nicht äussern; dessen Herz er durchschaut, auch wenn es verschlossen und beklemmt ist; dessen Werth er nicht nach dem bestimmt, was es gerade jetzt ist, sondern nach dem, was es gewesen ist, und in alle Ewigkeit seyn wird! Und so ermanne dich denn, und fasse Muth! Gott würde dich nicht hervorgerufen haben aus dem Nichts, seine Hand würde dich nicht erhalten und bewahren, wenn er nicht

Wohlgefallen an dir hätte, wenn er nicht etwas in dir fände, das seiner väterlichen Liebe würdig wäre, wenn er nicht wüßte, wozu er dich gebrauchen könne, wenn er mit einem Worte nicht Gedanken des Friedens über dir hätte. Es muß uns Trost seyn, M. Br., in den Stunden des Trübsinns und der Muthlosigkeit, daß Gott anders über uns urtheilt, als die Menschen.

Diese Wahrheit sey aber auch die kräftigste Ermunterung für uns, in allem Guten immer weiter zu streben. Denn bemerket es wohl, durch gute Vorsätze, durch äussern Schein, durch einzelne lobenswürdige Handlungen können wir zwar Menschen blenden, und ein günstiges Urtheil erschleichen: aber den Allwissenden betrügen wir nicht; er überschaut das Ganze; seinem unendlichen Verstande schwebt die Reihe unsrer Handlungen in ihrem wahren Zusammenhange vor, und jetzt schon ist es ihm bekannt, was wir künftig seyn, wie schnell oder langsam wir fortschreiten, wie weit wir es in alle Ewigkeit hinaus bringen werden. Kann es uns also vortheilhaft seyn, dürfen wir seinen Beyfall hoffen, wenn er in der Reihe unsrer Veränderungen Zeitpuncte erblickt, wo wir stille stehen, zurücksinken, uns verschlimmern werden; wenn er vorher weiß, wie langsam, wie träge, wie nachlässig wir seyn werden, den Grad von Vollkommenheit zu erreichen, den wir erreichen könnten, und unserm Mittler nachzustreben, der sich mit solcher Schnelligkeit zu allem aufschwang, was die menschliche Natur werden kann? O das unbestechliche alles umfassende Urtheil Gottes über uns sey uns ein immerwährender Antrieb, nie stille zu stehen, nie zu sagen, es ist genug. Mit Wohlgefallen und Gnade kann er nur dann auf uns herabblicken, wenn der Sinn seines Sohnes Jesu in uns ist, wenn wir nie aufhören, zu wachsen an Erkennt-

niß, Glauben und Liebe, wenn wir nie müde werden, Gutes zu thun, wenn wir mit allen unsern Kräften streben, vollkommen zu seyn, wie er vollkommen ist.

Sehet da den Geist, M. Br., mit welchem ich euch erfüllen, den ich durch mein Lehren und Ermahnen so gern in euch erwecken möchte! Ach es ist ein grosses erhabnes Ziel, das mir vor Augen schwebt; euch zu einem Verhalten zu leiten, mit welchem ihr vor Menschen bestehen könnet, das ist mir, so viel es auch seyn mag, doch noch viel zu gering, viel zu wenig; der Richterstuhl des Allwissenden ist es, vor welchem ich mir euch, und mich selber denke; daß ihr da bestehen, daß ihr da gerechtfertigt werden, daß ihr da Beyfall erhalten, und nach dem Kampfe des irdischen Lebens den Kranz des Siegs und der Ehre empfangen möchtet, dies ists, was ich wünsche, wozu ich euch unter dem Beystande Gottes gern behülflich werden möchte! Zwar fühl ich es mit Bedauern, daß, so willig auch der Geist ist, euch unabläßig zu ermahnen, zu bitten und zu ermuntern, die Schwachheit des Fleisches ihn doch einmal über das andre hindert, seinem sehnlichsten Wunsche Genüge zu leisten, und sich hier in eurer Mitte und mit euch zu stärken und zu erquicken durch das Wort der Wahrheit und durch die Kraft des Evangelii Jesu. Aber lasset michs eingestehen, es ist Labsal für mich im Leiden, es ist Trost für mich, wenn ich mein Unvermögen fühle, die rührenden Beweise der Nachsicht, der Liebe, und des Wohlwollens zu überdenken, mit denen ihr mich überhäuft habt, M. Br., so lang ich unter euch lebe, und deren Werth mein Herz nie aufhören wird, mit der innigsten Dankbarkeit zu empfinden. Möchte Gott mir die Gnade schenken, euch diese Dankbarkeit bis zum letzten Hauche meines Lebens so vollkommen beweisen zu

können, als ich wünsche; und möchtet ihr, Meine Geliebten, halten ob dem Worte des Lebens, und mir einst zum Ruhme seyn am Tage des Herrn; möchtet ihr es nie vergessen, daß ihr dem gefallen sollet, der Herzen und Nieren prüfet! Er mache euch durch seinen Geist selbst fähig zu allem guten Werk, und bilde, segne, erhalte euch alle zum ewigen Leben; Amen.

50.

Am zwölften Sonntage nach Trinitatis.

Wenn ich mir wegen meines langen Stillschweigens unter euch Vorwürfe zu machen hätte, M. Z., wenn ich mir bewußt wäre, mich der Pflicht, öffentlich zu euch zu reden, um irgend einer tadelnswürdigen Ursache willen entzogen zu haben: so würde ich nicht im Stande seyn, ohne Schaam und Verwirrung heute vor euch zu erscheinen. Allein da es der traurige Kampf mit einem Körper war, der den willigen Geist oft gerade dann am meisten zurückhält und niederdrückt, wenn er sich am freyesten emporschwingen, und ganz seinem Beruffe leben will, da es dieser beschwerliche Kampf war, was mich gehindert hat, diesen Ort zu betreten: so darf ich euch getrost und unbesorgt anreden, wenn ich gleich eingestehen muß, daß ich es noch nicht mit aller der Freudigkeit kann, welche das Glück, euch wiederzusehen, in mir erwecken sollte. Immer denk ich noch mit Wehmuth an die Tage zurück, die ihr bisher gefeiert habt, ohne daß ich den Antheil daran nehmen konnte, welchen ich nach den Wünschen meines Herzens, und nach den Obliegenheiten meines Amtes daran hätte nehmen sollen. Es ist wahr, ich konnte die Stunden, die ich dem öffentlichen Unterricht und der brüderlichen Ermahnung zu widmen

hatte, dazu anwenden, für euch zu beten; und der, welcher ins Verborgene sieht, ist mein Zeuge, mit welcher innigen Liebe zu euch allen sich mein Herz im Stillen vor ihm ergossen hat. Aber wie sollt' ich bey der Ermunterung, die ich hier in eurer Mitte finde, so oft ich euch versammelt sehe; wie sollt ich bey dem Wunsch, euch so nützlich als möglich zu werden, und den Segen des Evangelii Jesu immer weiter unter euch zu verbreiten, nicht jede Stunde bedauern, die ich dieser wichtigen Beschäftigung muß entreissen lassen; wie sollte der Gedanke, daß die Tage des irdischen Lebens, wo man wirken kann, ohnehin nicht zahlreich sind, und mit der größten Geschwindigkeit dahin eilen, den Verlust solcher Stunden nicht noch empfindlicher machen?

In der That, es ist eine demüthigende Betrachtung, M. Br., daß ein grosser Theil der Zeit, die wir auf Erden zuzubringen haben, durch die Gebrechlichkeit unsers Leibes, und durch die Schwachheiten verkümmert wird, denen er unterworfen ist. Nur klein ist die Zahl jener Glücklichen, die eine ununterbrochne dauerhafte Gesundheit geniessen, und immer fähig sind, ihre ganze Kraft mit Leichtigkeit zu den Absichten zu gebrauchen, welche sie zu befördern haben. Ach bey weitem die Meisten fühlen sich durch den Körper beschwert, durch welchen sie wirken sollen. Bey Vielen ist er schon von Natur schwach, gebrechlich, unbehülflich; die Leiden, die ihn treffen können, sind höchst mannichfaltig, oft sehr schmerzhaft, und zum Theil unvermeidlich; nicht selten werden die, welche man für gesund und blühend halten sollte, durch verborgne langwierige Uebel am meisten geängstigt; durch welche Krankheiten, durch welche Jahre anhaltender Qual hat sich so Mancher, der jetzt auf einer hohen Stufe des Alters steht, zu derselben emporarbeiten müssen; was kann endlich trauriger seyn, als daß gerade die brauch-

barsten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, als daß gerade die, welche sich ihren Pflichten mit dem thätigsten Eifer widmen, und das Meiste leisten, am gewissesten die Beute zerstörender Plagen werden, und einen allzufrühen Untergang finden.

Der Anblick eines Geschlechtes, das mit so viel Uebeln kämpft, das bey aller seiner Anstrengung, sich gegen dieselben zu behaupten, nur wenig ausrichtet, und zuletzt auf das traurigste unterliegt, ist so verwirrend, M. Z., so räthselhaft, daß man sich nicht wundern darf, wenn er die menschliche Vernunft auf sehr seltsame Vermuthungen, auf sehr niederschlagende und zum Theil trostlose Gedanken gebracht hat. Wohl uns, daß uns durch das Evangelium Jesu auch in dieser Dunkelheit ein Licht aufgegangen ist, das uns sicher leiten, das uns mit unserm Schicksal zufrieden stellen, das uns über den Rath Gottes bey demselben so aufklären kann, wie es zu unsrer Beruhiguug nöthig ist. Bey den Umständen, unter welchen ich heute zu euch rede, werdet ihr es nicht befremdend finden, wenn ich bey diesem Unterrichte des Christenthums über die Gebrechlichkeit unsers Körpers stehen bleibe, und ihn kürzlich erkläre, zumal da das heutige Evangelium auf mehr als eine Art diese Betrachtung begünstigt. Theure, geliebte Mitgenossen so mancher irdischen Noth, wie gesund und stark ihr auch jetzt seyn möget, wie viel Kraft und Leben sich jetzt auch in euch regen mag, ohne tausend schmerzhafte Empfindungen, ohne auflösende, zerrüttende Vorbereitungen von mancherley Art wird sich das Band nicht trennen, das euern Geist mit seinem Körper verknüpft, es wird eine Zeit kommen, wo die menschliche Hinfälligkeit auch euch fühlbar werden muß! O lernet sie bey Zeiten richtig beurtheilen, daß es euch nicht an Licht und Trost fehle, wenn die Nacht des Todes über euch hereinbricht! Und ihr, die ihr be-

reits seufzet unter der Last eines Körpers, der sich immer mehr seinem Untergange nähert, die ihr aus langer Erfahrung wisset, was das heißt, ein sieches Leben führen, höret die freundliche Stimme des Christenthums und fasset Muth. Gott segne diese Stunde, und lehre uns unsre Fehler mit Wehmuth erkennen, und seinen Rath mit Unterwerfung ehren. Wir bitten um diese Gnade in stiller Andacht.

Evangelium, Marc. VII. v. 31.—37.

Und da er wieder ausgieng von den Grenzen Tyri und Sidon, kam er an das galiläische Meer, mitten unter die Grenze der zehen Städte. Und sie brachten zu ihm einen Tauben, der stumm war; und sie baten ihn, daß er die Hand auf ihn legte. Und er nahm ihn von dem Volk besonders, und legte ihm die Finger in die Ohren, und spützete, und rührete seine Zunge, und sahe auf gen Himmel, seufzete, und sprach zu ihm: Hephatha, das ist, thue dich auf. Und alsbald thaten sich seine Ohren auf, und das Band seiner Zunge ward los, und redete recht. Und er verbot ihnen, sie solltens Niemand sagen. Je mehr er aber verbot, je mehr sie es ausbreiteten. Und verwunderten sich über die Masse, und sprachen: Er hat alles wohl gemacht; die Tauben machet er hörend, und die Sprachlosen redend.

Jesus ist in dem vorgelesenen Evangelio mit der Heilung eines Unglücklichen beschäftigt, M. Z., der schon von Natur einen elenden Körper hatte, und durch denselben gerade dessen beraubt war, was uns am meisten als vernünftige Geschöpfe auszeichnet, nämlich der Fähigkeit zu sprechen. Die Hilfe, die Jesus diesem Elenden widerfahren ließ, erzeigte er bekanntlich unzähligen Leidenden, die man ihm brachte; Linderung menschlicher Noth, Aufhebung körperlicher Gebrechen, Wegnehmung unheilbarer Uebel, Rettung mit dem Tode ringender Kranken war in den letzten Jahren seines Lebens so sehr sein Geschäft, daß er es überall mit seinem Unterrichte verband; daß fast kein Tag vergieng, wo man nicht mit dem Volk im Evangelio sagen konnte: er hat

alles wohl gemacht; daß er sich selbst darauf beruffen konnte: die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören, und die Todten stehen auf. Doch so groß auch seine Bereitwilligkeit war, jedem Leidenden seine Gesundheit wiederzugeben, und die mannichfaltigen Uebel des Leibes zu heilen, die er unter seinen Mitbürgern antraf: nur vorübergehend, nur auf seine Zeitgenossen eingeschränkt würden seine Wohlthaten gewesen seyn, wenn er uns nicht in den Stand gesetzt hätte, über diese Uebel richtig zu denken, und sie für das zu halten, was sie sind. In dieser Aufklärung, in diesem Unterricht über einen für alle Sterbliche so wichtigen Gegenstand liegt eine weit größre, eine des Erlösers der Welt weit würdigere Wohlthat, als in allen den wunderbaren Heilungen, die er verrichtet hat; bey ihr lasset uns also jetzt stehen bleiben, sie lasset uns heute anwenden und benutzen lernen. Ich werde nämlich diesmal zeigen, wie wir als Christen die Gebrechlichkeit und die Krankheiten unsers Leibes beurtheilen und gebrauchen sollen. Ein richtiges Urtheil über die Schwachheit unsers Leibes ist nämlich um so nöthiger, je leichter man sich hier irren kann, und je schädlicher die Abwege sind, auf die man bey dieser Sache bereits gerathen ist. Lasset uns also alles kurz zusammenfassen, was uns das Christenthum zur Beurtheilung dieser Sache an die Hand giebt. Es wird sich sodann leicht bestimmen lassen, wie wir die Gebrechlichkeit und die Krankheiten unsers Leibes als Christen gebrauchen sollen.

Wofür halten also Christen, wenn sie den Sinn ihrer Religion kennen, die Uebel des Leibes, denen alle Menschen unterworfen sind, und die dem ersten Anblick nach ein so trauriges Schauspiel darbieten?

Folgen wir den Belehrungen Jesu und seiner Apostel, M. Z., so sind die Gebrechlichkeit und die Krankheiten unsers Leibes keineswegs Merkmale einer traurigen Einkerkerung unsers Geistes in seinen Körper; sondern theils unvermeidliche Folgen heilsamer Naturgesetze; theils Wirkungen unsrer gesellschaftlichen Verhältnisse; theils Strafen unsrer Vergehungen; aber doch zugleich Einrichtungen, aus denen unendlich viel Gutes entspringen kann. Lasset mich diese fünf Puncte nach der Reihe erklären.

Die Gebrechlichkeit und die Krankheiten unsers Leibes sind keineswegs Merkmale einer traurigen Einkerkerung unsers Geistes in seinen Körper; sehet da eins der ältesten und schädlichsten Vorurtheile, das in Ansehung der Schwachheiten unsers Leibes geherrscht hat, und dessen Einflüsse noch immer in den Meinungen der Menschen sichtbar sind! Das Gefühl, wie sehr der Geist vom Körper beschwert, mit peinlichen Empfindungen aller Art geängstigt, und in seiner Wirksamkeit gestört werde, hat sehr früh die Vermuthung hervorgebracht, er befinde sich zur Strafe in demselben, er sey aus einem bessern Zustand gewisser Fehler wegen in diese traurige Verbindung mit grober Materie verstossen, er müsse in dieser Gefangenschaft, die mit seiner höhern und himmlischen Natur sehr wenig übereinstimme, für ehemalige Sünden büssen. Daher kam es, daß man den sinnlichen Stoff, aus welchem unser Körper zusammengesetzt ist, für den wahren Sitz alles Bösen hielt; daß man in laute Klagen über den Körper ausbrach, und ihn als einen verhaßten Kerker beschrieb; daß man es für die vornehmste Pflicht des Weisen erklärte, sich von dem Körper möglichst abzusondern und loszureissen; daß man die Gemeinschaft mit demselben als eine Verunreinigung

des Geistes vorstellte, und den Tod als die glückliche Veränderung pries, die den gefesselten Geist in Freiheit setze, und es ihm möglich mache, sich leicht und ungehindert zu bessern Gegenden emporzuschwingen. Wie gut auch dies alles klingen, wie sehr unser Gefühl auch damit übereinstimmen mag, das Christenthum lehrt gerade das Gegentheil, M. Z. Nicht ein qualvoller Kerker, nicht ein strafender Peiniger, nein, ein treuer Gefährte, ein bequemer Wohnsitz, ein brauchbares Werkzeug des Geistes ist der Körper nach den Aussprüchen desselben. Denn findet sich in der Schrift auch nur eine Spur von der Meinung, als ob die Verbindung der Seele mit dem Leibe für jene Strafe sey? Wird nicht alle Kreatur Gottes als gut, und ihres Schöpfers würdig beschrieben? Nennt der Apostel die Leiber derer, die sich nach den Vorschriften des Christenthums bessern, nicht ausdrücklich Glieder Christi? Setzt er nicht hinzu: wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist? Kann der menschliche Körper ein befleckender, zur Strafe eingerichteter Aufenthalt seyn, da selbst der Sohn Gottes Mensch geworden ist, und sich mit einem Leibe bekleidet hat? Würde die Schrift noch überdies den Tod für Strafe erklären, würde sie ihn als das größte Unglück vorstellen, das uns begegnen kann, wenn es wahr wäre, daß er Befreyung aus dem Kerker sey, und uns einer entehrenden Sclaverey entreisse? Würden wir endlich selbst einen so grossen Abscheu gegen denselben fühlen, wenn wir ihn als den Retter aus einer schimpflichen Gefangenschaft segnen müßten? Immerhin sey es also unläugbar, M. Z., daß unser Körper gebrechlich und unzählbaren Uebeln ausgesetzt ist; wir würden der Schrift, wir würden den Entscheidungen einer unverdorbenen Empfindung widersprechen, wenn wir diese Uebel für Merkmale einer traurigen Einkerkerung unsers Geistes in demselben halten wollten.

Dagegen fällt es desto deutlicher in die Augen, daß sie zum Theil unvermeidliche Folgen heilsamer Naturgesetze sind. Auf jede Einrichtung, welche Gott getroffen hat, lehrt uns das Christenthum merken, M. Z., es gebietet Nachdenken über alles, was wir in der Natur veranstaltet sehen. Ist es aber nicht offenbar, daß bey den Gesetzen, welche Gott derselben vorgeschrieben hat, und vorschreiben mußte, eine gewisse Gebrechlichkeit unsers Leibes und mancherley Krankheiten desselben gar nicht vermieden werden konnten? Unser Körper ist mit so vieler Kunst gebaut, ist so fein gegliedert und ausgebildet, besteht aus so viel zarten leicht verletzbaren Theilen, daß wir uns wahrlich nicht sowohl darüber verwundern sollten, daß zuweilen Unordnungen in demselben entstehen, als vielmehr darüber, daß derselben nicht mehr sind. Mußte aber unsrer Seele eine so zarte künstliche Wohnung, in der freilich leicht etwas stocken, zerreissen, geschwächt werden kann, nicht nothwendig angewiesen werden, wenn sie fähig seyn sollte, fein und lebhaft zu empfinden, und alle ihre Kräfte glücklich zu äussern? Hier fand keine Wahl Statt; entweder mußte Gott uns einen Leib geben, der Schwachheiten und Schmerzen eben so stark fühlen konnte, als Vergnügen und Lust; oder uns aller Empfindung, und mithin auch alles Lebens und aller vernünftigen Thätigkeit berauben. Hiezu kommt, daß wir auch mit der äussern Welt in Verbindung stehen sollten. Aber mußte diese äußre Welt nicht nothwendig eine Menge von Gegenständen enthalten, die dem zarten Gewebe unsers Körpers bey aller sonstigen Nutzbarkeit doch auch nachtheilig werden, und es zerstören können? Ist es nicht eben die Luft, welche wir athmen, was uns auch Krankheiten zuführen, und gefährliche Seuchen verbreiten kann? Ist es nicht eben das Wasser, das uns erquickt, und unsern Durst labt, was uns auch ersticken und tödten kann? Ist es nicht eben

das Feuer, das uns wärmt, und uns tausend Bequemlichkeiten verschaft, was uns auch quälen und verzehren kann? Ist die ganze Natur nicht voll von Gegenständen und Veränderungen, die bald zu unsrer Fortdauer, bald zu unserm Vergnügen unentbehrlich sind, und doch unter gewissen Umständen für unsern Körper schädlich, und Ursachen seines Untergangs werden können? Lasset uns billig seyn, M. Z., lasset uns nicht Unmöglichkeiten verlangen. Unverletzliche Fühllosigkeit und zarte Empfindung konnte unser Leib doch offenbar nicht zugleich haben; Gott selbst konnte nicht bewirken, daß der Einfluß der Aussenwelt nie zu unserm Nachtheil gereichen möchte. Die Gebrechlichkeit und die Krankheiten unsers Leibes sind zum Theil unvermeidliche Folgen heilsamer Naturgesetze.

Setzet hinzu, auch Wirkungen unsrer gesellschaftlichen Verhältnisse. Nicht einmal fortdauern, geschweige denn sich bilden und glücklich seyn kann der Mensch, wenn er nicht im Schoose der Gesellschaft lebt, nur hier kann er werden und geniessen, was er werden und geniessen soll. Aber ist Gesellschaft ohne Zusammenseyn und Annäherung, ist sie ohne wechselseitige Dienstleistungen, ist sie ohne Betreibung unzähliger Geschäfte, ist sie ohne Vertheilung gewisser Lebensarten und unablässiges Verkehr möglich, und können diese Verhältnisse nicht lauter Quellen mannichfaltiger zerstörender Uebel für unsern Körper werden? Sind Wohnungen, sind Städte und Gegenden, wo grosse Mengen von Menschen zusammengedrängt leben, nicht in mehr als einer Hinsicht gefährlich, sind sie nicht der wahre Sitz schneller Ansteckung, schädlicher Mißhandlungen und entnervender Schwelgerey? Sind die Dienste, die wir einander zu leisten haben, nicht bald so beschwerlich, bald mit so nachtheiligen Umständen verknüpft, daß wir auf mehr als eine Art dabey Scha-

den nehmen? Hat nicht jedes der unzähligen Geschäfte, die in der Gesellschaft betrieben werden müssen, seine Gefahren, und kann dem, der es übernommen hat, bald mehr, bald weniger verderblich werden? Sind nicht insonderheit die mannichfaltigen Lebensarten, denen wir uns widmen müssen, wenn wir in der Gesellschaft nicht überflüssig seyn wollen, bald so anstrengend, bald so erschlaffend, bald mit so bedenklichen Umständen, und einer so offenbaren Verschwendung unsrer besten Kräfte verknüpft, daß wir nothwendig Gesundheit und Wohlseyn, zuweilen das Leben selbst dabey aufopfern müssen? Ist es endlich nicht unläugbar, daß alle Geschäfte stille stehen, alles nützliche Verkehr aufhören, und alle menschliche Verbindungen sich auflösen müßten, wenn Niemand etwas wagen, Niemand seinem Körper etwas zumuthen, Niemand anstrengend arbeiten, Niemand an seinen Kräften und an seiner Gesundheit etwas einbüssen wollte? Sehet da eine nie versiegende Quelle körperlicher Leiden! Je grösser die Gesellschaft ist, in der wir leben, je verdienter wir uns als eifrige Beförderer des gemeinen Besten um dieselbe machen; je mehr wir an allen ihren Veränderungen Antheil nehmen: desto mehr sind wir in Gefahr, unsern Körper vor der Zeit zu schwächen; die Gebrechlichkeit und die Krankheiten desselben sind oft Wirkungen unsrer gesellschaftlichen Verhältnisse.

Doch lasset uns aufrichtig seyn, lasset uns eingestehen, daß sie leider auch Strafen unsrer Vergehungen sind. Denn wahrlich durch die Sünde, durch die Sünde sind sie zu der fürchterlichen Menge angewachsen, durch sie haben sie die schreckliche Gestalt erhalten, in der wir sie jetzt erblicken. Schon angeboren ist uns der Saame des Todes und mannichfaltiger Krankheiten; denn wir stammen von Aeltern ab, die selbst sterblich waren, die vielleicht einen zerrütteten Körper hatten, als sie

uns das Leben gaben, die mit diesem Geschenk auch ihre Verderbnisse uns mittheilten. Und was soll ich von den eignen Vergehungen sagen, durch die wir den Ausbruch dieser natürlichen Uebel befördern und sie mit neuen vermehren? Ach wer kann die Fehler zählen, durch die wir unsre Gesundheit bald unvorsätzlich, bald mit Wissen zerstören! Auch der weise, auch der gebesserte Christ ist nicht ganz von solchen Vergehungen frey; auch ihn überrascht oft ein schädlicher Affect; auch er läßt sich oft durch seinen Eifer, durch seine Arbeitsamkeit, durch seine uneigennützige Großmuth zu weit führen, und wird das Opfer seines guten Herzens. Und ihr, die ihr im Schooße des Müssiggangs und der Weichlichkeit nur eurem Vergnügen lebet; die ihr durch Ausschweifungen der Unmässigkeit und Schwelgerey den Stoff zu tausend Krankheiten in euch aufnehmet; die ihr euern Körper zu wilden Zerstreuungen, zu tobenden Lustbarkeiten, zu gefährlichen Wagstücken mißbrauchet; die ihr endlich im Dienste der Wollust nicht nur euern Körper, sondern ach, ich sag es mit Entsetzen, oft auch eure Familie und ganze künftige Geschlechter vergiftet: sind es nicht die Folgen eurer Vergehungen, was euch so entstellt, was euch so geschwächt, was euch zu so elenden, hinfälligen Schatten, was euch zu so eckelhaften Scheusalen gemacht hat? Es ist wahr, traurig ist der Anblick unsrer zerrütteten Natur, M. Br., traurig die Farbe der Kränklichkeit, die so viele Gesichter bedeckt; traurig das Wehklagen so vieler Leidenden, das Geschrey so vieler Gequälten, das letzte Aechzen so vieler Sterbenden. Aber ferne, ferne sey es von uns, bey diesem herzbrechenden Anblick unsern Schöpfer anzuklagen; o lasset uns vielmehr in uns gehen, lasset uns die Stimme unsers Gewissens hören, lasset uns eingestehen, daß die Krankheiten unsers Leibes auch Strafen unsrer Vergehungen sind.

Denn auf ihn, auf ihn, der dies alles zuläßt, kann um so weniger ein Vorwurf fallen, da diese Krankheiten endlich zugleich Einrichtungen sind, aus denen unendlich viel Gutes entspringen kann. Weder die Beschaffenheit der Welt, noch die Freiheit unsers Wesens erlaubte es, alle Gebrechen des Körpers zu verhindern, dies haben wir bisher gesehen. Aber was der Schöpfer und Regierer der Natur allezeit thut, wenn er Uebel in derselben zuläßt, daß er sie zu Mitteln anwendet, heilsame Absichten dadurch zu erreichen, das hat er auch hier gethan; seine Weisheit hat das Elend unsers Leibes zu einer Quelle von tausend überwiegenden Vortheilen für uns zu machen gewußt. Denn sind viele dieser Krankheiten nicht dem Körper selbst heilsam, und dienen zu seiner Erhaltung; sind sie nicht oft eine Folge der Anstrengung, durch welche sich unsre Natur einer Menge schädlicher Dinge entledigt, und die unterbrochne Ordnung ihrer Wirkungen wieder herstellt; ist die dauerhafte Gesundheit vieler Jahre nicht sehr oft die Frucht einer wohlthätigen Krankheit? Und wie wichtig hat Gott diese Schwachheiten für die Uebung und Bildung unsrer Seele zu machen gewußt! Durch sie ist der menschliche Geist, der sonst in träger Unthätigkeit geblieben wäre, genöthigt worden, die Menge von Künsten zu erfinden, die unser Leben verschönern und erquicken. Tausend Versuche würde er nicht angestellt, tausend Kenntnisse würde er nicht eingesammelt, tausend Werke des Scharfsinns und der Kunst würde er nicht hervorgebracht, tausend wohlthätige Einrichtungen würde er nicht getroffen haben, wenn er nicht auf Mittel hätte denken müssen, einen schwachen Körper zu schützen, ihn wieder herzustellen, wenn er krank war, seine Schmerzen zu lindern, wenn er litt, und seiner Gebrechlichkeit überall zu Hilfe zu kommen. Und sind eben diese Krankheiten nicht auch die Schule der edelsten Tugenden; sind sie nicht

Uebung für unsre sittlichen Kräfte; verknüpfen sie nicht die Menschen genauer mit einander, und machen sie einander unentbehrlicher; sind sie nicht die immerwährende Nahrung des Mitleidens, der Wohlthätigkeit, der großmüthigen Liebe, und der wechselseitigen Theilnehmung; haben sie nicht unzählige gute Handlungen veranlaßt und hervorgebracht; haben sie nicht, wie ihr aus dem Evangelio sehet, dem Sohne Gottes dazu dienen müssen, seine Herrlichkeit zu enthüllen, und die wichtigsten Endzwecke zu erreichen? O sey angebetet, sey verehrt von uns, Vaterhand unsers Gottes; ach du schlägst, um zu heilen; du betrübst, um zu erfreuen; du überlässest uns unsrer Thorheit, um uns zur Weisheit zu führen; du sendest den Fluch der Sünde über uns, um ihn in Segen für uns zu verwandeln! Wohl uns, wenn wir uns dir unterwerfen, wenn wir anzunehmen verstehen, was du uns darbietest!

Denn so ists, M. Br., nicht blos richtig beurtheilen müssen wir die Gebrechlichkeit und die Krankheiten unsers Leibes, wenn wir Christen seyn wollen: wir müssen sie auch gehörig gebrauchen, wir müssen alle die Vortheile daraus ziehen, die sich daraus ziehen lassen. Was dazu erforderlich sey, habe ich noch kürzlich anzugeben. Folgen wir also den Vorschriften des Christenthums, so müssen die Krankheiten, die uns zustossen, die Aufmerksamkeit auf unsern Körper schärfen, und zu seiner Erhaltung angewandt werden. Denn lasset es uns eingestehen, M. Br., so lang die Fülle jugendlicher Kraft alle unsre Glieder durchströmt, so lange wir eine ununterbrochne blühende Gesundheit geniessen, leben wir in einer Sorglosigkeit dahin, die auf den Zustand des Körpers gar nicht achtet, wir muthen ihm Dinge zu, die wir nicht sollten, wir strengen ihn an, als ob er unzerstörbar wäre. Lasset euch warnen, ihr, die ihr

euch dieser Sorglosigkeit bewußt seyd, lasset euch warnen, wenn euch eine Krankheit ergreift, wenn euch eine Schwachheit überfällt. Nicht umsonst läßt Gott auch euch fühlen, daß ihr hinfällige Geschöpfe seyd, daß ihr über euern Körper wachen, daß ihr ihn vernünftig schonen, daß ihr seine Kräfte mit Ueberlegung gebrauchen müsset, wenn er nicht vor der Zeit seinen Untergang finden soll. Und o verdient er es nicht, daß wir ihn dieser vernünftigen Aufmerksamkeit würdigen? Ist er nach den Belehrungen des Christenthums nicht ein Meisterstück der Schöpferkraft Gottes, ein edles Werkzeng unsrer Seele, ein Tempel des heiligen Geistes, der einst in der Auferstehung schöner und herrlicher wieder aufgerichtet werden soll; verlangt die Schrift nicht ausdrücklich, daß wir ihm seine Ehre thun sollen? Wohlan also, lasset uns nicht zaudern, zu seiner Wiederherstellung, sobald er in Unordnung gerathen ist, alle die Mittel anzuwenden, die Gott in unsre Macht gegeben hat; lasset uns guten Rath hören und befolgen; lasset uns lernen, was ihm schädlich und nützlich ist, was wir zu seiner Pflege zu thun und zu meiden haben; lasset uns mit edler Ueberwindung unsrer Neigungen die Lebensordnung beobachten, die ihm die zuträglichste ist; lasset uns mit einem Worte die Krankheiten, die uns treffen, zur Aufmerksamkeit auf unsern Körper und zu seiner Erhaltung anwenden.

Doch wir sollen sie zu noch weit höhern Absichten nützen; sie sollen uns zu einer heilsamen Selbsterkenntniß dienen. Eine Unterbrechung unsrer Geschäfte und Arbeiten, ein Stillstand unsrer Vergnügungen, eine Zerstreuung jenes Taumels, in welchem wir uns bey gesunden Tagen so oft befinden, sind unsre Krankheiten, M. Br., der Schmerz, den wir da empfinden, die Gefahr, in der wir schweben, zwingt uns gleichsam, unsre flatterhaften Ge-

danken zu sammeln, und sie auf uns selbst zurückzuziehen. Sehet da den wichtigen Zeitpunct, wo Gott euch Licht über euch selbst geben, wo er euch über die wahre Verfassung eures Herzens aufklären will, wenn ihr nur hören und lernen wollet! Wollet ihr wissen, welchen Fehlern ihr am meisten ergeben seyd, und welche Triebe eures Herzens noch eine schädliche Gewalt behaupten: erinnert euch an die Ursachen eurer Krankheit, forschet nach, wodurch ihr sie euch zugezogen habt, und ihr werdet bald belehrende Entdeckungen machen. Wollet ihr wissen, ob ihr ein nützliches, und für Andre wichtiges Leben führet, ob ihr euch auf eine Art betraget, die euch Achtung und Beyfall erwirbt: sehet euch um, mit welcher Theilnehmung man euch in euern Krankheiten betrachtet, welche Beweise des Wohlwollens und Liebe, oder der Gleichgültigkeit und Geringschätzung ihr erhaltet, und ihr werdet bald belehrende Entdeckungen machen. Wollet ihr wissen, in welcher Ordnung eure Angelegenheiten sind, welchen Fleiß in eurem Beruf, welche Treue in euren Geschäften, welchen Eifer bey Erreichung eurer Absichten ihr bisher bewiesen habt: überleget, in welchem Zustand ihr alles verlassen würdet, welchen Beyfall eurer Mitmenschen ihr erhalten, oder welchen Tadel ihr fürchten müßtet, wenn eure Krankheit sich mit eurem Tod endigen sollte, und ihr werdet bald belehrende Entdeckungen machen. Wollet ihr endlich wissen, wie ihr mit Gott stehet, und in welcher Verfassung sich euer Herz befindet: fraget euch selbst, mit welcher Freudigkeit ihr die Welt verlassen, und vor seinem Richterstuhl erscheinen würdet, wenn eure Krankheit euch der Ewigkeit übergeben sollte, und ihr werdet bald belehrende Entdeckungen machen. Glücklich, glücklich, wer die Tage der Krankheit und Stille zu solchen Ueberlegungen anwendet! Und wenn er sich noch so lange selbst verkannt haben sollte: hier wird ihm ein Licht auf-

gehen, hier werden die Blendwerke der Eigenliebe verschwinden, hier wird er sich in der Gestalt erblicken, die er vor dem Richterstuhle der Wahrheit hat. Wir sollen unsre Krankheiten zu einer heilsamen Selbsterkenntniß gebrauchen.

Aber noch mehr; sie sollen uns zur Uebung im Guten dienen. Denn es giebt Tugenden, M. Z., die sich nirgends besser lernen, nirgends glücklicher beweisen lassen, als in den Tagen der Schwachheit, als auf dem Siechbette. Es ist Gottes Gebot an euch, diese Gelegenheit, im Guten zu wachsen, nicht ungenützt zu lassen, sobald sie euch zu Theil wird. Wohlan also, wenn wir hilfsbedürftig auf unserm Lager schmachten, und es so innig fühlen, wie bald es mit uns aus seyn kann: so lasset uns Demuth lernen, so lasset uns den kindischen Stolz, und die thörichte Eitelkeit, die in gesunden Tagen uns so leicht aufbläht, aus unsrer Seele vertilgen. Wenn der Schmerz unsre Glieder lähmt, wenn wirs fühlen, wie viel Geduld Andre mit uns haben, welchen Eckel sie überwinden, wie viel Bequemlichkeiten sie sich versagen müssen, um uns beyzustehen: so lasset uns Gefälligkeit und Sanftmuth lernen, so lasset uns jene Härte, jenen Uebermuth, jene gebieterische Strenge, mit der wir in gesunden Tagen Andre so oft behandeln, ablegen und verbessern. Wenn wir die Gewalt der Krankheit empfinden, wenn es nicht möglich ist, uns sogleich von der Qual zu befreien, die uns peinigt: so lasset uns Geduld und Standhaftigkeit lernen, so lasset uns jene Weichlichkeit, jene übertriebene unmännliche Empfindlichkeit, der wir uns sonst so gern überlassen, besiegen und überwinden. Wenn es endlich ungewiß ist, wie unsre Krankheit sich endigen wird, wenn wir zweifelhaft zwischen Tod und Leben hin und wieder wanken: so lasset uns Unterwerfung unter Gottes Fügungen lernen, so lasset uns kindliches Vertrauen durch Christum zu ihm

fassen,

fassen, und mit Gelassenheit erwarten, was er über uns beschliessen wird. Gesunder am Geist, geschmückt mit neuen Tugenden, und geübter zu allem Guten werdet ihr euer Krankenlager verlassen, wenn ihr die Schwachheiten eures Körpers so anwendet, wenn ihr sie so mit christlicher Weisheit zu eurer Bildung gebrauchet.

Aber vornämlich lasset euch durch dieselben zu einem höhern Grade wahrer Menschenliebe erwärmen. Unmöglich kann es uns irgendwo einleuchtender werden, wie sehr Liebe, wie sehr wechselseitiges Wohlwollen und thätige Hilfe in jeder Art der Noth Pflicht für uns sey, als auf dem Krankenbette; hier, wo wir so ganz abhängig von dem Erbarmen und der Unterstützung Andrer sind, kann uns gar kein Zweifel übrig bleiben, Gott habe die Schwachheiten unsers Leibes zu einem Bande der menschlichen Gesellschaft machen, er habe uns alle dadurch antreiben wollen, freundlich und treu einander beyzustehen. Unmöglich kann es uns irgendwo einleuchtender werden, wie sehr sich zärtliche, aus herzlichem Wohlwollen und uneigennütziger Güte entspringende Unterstützung von den kalten Dienstleistungen erkaufter Miethlinge unterscheidet. Ach nur die Pflege der wahren theilnehmenden Liebe ist wirklich erquickend für den gequälten Leidenden, schaft ihm wirklich Erleichterung! Lasset uns dies nicht umsonst bemerken, wenn wir krank sind; lasset uns vielmehr den Entschluß fassen, eben die edle wohlthätige Liebe, die uns da alles erleichtert, die unsre Noth vermindert, ohne die wir hilflos und verlassen seyn würden, auch gegen unsre Brüder immer eifriger und vollkommner zu beweisen. Und dabey überleget, ich bitte euch, welcher Gedanke euch beym Leiden noch die meiste Beruhigung giebt, was euch, wenn ihr krank seyd, wenn die Vorstellung bey euch rege wird, daß Gott euch vielleicht von der Welt abfor-

dern möchte, noch am meisten tröstet. O das Bewußtseyn, nicht umsonst gelebt, etwas Gutes gestiftet, Menschen belehrt, gebessert, beglückt zu haben, das Bewußtseyn, beym Scheiden von der Erde die Liebe und den Dank derer mitzunehmen, mit denen man in Verbindung gewesen ist, dieses Bewußtseyn ist es, was die meiste Linderung in unsre Qualen mischt, was mitten im Leiden am meisten aufheitert. Versäumet nicht, durch wahre Verdienste um eure Brüder es euch zu verschaffen; kehret von eurem Krankenlager in das thätige Leben nie anders, als mit dem Vorsatz zurück, eure wiederhergestellten Kräfte immer gewissenhafter zum Wohl Andrer anzuwenden, und die Menge derer immer grösser zu machen, die mit Thränen des Danks und der Liebe an eurem Grab einst sagen werden: für uns hat er gearbeitet; für uns hat er gelebt.

Endlich, M. Br., sey uns jede Krankheit eine Erinnerung an unsern künftigen Uebergang ins Vaterland. Wir vergessen es so leicht, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, wir verlieren uns so gern in Entwürfe, Geschäfte und Unternehmungen, die sich blos auf dieses Leben beziehen, und treffen Anstalten, als ob wir ewig hier bleiben sollten. Jede Krankheit, jede Erschütterung dieser zerbrechlichen Hütte ist eine Widerlegung jener Träume von langem Leben und von irdischer Wohlfahrt, denen wir so gern nachhängen, und erinnert uns daran, daß wir den Erdkreis mit allen seinen Gütern und Freuden vielleicht bald werden verlassen müssen. Lasset uns diese Erinnerung nicht scheuen, M. Br., lasset sie uns vielmehr dazu nützen, das Gefühl unsrer Würde in uns zu erwecken, und unsern Geist dahin zu erheben, wo sein rechtes Vaterland ist, wo er erst recht anfangen soll, zu leben, zu wirken und zu geniessen. Wie wohlthätig werden unsre Krankheiten für uns werden, wenn wir sie als Bothen

Gottes betrachten, die uns unsern immer näher kommenden Hingang verkündigen. O dann werden wir mit edler Geschäftigkeit, weil die flüchtigen Stunden dahin eilen, Gutes schaffen, so viel wir können; werden mit dankbarer Heiterkeit und Mässigung genieſsen, was uns Gott auf unsrer Pilgerschaft darbietet; und dabey immer bereit seyn, zu scheiden, sobald er gebietet! Mit dieser ruhigen, ächt christlichen Fassung erfülle Gott euch alle, M. Br., und verwandle jedes Leiden, das euch treffen wird, für euch in Quellen wahrer ewigdauernder Segnungen durch seinen Geist um Jesu Christi willen; Amen.

51.

Am dreyzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Niemals erscheint der Mensch grösser und kleiner, ehrwürdiger und verächtlicher, M. Z., als wenn man die Kräfte betrachtet, die Gott in seine Natur gelegt hat, und untersucht, was er durch dieselben werden kann, und schon geworden ist. Ehrfurcht und frohes Erstaunen müssen wir über uns selbst empfinden, wenn wir bedenken, wie weit Gott unsre Natur über alles erhoben hat, was dieser Erdkreis enthält. Schon den Gliedern unsers Leibes hat er eine Schönheit und Würde, eine Geschmeidigkeit und Brauchbarkeit gegeben, die uns zum Meisterstück der irdischen Schöpfung macht, und unter allen Körpern auf das vortheilhafteste auszeichnet. Aber unendlich größre und wichtigere Vorzüge hat Gott unserm Geiste geschenkt. Er hat uns mit einer Vernunft ausgerüstet, die uns den Zugang zu unermeßlichen Schätzen der Erkenntniß und Weisheit öfnet. Er hat uns Neigungen und Triebe eingepflanzt, die zur nützlichsten Geschäftigkeit führen, und unabläßig in uns wirken. Er hat uns zu freien selbstthätigen Wesen gebildet, die fähig sind, die Gesetze der Sittlichkeit zu erkennen und zu befolgen, und nach der Vollkommenheit zu streben, deren Urbild und höchster Inbegrif er selber ist. Und kann

man sich enthalten, die menschliche Natur mit Bewunderung anzusehen, wenn man überlegt, was sie durch diese Vorzüge bereits geworden ist und geleistet hat; wenn man den ungeheuern Umfang des menschlichen Wissens, der ihr Werk ist; wenn man die Menge grosser, edler, erhabner Thaten, die sie ausgeübt hat; wenn man die fast unübersehliche Mannichfaltigkeit nützlicher Künste, die sie erfunden und immer weiter getrieben hat; wenn man endlich die fast unglaubliche Kühnheit und Gewalt bedenkt, mit der sie den Erdboden selbst verändert, umgeschaffen, verschönert, und in einen Wohnplatz verwandelt hat, wo sie herrscht, und geniesst, und gleich einer irdischen Gottheit alles nach ihrem Gefallen einrichtet?

Aber dieses herrliche Meisterstück der Schöpferkraft Gottes, dieses Ebenbild des Allmächtigen wie klein, wie verächtlich erscheint es, sobald man wahrnimmt, daß alle die Kräfte, welche die menschliche Natur besitzt, gemißbraucht werden, ausarten, und sich in Quellen unzähliger Thorheiten und Laster verwandeln können. Kann etwas demüthigender für uns seyn, als ein Blick auf alle die Träume, Vorurtheile und widersinnigen Meinungen, welche der menschliche Verstand zu allen Zeiten hervorgebracht, geglaubt und vertheidigt hat? Kann etwas unsre Natur in unsern eignen Augen verächtlicher machen, als das Andenken an die Vergehungen, an die Ausschweifungen, an die Gräuelthaten, die von Menschen auf Erden verübt worden sind, und noch täglich verübt werden? Kann irgend etwas fähiger seyn, uns mit Eckel und Abscheu vor uns selbst zu erfüllen, als der empörende Anblick so viel elender, zerrütteter, mit allen Arten von Krankheiten und giftigen Seuchen angesteckter Körper, die uns ein unerträgliches Schauspiel darbieten würden, wenn unser Auge sich nicht nach und

nach an die schrecklichsten Auftritte des Jammers und der Zerstörung gewöhnt hätte? Groß und klein, ehrwürdig und verächtlich erscheint der Mensch, wenn man die Kräfte betrachtet, die Gott in seine Natur gelegt hat, wenn man untersucht, was er durch dieselben werden kann, und schon geworden ist.

Aber ist es nicht offenbar, M. Z., daß das, was uns erniedrigt, immer ein Mißbrauch unsrer Natur ist, immer davon herrührt, weil wir die grossen Fähigkeiten, die Gott uns geschenkt hat, nicht genug kennen, und sie eben daher auch nicht gehörig zu gebrauchen wissen? Bey Andern mag diese Unwissenheit in gewisser Hinsicht verzeihlich seyn; aber kann sie bey uns entschuldigt werden, bey uns, die wir Christen sind? Hat Gott nicht auf alle Weise dafür gesorgt, uns zu zeigen, wozu wir da sind, und was wir werden sollen? Hat er uns durch Jesum seinen Sohn nicht Anweisungen ertheilen lassen, durch deren Befolgung wir unsre Natur auf die höchste Stufe der Vollkommenheit und Wohlfahrt erheben könnten? Kommt er uns bey diesem Geschäfte der Besserung und Bildung nicht durch seinen Geist zu Hilfe, und segnet unsre Bemühungen? Was könnten wir seyn und werden, M. Br., wenn wir aufmerksamer auf die Kräfte unsers Geistes und Herzens wären, und unter dem Beystande Gottes die Vorschriften treuer befolgten, die uns das Christenthum zur Bildung derselben ertheilt! Lasset uns heute an einem Beyspiele sehen, wie weise die Einrichtung ist, die Gott unsrer Natur gegeben hat, und wie genau sich die Gesetze der Lehre Jesu auf dieselbe beziehen. Es ist ein Hauptvermögen unsers Herzens, dessen Natur Jesus im heutigen Evangelio beschreibt, von welchem er uns zeigt, was es werden kann und soll, um eine Quelle edler Thaten und seliger Freuden für uns zu seyn. Er, der selbst Mensch war, wie wir, der uns durch

sein Beyspiel belehrt hat, welcher Hoheit und Würde unsre Natur fähig sey, entflamme in uns den thätigsten Eifer, ihm zu folgen, und verkläre uns alle zu seinem Bilde. Wir flehen um diese Gnade gemeinschaftlich in stiller Andacht.

Evangelium: Luc. X. v. 23—37.

Und er wandte sich zu seinen Jüngern, und sprach insonderheit: Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet. Denn ich sage euch: Viel Propheten und Könige wollten sehen, das ihr sehet, und haben es nicht gesehen; und hören, das ihr höret, und haben es nicht gehöret. Und siehe, da stund ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn, und sprach: Meister, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? Er aber sprach zu ihm: Wie stehet im Gesetz geschrieben? Wie lieseſt du? Er antwortete und sprach: Du sollt Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften, und von ganzem Gemüthe; und deinen Nächsten als dich selbst. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; thue das, so wirst du leben. Er aber wollte sich selbst rechtfertigen, und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? Da antwortete Jesus, und sprach: Es war ein Mensch, der gieng von Jerusalem hinab gen Jericho, und fiel unter die Mörder, die zogen ihn aus, und schlugen ihn, und giengen davon, und liessen ihn halb todt liegen. Es begab sich aber ohngefähr, daß ein Priester dieselbige Strasse hinab zog; und da er ihn sahe, gieng er vorüber. Desselbigen gleichen auch ein Levit, da er kam bey die Stätte, und sahe ihn, gieng er vorüber. Ein Samariter aber reisete, und kam dahin, und da er ihn sahe, jammerte ihn sein; Gieng zu ihm, verband ihm seine Wunden, und goß darein Oel und Wein, und hub ihn auf sein Thier, und führete ihn in die Herberge, und pflegte sein. Des andern Tages reisete er, und zog heraus zween Groschen, und gab sie dem Wirth, und sprach zu ihm: Pflege sein; und so du was mehr wirst darthun, will ich dirs bezahlen, wenn ich wieder komme. Welcher dünket dich, der unter diesen dreyen der Nächste sey gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war? Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm thät. Da sprach Jesus zu ihm: So gehe hin, und thue desgleichen.

Mangel an Theilnehmung ist es, M. Z., was das Bild des Priesters und Leviten, welches

Jesus in dem vorgelesenen Evangelio aufstellt, so verhaßt macht. Man wird unwillig über die Unempfindlichen, welche der Anblick eines Elenden, der in seinem Blute liegt, so wenig rührt, daß sie gleichgültig vorübergehen. Warum ist hingegen das Bild des Samariters so einnehmend? Warum erklärt sich unser Herz so entscheidend für ihn, und gewinnt ihn so lieb? Warum kann sich selbst der Schriftgelehrte im Evangelio nicht enthalten, ihm seinen Beyfall zu geben? Eben die Theilnehmung, welche wir an dem Priester und Leviten so ungern vermissen, ist bey ihm so lebendig und stark, erwärmt ihn zu einer so wohlthätigen Geschäftigkeit, und enthüllt uns eine so achtungswürdige Seite des menschlichen Herzens, daß es kein Wunder ist, wenn die Vorstellung eines solchen Menschen jedem gefällt, der noch einiges Gefühl besitzt. Aber wer merkt es nicht, daß es eine Hauptabsicht Jesu bey der Erzählung unsers Evangelii war, die Aufmerksamkeit der Menschen auf diesen Hang zur Theilnehmung, auf diese wichtige Eigenschaft unsers Herzens zu lenken, und an dem Beyspiele des Samariters zu zeigen, wie dieses Vermögen unsrer Natur wirken muß, wenn es gehörig gebildet und veredelt seyn soll? Lasset uns heute stille stehen, M. Z., bey dieser wichtigen Sache, lasset uns heute weiter nachdenken über eine Kraft unsers Wesens, die uns ehrwürdig und verächtlich, wohlthätig und menschenfreundlich, glücklich und unglücklich machen kann, je nachdem wir sie gebrauchen und anwenden. Ich werde nämlich diesmal nach Anleitung des Evangelii vom Hange zur Theilnehmung reden, welchen Gott in unsre Natur gelegt hat. Lasset mich diesen Hang zuerst beschreiben; hernach die wichtige Abzweckung desselben erklären; und zuletzt zeigen, wie er nach den Vorschriften des Christenthums gebildet werden soll.

Eine Beschreibung des Hangs zur Theilnehmung, welchen Gott in unsre Natur gelegt hat, soll also das Erste seyn, womit wir uns beschäftigen wollen. Um genauer zu fassen, worin dieser Hang bestehe: so lasset uns bemerken, was er überhaupt sey, welche Wirkungen er zunächst hervorbringe, und welche Wirkungsart ihm eigen sey.

Was ist also der Hang zur Theilnehmung überhaupt? Wir nehmen Theil, M. Z., wenn wir uns eben den Empfindungen überlassen, die wir an Andern wahrzunehmen meinen. Ist unser Herz noch unverdorben, hat die Gewalt wilder Leidenschaften das natürliche Gefühl desselben noch nicht abgestumpft, und uns zu harten, eigennützigen Wesen gemacht: so ist es uns nicht möglich, bey solchen Zuständen Andrer, welche sich äusserlich durch starke Merkmale zu erkennen geben, ganz gleichgültig zu bleiben; wir werden unvermerkt von einer ähnlichen Rührung ergriffen, und gerathen in einen übereinstimmenden Zustand. Die Traurigkeit der Leidenden macht uns wehmüthig, die Heiterkeit der Glücklichen fröhlich; wir zittern, wenn Jemand in der Gefahr ist, zu stürzen; wir schämen uns, wenn sich Jemand blos giebt und zu schanden wird; das Seufzen des Geängstigten, das Stöhnen des Gemarterten, selbst das Winseln eines Thieres dringt uns durch die Seele; der blosse Anblick des gemißhandelten Wandrers im Evangelio ist hinreichend, das Herz des reisenden Samariters mit Mitleid und Schmerz zu erfüllen. Dieser Hang zur Theilnehmung ist so stark, daß er sich selbst über die leblose Natur ausbreitet, und die Empfindungen annimmt, die in derselben ausgedrückt scheinen. Eine öde wilde Gegend erfüllt uns mit Entsetzen; ein dunkles stilles Thal mit sanfter Ruhe; ein heitrer Tag mit froher Munterkeit; der Anblick eines reichen, frucht-

baren Gefildes mit Vergnügen und Freude; das hinwelken sterbender Pflanzen mit Wehmuth; die schweigende Nacht mit Ehrfurcht und Bewunderung. Es ist uns natürlich, unsre Art zu empfinden auf alle die Gegenstände überzutragen, die uns umgeben, ihre Verwandtschaft und Aehnlichkeit mit uns zu fühlen, und uns in den Zustand hineinzudenken, in welchem wir sie zu sehen glauben. Der Hang zur Theilnehmung ist die Eigenschaft der menschlichen Seele, nach der sie gewohnt ist, sich eben den Empfindungen zu überlassen, die bey Andern die herrschenden zu seyn scheinen.

Diese allgemeine Beschaffenheit des Hangs zur Theilnehmung darf man nur wissen, um sogleich einzusehen, welche Wirkungen er zunächst hervorbringen muß. Alle Empfindungen des menschlichen Herzens sind nämlich entweder angenehm, oder unangenehm, daher ist denn auch die Theilnehmung entweder Mitfreude, oder Mitleiden. Es ist uns natürlich, angenehme Bewegungen zu fühlen, wenn wir Andre heiter und froh sehen, wenn wir sie in günstigen Umständen erblicken, wenn uns glücklich abgewendete Gefahren, muthig besiegte Hindernisse, ganz erfüllte sehnliche Wünsche in die Augen fallen; wir können uns nicht enthalten, uns den Genuß, das Vergnügen und die Wonne, welche der Glückliche fühlt, im Geiste vorzustellen, und mit ihm zu geniessen; wir vergessen uns, wenn wir durch Leidenschaften noch nicht hart und feindselig geworden sind, dann selber, und leben gleichsam ganz an dem Platz, und in den Umständen dessen, dem es so wohl geht; dies ists, was der Apostel sich freuen mit den Frölichen nennt; der Hang zur Theilnehmung wirkt zunächst Mitfreude. Aber auch Mitleiden; es ist uns vermöge derselben eben so natürlich, zu weinen mit den Weinenden. So lang unser angebohrnes Gefühl noch unverfälscht und rein ist, wider-

spricht es der Einrichtung unsers Wesens, an dem Elend und dem Leiden Andrer Vergnügen zu finden. Auch fremde Noth wird uns also rühren; der blosse Gedanke, daß Wesen, wie wir sind, von Kummer gequält, von Sorgen geängstigt, von Dürftigkeit und Mangel gedrückt, von Ungerechtigkeit und Bosheit verfolgt, von Schmerzen gemartert werden, wird uns wehmüthig machen; und bis zur Beklommenheit, bis zum empfindlichsten Leiden wird diese Wehmuth steigen, wenn wir das Unglück Andrer mit Augen sehen und dabey zugegen sind. O ihr, denen die Natur ein weiches gefühlvolles Herz geschenkt hat, die ihr selbst durch Leiden geprüft und geübt seyd, die ihr empfinden könnet, wie der Samariter im Evangelio, ihr verstehet am besten, was ich da sage, ihr wisset es, wie gewaltig dieses Mitleiden zuweilen hinreissen und erschüttern kann! Die nächsten Wirkungen des Hanges zur Theilnehmung sind entweder Mitfreude, oder Mitleiden.

Lasset uns noch bemerken, welche Wirkungsart diesem Hang eigen sey. Seine Aeusserungen sind nämlich nicht das Werk der kalten Ueberlegung, sie richten sich nicht nach bedächtigen Vernunftschlüssen. Der blosse Anblick des verwundeten Wandrers im Evangelio erweckt in dem vorbeyreisenden Samariter auf einmal ein so wirksames Mitleiden, daß er seine eigne Sicherheit, daß er seinen Vortheil, daß er alles vergißt, was der Eigennutz ihm hätte eingeben können, und sich ganz der Rettung des verlaßnen Leidenden widmet. Unwillkührlich wirkt also der Hang zur Theilnehuung, den Gott unsrer Natur eingepflanzt hat. Die Rührung, sie sey, von welcher Art sie wolle, bemächtigt sich unsrer von selbst, so bald uns die Verfassung Andrer in die Augen fällt. Unser Herz ist schon von Natur so gestimmt, daß diejenigen Saiten desselben von selbst erklingen, die bey Andern stark erschüttert

worden sind. Und dies wird um so leichter und schneller geschehen, je zärtlicher der Bau unsers Körpers ist, und je mehr Anlage zu lebhaften Empfindungen aller Art wir besitzen. — Aber freilich kann dieser Hang, wie alle Kräfte unsers Geistes und Herzens, durch Uebung verfeinert, erhöht und gestärkt werden. Es kommt auf den Grad von Aufmerksamkeit an, mit welchem wir die Zustände Andrer beobachten; auf die Begriffe, welche wir von dem Werth unsrer Brüder, und von der Wichtigkeit ihres Wohlseyns haben; auf den Eifer, mit welchem wir unsern Pflichten gehorchen; es kommt insonderheit auf die Beschaffenheit und Wirksamkeit der Religion an, die wir bekennen. Durch alle diese Dinge kann der Hang zur Theilnehmung geschwächt und gestärkt, unterdrückt und belebt werden; er wird in eben dem Grade sich wirksam beweisen, in welchem wir den Grundsatz befolgen: ich bin Mensch, nichts, was die Menschheit betrift, kann mir gleichgültig seyn. — Setzet noch hinzu, daß der Hang zur Theilnehmung durch Zustände, in denen wir uns selbst einmal befunden haben, am leichtesten und stärksten gerührt wird. Solche Zustände kennen wir nämlich aus Erfahrung; es erneuern sich, sobald wir Andre in denselben erblicken, in uns auf einmal unsre ehemaligen Empfindungen; wir verstehen es ganz, wie dem zu Muthe ist, der ein ähnliches Schicksal mit uns hat. Unsre Mitfreude ist dann am stärksten, wenn wir sie über ein Glück fühlen, das wir ehemals selbst genossen haben. Der ist am fähigsten, dem leidenden Kranken nachzuempfinden, der ehemals selbst auf einem solchen Lager geschmachtet hat. Die Mutter, welche schon so manchen Liebling ihres Herzens durch den Tod verlohr, weint am aufrichtigsten mit der Leidenden, die am Grabe ihres Kindes trauert. Der Jüngling versteht den Jüngling, der Freund den Freund, der Greis den Greis, der Verfolgte den

Verfolgten am besten. Der Hang zur Theilnehmung, den Gott in unsre Natur gelegt hat, wirkt unwillkührlich; aber er wächst durch Uebung, und zeigt sich dann am meisten, wenn wir Andre in Umständen erblicken, in denen wir selbst schon gewesen sind. Merkwürdige, wunderbare Einrichtung unsers Herzens! Wozu hat unser Schöpfer sie getroffen; welche Absichten will er dadurch erreichen? Lasset uns zur Beantwortung dieser Frage übergehen, M. Z., lasset mich die wichtige Abzweckung des Hangs zur Theilnehmung erklären. Sie verdient unsre ganze Aufmerksamkeit, diese Abzweckung; denn auch hier zeigen sich Spuren jener unendlichen Weisheit und Güte, die bey ihren Anstalten überall auf unsre Besserung und Wohlfahrt sieht. Der Hang zur Theilnehmung, den Gott in unsre Natur gelegt hat, soll nämlich das Gegengewicht für die feindseligen Neigungen des menschlichen Herzens seyn; er soll die gesellschaftliche Vereinigung der Menschen befördern; er soll das mannichfaltige Elend des irdischen Lebens lindern; er soll uns endlich eine reiche Quelle erquickender Freuden öfnen; so groß, so wichtig sind die Absichten, welche Gott durch diesen Hang erreichen will.

Er soll das Gegengewicht für die feindseligen Neigungen des menschlichen Herzens seyn. Wie viel vermag der Mensch, M. Z., wenn er alle seine Kräfte aufbieten will! Wie erfinderisch ist sein Verstand, wie gewaltig sind seine Leidenschaften; wie kühn ist sein empörter Muth; wie ausdauernd seine Hartnäckigkeit; wie kraftvoll sein Körper, wenn fester, unerschütterlicher Vorsatz alle Nerven desselben spannt, und alle Glieder in Bewegung setzt! Und o diese starken, wilden, unbändigen Kräfte werden nur allzuoft von Eigen-

nutz und Selbstsucht gerichtet, werden nur allzuoft von menschenfeindlichen Neigungen zum Verderben Andrer angewandt! Setzet nun, diesen zerstörenden Trieben wäre kein Gefühl zum Gegengewicht gegeben, das an fremden Zuständen Theil nehmen kann, das mitleidsvoll, nachgebend und gelinde macht, wenn Andre leiden; welch ein harter, unempfindlicher Tyrann würde der Mensch seyn! Was wäre dann fähig, die Gewalt seines Zorns zu mässigen; das Feuer seiner Rachsucht zu dämpfen; die Macht seines Hasses zu vermindern; und die schrecklichen Ausbrüche seines Uebermuthes, seines Muthwillens, seiner Grausamkeit zurückzuhalten? Ach es ist der immer wirksame, so leicht in Bewegung gerathende Hang zur Theilnehmung, was das Aufbrausen feindseliger Leidenschaften beruhigt, und das empörte Herz zu sanftern Gefühlen stimmt! Diesem Hang haben wirs zu verdanken, daß uns das Schicksal des armen Wandrers im Evangelio nicht auf jeder Strasse trift; daß nicht jeder Stärkere sich Gewaltthätigkeiten gegen uns erlaubt; daß dieser Erdkreis nicht eine grausenvolle Mördergrube ist. Wisset ihr nicht aus der Erfahrung, sehet ihrs nicht aus dem Beyspiele des Priesters und Leviten im Evangelio, sagt es nicht die ganze Geschichte, daß der Mensch zum Wüterich, zum Unterdrücker der Unschuld, zum blutdürstigen Tyrannen wird, sobald es ihm gelungen ist, sein Herz gegen alle Leiden und Freuden Andrer zu verhärten, sobald er für Niemand weiter etwas empfindet, und seiner Selbstsucht ohne Einschränkung folgt? Weise, gütige Einrichtung unsers Gottes! Wir sollten viel Kraft, viel Vermögen zu wirken besitzen: aber unsre Ueberlegenheit sollte nicht von feindseligen Neigungen zur Zerstörung gemißbraucht werden; Gott hat diesen schädlichen Trieben an dem Hange zur Theilnehmung ein heilsames Gegengewicht gegeben.

Setzet noch hinzu, daß dieser Hang auch die gesellschaftliche Vereinigung der Menschen befördern soll. An dieser Vereinigung ist unendlich viel gelegen, M. Z., je genauer wir mit einander verknüpft sind, uns für einander verwenden, und in freundschaftlichem Einverständniß für unsre Wohlfahrt sorgen: desto schneller, desto gewisser und grösser sind auch unsre Fortschritte zu jeder Art von Vollkommenheit und Genuß. Aber o mein Gott, wie mannichfaltig und wirksam sind auf Erden die Ursachen, welche diese Vereinigung hindern; welche die Menschen von einander trennen; welche sie mit Gleichgültigkeit und Haß gegen einander erfüllen! Da giebt es Unterschiede des Standes und der Geburt; Unterschiede der Lebensart und der Bemühungen; Unterschiede der Bildung und des Geschmacks; Unterschiede der Sitten und Gewohnheiten; Unterschiede des Volks und der Sprache; Unterschiede der Religion und des Gottesdienstes. Was würde aus dem menschlichen Geschlechte werden, welche Verwirrung, welche Unordnung, welcher wilde alles zerstörende Geist der Uneinigkeit würde den Erdkreis beherrschen, wenn uns Gott durch den Hang zur Theilnehmung nicht wieder mit einander verbände, wenn er unserm Herzen nicht ein Gefühl eingepflanzt hätte, welches die Kraft jener Unterschiede schwächt, und uns einander wieder nähert? Weder der Unterschied des Volks, noch der bitterste und grausamste unter allen Arten des Hasses, der Religionshaß, vermag etwas über den Samariter im Evangelio. Er sieht in dem Wandrer, der mit dem Tode ringt, nicht den Fremden, nicht den Juden, sondern blos den Menschen, blos den Leidenden, und mehr bedarf sein theilnehmendes Herz nicht, um sich zum Beystand zu entschliessen. Sehet da die sanfte Gewalt, geliebten Brüder, durch welche Gott die Menschen aller Zeiten, aller Gegenden, aller Stände, aller Partheyen an einander heftet!

Nein, sie vermögen es nicht, die gemeinschaftliche Natur zu verkennen, die sie alle besitzen; sie fühlen es, sobald sie sich im Glück oder im Unglück einander erblicken, wie nahe sie mit einander verwandt sind, wie sehr sie einander bedürfen, wie vernünftig und recht es ist, daß sie sich an einander anschließen, und immer mehr ein fest verbundnes Brüdergeschlecht werden. Der Hang zur Theilnehmung soll die gesellschaftliche Vereinigung der Menschen befördern.

Er soll daher auch das mannichfaltige Elend des irdischen Lebens lindern. Denn wahrlich, unsre Schultern sind allein gar oft zu schwach, die Lasten zu tragen, die uns hier aufgelegt werden. Wo wollten wir Trost, wo wollten wir Unterstützung, Hilfe und Erquickung finden, wenn wir mit lauter Unempfindlichen umgeben wären, wenn Niemand durch unsre Bitten gerührt, durch unsre Thränen erweicht, durch unsern Jammer in Bewegung gesetzt würde? Milder, wohlthätiger, heiliger Trieb der Theilnehmung, den Gottes Hand in die Herzen unsrer Brüder gelegt hat, o du bist unser Schutz; du bists, worauf wir uns berufen, wenn wir um Hilfe flehen; du bists, was uns der Verzweiflung und dem Untergang entreißt, wenn wir uns nicht zu helfen wissen! Denn ist es nicht der Hang zur Theilnehmung, was unsre Mitmenschen für uns geschäftig macht, wenn uns ihr Beystand nöthig ist? Ist es nicht der Hang zur Theilnehmung, was so viel Handlungen der Wohlthätigkeit, der Großmuth, der uneigennützigsten Aufopferung hervorbringt? Ist es nicht der Hang zur Theilnehmung, was noch Linderung in Schmerzen mischt, die man nicht heilen und wegnehmen kann? Unglückliche, welche kein Mensch zu retten vermag, ihr, die ihr ein Elend duldet, das nur die Hand Gottes lindern, nur der Arm des Allmächtigen aufheben

heben kann: saget es selbst, ob es nicht Labsal für euch ist, ob ihr euch nicht erleichtert fühlet, wenn ihr nur sehet, daß man gegen eure Noth nicht gleichgültig ist; wenn ihr nur gerührtes Mitleid, und den sehnlichen Wunsch, euch helfen zu können, auf dem Angesicht eurer Brüder leset; wenn nur ihre Thränen und ihre stille Wehmuth euch sagen, wie sehr sie euch verstehen, und mit euch leiden? Dank sey dir, Vater unser aller, Dank auch für diese Erquickung, auch für diese Anstalt der Erbarmung und Gnade, durch die du uns ein Elend erleichterst, das du uns nicht ersparen konntest! Auch wenn uns die verlassen, die uns die nächsten sind, auch wenn wir einsam und entblößt von Beystand und Hilfe scheinen, hast du für uns gesorgt, und so viel, ach so viel Herzen gebildet, die für uns fühlen, die sich unsrer annehmen werden! Der Hang zur Theilnehmung soll auch das mannichfaltige Elend des irdischen Lebens lindern.

Er soll uns endlich eine reiche Quelle erquickender Freuden öfnen. Denn in der That, es sind angenehme Thränen, M. Br., die wir mit den Weinenden weinen; unser Herz gefällt sich wohl bey der stillen Rührung, welche wir beym Leiden Andrer empfinden; wir würden manche Stunde, die wir mit theilnehmender Wehmuth in der Gesellschaft eines tugendhaften Dulders zugebracht haben, nicht gegen ganze Tage des rauschenden Vergnügens und einer wilden Freude vertauschen wollen. Und macht nicht eben dieser Hang, der uns an fremden Leiden Theil nehmen läßt, auch fremde Freuden zu den unsrigen? Erweitert er den Kreis unsers Genusses nicht auf allen Seiten? Geschieht irgendwo etwas Edles, Grosses und Bewundernswürdiges, das durch denselben nicht ein Gegenstand des Vergnügens für uns würde? Strömen unserm fühlenden Herzen, das jeden Eindruck offen steht, und alles

Gute willig auffaßt, nicht aus der ganzen Natur unzählige Freuden zu? Wird durch lebhafte Theilnehmung nicht jeder Gegenstand in derselben reitzender, jede Veränderung wichtiger, jede Schönheit grösser? Wird uns auf diese Art nicht selbst die Vergangenheit gegenwärtig? Empfinden, leiden, freuen, fürchten, hoffen wir nicht durch Theilnehmung mit jedem guten, grossen, ehrwürdigen Mann, er habe gelebt, wo er wolle, er habe gethan und gelitten, was er wolle? Sind endlich eben diese Freuden der Theilnehmung nicht die reinsten, die unschädlichsten, die dauerhaftesten und besten? Ich segne euch mit inniger Dankbarkeit gegen Gott, Stunden meines Lebens, die ich im Schoose der theilnehmenden Freundschaft zugebracht, wo ich das Glück meiner Lieben empfunden, wo ich wehmüthig mit ihnen gelitten, wo ich ihnen Erquickung und Linderung gegeben, wo ich mich hinausgeschwungen habe über die wenigen Jahre meines Daseyns, um die grossen Handlungen, um die Leiden, um die Schicksale aller guten Menschen der vorigen Zeiten kennen zu lernen, nachzuempfinden, mich derselben zu freuen, und Ermunterung und Trost aus denselben zu schöpfen; ich segne euch, Stunden dieser Beschäftigung; denn unter allen frohen Augenblicken, die Gott mir auf Erden geschenkt hat, seyd ihr die fruchtbarsten und seligsten gewesen! Es war die Absicht unsers Vaters, M. Br., uns durch den Hang zur Theilnehmung, den er in unsre Seele gelegt hat, auch eine reiche Quelle erquickender Freuden zu öfnen.

Ist aber dieser Hang in seiner Abzweckung so wichtig: so ist es sehr nöthig, daß wir noch untersuchen, wie er nach den Vorschriften des Christenthums gebildet werden soll. Denn glaubet nicht, daß es einer solchen Bildung nicht bedürfe; auch die beste Neigung unsers Herzens

kann ausarten, kann unterdrückt werden, kann eine falsche Richtung nehmen, wenn wir nicht über sie wachen, wenn sie nicht unter der Aufsicht der Vernunft steht, und von einem ächt christlichen Sinne geleitet und erwärmt wird. Soll also der Hang zur Theilnehmung die Absichten erreichen, um welcher willen er da ist, soll er aus einer blos natürlichen Empfindlichkeit ein wahrer sittlicher Vorzug werden: so lasset uns ihn bewahren vor unterdrückenden Leidenschaften. Denn durch Leidenschaften, M. Z., durch unbändige Begierden und Lüste aller Art kann das sonst so reitzbare Gefühl der Theilnehmung geschwächt, kann unser von Natur so weiches Herz gleichgültig, hart, grausam und unerbittlich gemacht werden. War es nicht leidenschaftlicher Religionshaß, was die Juden zu den Zeiten Jesu gegen Heiden und Samariter verschloß? War es nicht schändlicher Eigennutz, was verursachte, daß der Priester und Levit im Evangelio bey dem verwundeten Wandrer so gleichgültig vorüber giengen? Und bringt nicht jede andre Leidenschaft dieselbe Wirkung hervor? Vergeblich wird man sich an dich wenden, wenn du ehrgeitzig bist; nichts wirst du für Andre fühlen, so bald deine Eitelkeit es erniedrigend findet, sich ihrer anzunehmen. Vergeblich wird man dich anflehen, wenn du habsüchtig bist; nichts wirst du für Andre fühlen, so bald sie dich etwas kosten würden. Vergeblich wird man seine Zuflucht zu dir nehmen, wenn du wollüstig bist; bey aller deiner sonstigen Empfindsamkeit wirst du nichts für Andre fühlen, so bald du dir einen Genuß versagen sollst. Vergeblich wird man deinen Beystand suchen, wenn du ein träger Müssiggänger bist; nichts wirst du für Andre fühlen, so bald du dich zu ihrem Besten anstrengen sollst. Vergeblich wird man alles anwenden, dein Herz zu rühren, wenn du ein blinder Eiferer für deine Kirche, für deine Nation und für gewisse Meynungen bist; nichts

wirst du für Andre fühlen, du wirst fähig seyn, sie zu hassen, zu drücken, zu verfolgen, so bald sie einer andern Secte, einem andern Lande, einer andern Religion angehören. Ach wie hart, wie fühllos, wie grausam kann unser Herz werden, M. Br., dieses Herz, das Gott so empfindlich, so theilnehmend gebildet hat, wenn wir über die milde natürliche Güte desselben nicht sorgfältig wachen, wenn wir irgend eine Leidenschaft, sie sey von welcher Art sie wolle, in demselben herrschend werden lassen! Wollet ihr also bleiben, was ihr nach den Absichten eures Schöpfers seyn sollet, Wesen, die fähig sind, einander zu verstehen, und mit zärtlichem Wohlwollen einander auszuhelfen: so höret die Stimme des Christenthums, das jedes herrschende Laster verbietet, das Einschränkung aller eurer Begierden und Lüste verlangt, das euch auffordert, das Fleisch zu kreutzigen, und die Glieder zu tödten, die auf Erden sind. Es ist Pflicht, den Hang zur Theilnehmung zu bewahren vor unterdrückenden Leidenschaften.

Aber dies ist noch nicht genug; wir müssen ihn auch lenken lernen durch vernünftige Vorstellungen von unsern Pflichten. Nicht den geringsten sittlichen Werth kann der Hang zur Theilnehmung haben, M. Z., wenn er ein blindes, ohne Ueberlegung wirkendes Vermögen ist. Denn ist er alsdann nicht ein blosses Werk der Natur, eine blosse Folge von der Einrichtung unsers Körpers, von der Mischung unsrer Säfte, von der Zartheit unsrer Nerven, eine Gabe, die uns ohne all unser Zuthun zu Theil geworden ist? Ich muß noch mehr sagen; ist ein empfindliches Herz, das leicht gerührt und gewonnen werden kann, nicht sogar ein gefährliches Gut, wenn es nicht von den Einsichten der Vernunft geleitet wird? Giebt es nicht tausend schwache Menschen, die blos darum, weil sie von Natur so lebhaft fühlen, und so innig Theil nehmen, sich von der Arglist bethören, von

der Verführung hinreissen, von der Bosheit mißbrauchen, und alles aus sich machen lassen, was man will; Menschen, die hitzig schwärmen, wenn sie ruhig überlegen, die Nachsicht und Mitleiden beweisen, wenn sie fest und strenge seyn, die dem Drang ihres gerührten Herzens blindlings folgen, wenn sie sich zurückhalten sollten? Bedauernswürdige Geschöpfe, fähig zu jeder Thorheit, das Spiel jeder Leidenschaft, der Spott jedes schlauen Betrügers werdet ihr seyn, wenn ihr nichts weiter habt, als eine starke, natürliche Anlage zur Theilnehmung, wenn ihr euer natürliches Gefühl nicht durch vernünftige Vorstellungen von euern Pflichten lenket. Nur der ist ein wahrer Christ, der alle seine Neigungen dem Gebote der Pflicht unterwirft, der sie nur da wirken läßt, wo seine Vernunft es billig und recht findet. Auch der Hang zur Theilnehmung muß diese Herrschaft anerkennen, wenn er einen wahren Werth haben, und den Absichten Gottes gemäß handeln soll. Lasset uns also fröhlich seyn mit den Fröhlichen, weil es Pflicht ist; lasset uns Mitleiden haben mit dem Unglücklichen, weil es vernünftig ist; lasset uns mit theilnehmender Wärme auf alles achten, was Menschen und ihr Wohl betrift, weil Gott es haben will; lasset uns unser Mitgefühl verstärken, oder vermindern, es äussern, oder zurückhalten, nach demselben handeln, oder unthätig seyn, je nachdem unsre jedesmalige Schuldigkeit, je nachdem unser Gewissen und das von uns erkannte Gebot Gottes es fordert. Wir müssen den Hang zur Theilnehmung lenken lernen durch vernünftige Vorstellungen von unsern Pflichten.

Ganz vornämlich aber lasset uns ihn beleben durch ächt christliche Beweggründe. Wir handeln noch immer nicht als Christen, wenn unser Hang zur Theilnehmung nicht mit der Hauptquelle aller wahren christlichen Tugend, mit den Glauben an Christum zusammenhängt, wenn er nicht daher Kraft und Leben empfängt. Der Gedanke, daß Gott in

Christo alle Menschen liebet; die Betrachtung, daß das Blut der Versöhnung für alle geflossen ist; die Ueberzeugung, daß wir durch Christum selbst Verzeihung erhalten haben, und lebendige Hofnung zu Gott fassen dürfen; das Gefühl endlich, daß wir verbunden sind, mit der Liebe, mit welcher Christus uns geliebet hat, auch seine Erlöseten zu umfassen, und ihnen als solchen Gutes zu thun, so viel wir können: dieser Glaube, dieser Sinn muß den natürlichen Hang zur Theilnehmung beleben, muß ihn heiligen und stärken, muß alle seine Wirkungen begleiten, wenn er eine wahre christliche Bildung haben soll. Mit welcher Zärtlichkeit werdet ihr alles lieben, was Mensch ist, wenn ihr in allen Menschen Brüder und Erlöste Jesu erblicket! Wie wenig Gewalt werden feindselige Leidenschaften über euch haben, wenn die Liebe Jesu Christi ausgegossen ist in eure Herzen! Welche Opfer werdet ihr der Wohlfahrt Andrer bringen, wenn euch die Dankbarkeit gegen den beseelt, der sein Leben für uns alle gelassen hat! Wie rein wird euer Wohlwollen seyn, wenn ihr euch nach dem Muster dessen richtet, der uns geliebet hat bis in den Tod! Wohlan also, fasset vor allen Dingen Vertrauen zu Gott durch Christum, lernet vor allen Dingen die Wohlthaten schätzen, die euch durch ihn wiederfahren sollen; und euer Hang zur Theilnehmung wird von selbst eine ächte, uneigennützige, christliche Liebe werden; ihr werdet euch belebt fühlen durch christliche Beweggründe.

Und dann wird es euch möglich seyn, ihn endlich fruchtbar zu machen durch nützliche Thätigkeit. Denn dies, M. Br., dies ist unumgänglich nöthig, wenn er nach den Vorschriften des Christenthums gebildet seyn soll. Hütet euch, so viel ihr könnet, vor dem Fehler derer, die den Hang zur Theilnehmung, welcher nach den Absichten Gottes ein Segen für die Welt seyn soll, in ein müssiges Tändeln mit Empfindungen, in ein unthätiges Spiel mit leb-

haften Rührungen verwandeln; die sich bey diesen Empfindeln sogar mit vieler Selbstgefälligkeit betrachten, und sich ihrer ganzen Pflicht entledigt zu haben glauben, wenn sie nur recht stark gerührt gewesen sind. Aber kann dieses elende Tändeln mit Gefühlen die Absicht seyn, warum Gott euer Herz theilnehmend gebildet hat? Wird durch träges Bedauern die Noth eines Menschen leichter, der Kummer eines Elenden erträglicher, der Jammer eines Unglücklichen milder? Sehet ihr, daß der edle Samariter im Evangelio den verunglückten Wandrer blos beklagt, und sich von der Pflicht, ihn zu retten, durch müssige Thränen loskauft? Von ihm lernet die Natur eines wahren, veredelten Hanges zur Theilnehmung. Ist er, was er seyn soll, so begnügt er sich nicht mit blossen Rührungen; er ist geschäftig; er legt Hand an; er arbeitet; er erleichtert, tröstet, erquickt und opfert auf, was in seinem Vermögen steht. Wenn ihr euch also bewußt seyd, daß ihr gedrungen von wahrer Gottes- und Menschenliebe arbeitsame Männer, geschäftige Gattinnen, treue Mütter, zuverlässige Freunde, wahre Wohlthäter aller derer seyd, die sich euch nähern, wenn ihr bey einem gefühlvollen Herzen mit redlichem Eifer alle eure Pflichten erfüllet, und täglich Gutes schaffet: ja, dann ist mehr als blos natürliche Empfindung in euch, dann ist euer Hang zur Theilnehmung gebildet nach den Vorschriften des Christenthums. Welche Freuden erwarten euch, wenn ihr so gesinnet seyd; und welche Werke werden euch einst nachfolgen, wenn ihr ausruhen werdet von eurer Arbeit! Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen; Amen.

52.

Am vierzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Wenn man die Wirkungen bedenkt, M. Z., welche Glück und Unglück in der Denkungsart und den Sitten der Menschen hervorzubringen pflegen: so muß man fast zweifelhaft werden, ob man denen, deren wahre Wohlfahrt uns am Herzen liegt, das Eine oder das Andre wünschen soll. Daß Unglück und widrige Schicksale von jeher das Meiste beygetragen haben, den menschlichen Geist in Thätigkeit zu setzen, seine Kräfte zu beleben, und ihn zu einer Anstrengung zu nöthigen, die er bey erwünschten Umständen nie bewiesen haben würde, ist unläugbar. Dem lebhaften Gefühle des Mangels, und eines unangenehmen peinlichen Zustandes ist das menschliche Geschlecht die heilsamsten Erfindungen schuldig; unter dem Drucke der Armuth und grosser Widerwärtigkeiten haben sich fast alle die Männer gebildet, die durch ihre Weisheit und Grösse über Andre hervorragen; und wer kann die ungeheure Menge derer zählen, die nur durch Noth und Unglück gebessert werden konnten, die wohl nie aufgehört hätten, thöricht und lasterhaft zu seyn, wenn mancherley Leiden sie nicht gleichsam gezwungen hätten, nachzudenken, und beßre Gesinnungen anzunehmen. Fast alles Grosse, Erhabne, Bewundernswürdige, was unter den Menschen da gewesen und ausgeführt worden ist, steht in einem gewissen Zusammenhang mit Elend und Noth, und ist dadurch entweder ver-

anlaßt und vorbereitet, oder doch befördert und beschleunigt worden.

Aber eben so einleuchtend sind auf der andern Seite die nachtheiligen Einflüsse des Glücks und günstiger Schicksale. Wer kann es läugnen, daß der größte Theil jener Müssiggänger und unbrauchbaren Menschen, deren es überall so viele giebt, im Schooße des Ueberflusses und des Glücks aufgewachsen ist? Wer kann es läugnen, daß Viele, die edel und gut waren, so lange sie mit Widerwärtigkeiten zu ringen hatten, ihre Gesinnungen änderten und lasterhaft wurden, sobald sie ein günstigers Schicksal erfuhren? Wer kann es läugnen, daß die Laster der Wollust, der Weichlichkeit, der Verschwendung, des Uebermuthes und der Tyranney, daß selbst die viehischen Ausschweifungen, in welche die menschliche Natur so oft verfallen ist, Ausgeburten des Ueberflusses und eines allzugrossen Glücks zu seyn pflegen? Wer kann es endlich läugnen, daß ganze Völker, die weise, tugendhaft, voll Thätigkeit, Muth und edler Enthaltsamkeit waren, so lange sie mit mächtigen Feinden zu kämpfen, und ihre Freyheit zu vertheidigen hatten, feige und lasterhaft wurden, und sich Ausschweifungen aller Art überliessen, sobald sie nichts mehr zu fürchten hatten, sobald der Ueberfluß besiegter Feinde sie in den Stand setzte, die verführerischen Freuden des Glücks zu kosten? Fast alle Verderbnisse der Sitten, fast jeder Verfall der menschlichen Natur steht in einer Verbindung mit Glück und Ueberfluß, und ist dadurch entweder veranlaßt, oder doch beschleunigt worden.

Und diese nachtheilige Wirkung des Glücks ist nie sichtbarer, M. Z., nie gewisser, als wenn es plötzlich erscheint, und den, der bisher elend war, auf einmal mit seinen Schmeicheleyen überhäuft. Wer sich nur nach und nach, und mit lauter Mühe aus der Noth empor arbeitet, dem folgt die Tugend, die er so lange geübt hat, auch in den bessern

Zustand nach, in welchen er unmerklich übergetreten ist. Aber wie so ganz anders beträgt sich der, den eine schnelle Veränderung auf einmal in beßre Umstände versetzt, die ihm noch ungewohnt und fremde sind! O die seltsamen, die gefährlichen Folgen, die ein solcher Wechsel für die Denkungsart der Menschen zu haben pflegt, verdienen es, M. Br., daß wir sie bemerken, daß wir sie ernsthaft und sorgfältig erwägen. Werden die erwünschtesten Veränderungen unsers Lebens, werden die größten Wohlthaten, die uns Gott erzeigt, durch die er uns auszeichnet und erhebt, nicht schädliche Versuchungen für uns werden, und wohl gar den Verlust unsrer Frömmigkeit und Tugend nach sich ziehen, wenn wir nie über die Gefahren nachgedacht haben, die mit einem plötzlichen Glücke verbunden sind? So sey uns denn das Evangelium, welches wir jetzt betrachten sollen, Veranlassung und Anweisung, dieser Sache weiter nachzuforschen, und unser Herz gegen den Betrug der Sünde auch auf dieser Seite zu verwahren. Gott segne selbst diese Stunde, und würdige uns seines Beystandes. Wir bitten um diese Gnade in stiller Andacht.

Evangelium, Luc. XVII. 11—19.

Und es begab sich, da er reisete gen Jerusalem, zog er mitten durch Samariam und Galiläam. Und als er in einen Markt kam, begegneten ihm zehen aussätzige Männer, die stunden von ferne, und erhuben ihre Stimme, und sprachen: Jesu, lieber Meister, erbarme dich unser. Und da er sie sahe, sprach er zu ihnen: Gehet hin, und zeiget euch den Priestern. Und es geschah, da sie hingiengen, wurden sie rein. Einer aber unter ihnen, da er sahe, daß er gesund worden war, kehrete er um, und preisete Gott mit lauter Stimme. Und fiel auf sein Angesicht zu seinen Füssen, und dankete ihm; und das war ein Samariter. Jesus aber antwortete, und sprach: Sind nicht ihrer zehen rein worden? Wo sind aber die neune? Hat sich sonst keiner funden, der wieder umkehrete, und gebe Gott die Ehre, denn dieser Fremdlinger? Und er sprach zu ihm: Stehe auf, gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen.

Nicht leicht kann eine glückliche Veränderung unerwarteter und schneller seyn, M. Z., als diejenige war, welche sich mit den zehn Aussätzigen im Evangelio zutrug. Diese Männer, die, ihrer Krankheit wegen aus der menschlichen Gesellschaft verstossen, als scheußliche Jammergestalten herumirrten; diese Elenden, die verlassen von Jedermann, selbst von ihren Verwandten und Freunden, auf nichts weiter rechnen konnten, als auf die schwache Handreichung, die sie sich einander selber leisteten; diese bedauernswürdigen Geschöpfe, die nichts weiter vor sich sahen, als noch einige Jahre voll Jammer, und am Ende derselben einen Tod, der ihre gequälte Seele endlich einem schon halb verweseten Körper entreissen würde; diese unbeschreiblich unglücklichen Menschen also werden durch das Machtwort Jesu auf einmal dem tiefsten Abgrund entrissen, der menschlichen Gesellschaft wiedergegeben, in den Schoos ihrer Familien zurückgeführt, mit neuen Kräften belebt, und in einen Zustand versetzt, den sie vorher nicht einmal wünschen, geschweige denn erwarten durften. Allein eben diese Männer geben uns auch durch den schändlichen Undank, welche sie gegen ihren Wohlthäter beweisen, sehr niederschlagende Erläuterungen über die Folgen, die ein so schneller Wechsel für die menschliche Tugend zu haben pflegt. Lasset uns bey diesen Erläuterungen verweilen, M. Br., so demüthigend sie auch seyn mögen, und über den nachtheiligen Einfluß des plötzlichen Glücks auf die Gesinnungen der Menschen diesmal weiter nachdenken, Es wird nöthig seyn, daß ich den Zusammenhang plötzlicher Veränderungen mit unsern Gesinnungen überhaupt ins Licht setze; hernach will ich den nachtheiligen Einfluß beschreiben, welchen insonderheit das plötzliche Glück auf dieselben hat; und zuletzt wollen wir sehen, wie diesem Einflusse vorgebeugt werden müsse.

Es werden sich die nachtheiligen Wirkungen, welche ein plötzliches Glück in den Gesinnungen der Menschen hervorzubringen pflegt, weit richtiger einsehen und beurtheilen lassen, M. Z., wenn ich den Zusammenhang überhaupt ins Licht setze, in welchem jede unerwartete Veränderung unsers Schicksals, sie sey angenehm, oder unangenehm, mit unsrer Denkungsart steht. Lasset uns also sehen, was eine plötzliche Veränderung unsers Schicksals sey, welchen Eindruck sie auf unsre Seele mache, und wie dieser Eindruck mit unsern Gesinnungen zusammenhänge.

Wir reden nämlich hier blos von solchen Veränderungen, die unsre äusserlichen Umstände, unsre Gesundheit, unser Vermögen, unsre Ehre, und mit einem Worte alles betreffen, was zu unserm irdischen Wohlseyn gehört. Erfolgen diese Veränderungen langsam und allmälig, sind sie die späte Frucht eigner Anstrengung und Arbeit, können wir sie lange vorhersehen, und werden nicht wider Vermuthen von ihnen überrascht: so werden auch die Einflüsse, die sie auf unsre Gesinnungen äussern, nur schwach seyn; ihre Wirksamkeit verliert durch die Langsamkeit, mit der sie zu Stande kommen. Allein dergleichen Veränderungen sind oft sehr unerwartet, und treten mit einer Schnelligkeit ein, bey der man sie nicht vorhersehen konnte. Dies geschieht gemeiniglich dann, wenn sie blos durch äußre Ursachen bewirkt werden, und unabhängig von unserm Verhalten sind; oder wenn wir sie wenigstens nicht so nahe glaubten, und vielleicht gar daran zweifelten, ob sie jemals erfolgen könnten. In diesem Sinne war das, was mit den Aussätzigen im Evangelio vorgieng, eine plötzliche Veränderung. Sie hieng von der zufälligen Zusammenkunft dieser Männer mit Jesu ab; sie rührte nicht von ihrem Verhalten, sondern von der Güte Jesu her; vorhergesehen konnte sie auf keine Weise werden, denn die Unglücklichen, welche mit dem

Aussatze behaftet waren, hielt man für unheilbar; und gesetzt, diese Elenden hätten doch noch eine schwache Hofnung zu ihrer Wiederherstellung genährt, so konnten sie dieselbe wenigstens nicht so bald vermuthen, sondern mußten sie vom langsamen Gange der Zeit erwarten. Plötzliche Veränderungen unsers Schicksals sind also Begebenheiten, durch die unser äusserliches Wohl weit eher anders wird, als es nach unsern Einsichten und Vermuthungen von der Zukunft geschehen konnte.

Hieraus ist der Eindruck verständlich, den sie, sie mögen angenehm oder unangenehm seyn, auf unsre Seele machen. Nothwendig bringen sie ein Befremden hervor, das unsre bisherigen Vorstellungen und Gedanken sehr merklich unterbricht. Alles Unerwartete, es bestehe, worin es wolle, veranlaßt dieses Stillestehen unsrer Gedanken, diese Verlegenheit der Seele, die sich nicht gleich zu helfen weiß, die sich genöthigt sieht, auf einmal eine Menge von fremden Vorstellungen aufzunehmen, auf welche sie nicht im mindesten vorbereitet war. Daher kommt es eben, M. Z., daß wir so auffer uns sind, wenn uns plötzlich etwas Angenehmes oder Unangenehmes widerfährt, daß unsre ganze Seele gleichsam arbeitet, sich dessen bewußt zu werden, was mit ihr vorgeht; daß uns alles eine Zeitlang ein Traum zu seyn scheint, dessen Wirklichkeit wir noch in Zweifel ziehen; daß wir zuletzt nicht mehr fähig sind, irgend etwas anders zu denken, als unsre neue Verfassung. Alle unsre vorigen Gedanken sind dann wie verschwunden; alles scheint uns verwandelt und anders; wir denken und empfinden nichts weiter, als was so plötzlich, so ganz wider unsre Erwartung vorgegangen ist.

Ist dies aber der Eindruck, den eine plötzliche Veränderung unsers Schicksals bey uns hervorbringt (und wer sollte dies nicht aus eigner Erfahrung wissen?): so läßt sich leicht einsehen, wie dieser Eindruck mit unsern Gesinnungen zusammenhänge. Unsre Gesinnungen nämlich sind der Inbe-

grif von Grundsätzen und Urtheilen, die uns so geläufig worden sind, daß unsre Gefühle und Handlungen sich darnach richten. Nun giebt uns aber jede plötzliche Veränderung unsrer Umstände eine Menge von neuen Vorstellungen, die wir vorher noch gar nicht hatten, oder doch nicht mit der Klarheit, nicht von der Seite, nicht in der Verknüpfung dachten, in der sie uns nun erscheinen. Nothwendig fangen wir also an, über vieles ganz anders zu urtheilen, als bisher, und unsre Meinungen nach den neuen Umständen zu formen. Hiezu kommt, daß das Neue, welches sich uns mit so grosser Gewalt aufdringt, unsre ganze Seele gleichsam erschüttert, und ihre vorigen Einsichten und Ueberzeugungen in Verwirrung bringt. Um so leichter wird es also unserm Geiste werden, auch ganz andre Grundsätze anzunehmen, und die alten, welche so viel von ihrer Kraft verloren haben, und zu der veränderten Lage der Dinge nicht recht zu passen scheinen, mit Gleichgültigkeit fahren zu lassen. Und so ist es denn sehr begreiflich, wie plötzliche Veränderungen unsers Schicksals mit unsern Gesinnungen zusammenhängen; warum diese selbst so sehr dabey verändert werden; und wie es zugeht, daß Menschen, die auf einmal glücklich oder unglücklich geworden sind, gleichsam verwandelt scheinen, und sich nicht mehr ähnlich sehen. Es ist nur der Vorzug seltner ausserordentlicher Menschen, über alle Zufälle erhaben zu seyn, und sich in Glück und Unglück immer gleich zu bleiben; jedes gewöhnliche menschliche Geschöpf ändert mehr oder weniger seine Gesinnungen, sobald es eine plötzliche Veränderung seines Schicksals erfährt.

Doch ich wollte heute blos den nachtheiligen Einfluß des plötzlichen Glücks auf die Gesinnungen der Menschen beschreiben, denn dies ist die Betrachtung, auf die uns das Verhalten der Aussätzigen im Evangelio leitet. Es ist nämlich theils aus der Natur solcher Veränderungen verständlich, theils nach der Erfahrung gewiß, daß flüchti-

ger Leichtsinn, daß Vergessen der vorigen Grundsätze und Empfindungen, daß Selbstgefälligkeit und Hochmuth, daß endlich Fühllosigkeit gegen Unglückliche die gewöhnlichen Wirkungen sind, die ein plötzliches Glück bey denen hervorbringt, die es erfahren.

Flüchtiger Leichtsinn ist die erste dieser Wirkungen. Denn was anders als dieser Leichtsinn konnte die neun Aussätzigen im Evangelio hindern, zu ihrem Wohlthäter zurückzukehren, sobald sie sich geheilt sahen, und ihm für das neue Leben zu danken, das er ihnen geschenkt hatte? Aber bemerket, welchen Schwung ihr flüchtiger Geist von der neuen Kraft empfängt, die er in seinem Körper fühlt. Kaum sind sie von Jesu weggegangen, so sehen sie ihren Aussatz verschwinden, so empfinden sie es, daß sie sich den Priestern zeigen, und erwarten dürfen, von diesen für rein erklärt zu werden. Dieser frohe Gedanke verbreitet über sie eine so ausschweifende liechtsinnige Freude, daß sie nicht einmal den kleinen Weg zurück machen wollen, um Jesu für ihre Heiluug zu danken, soudern nur nach Jerusalem eilen, um im Tempel das Zeugniß ihrer Reinigkeit zu erhalten. Und was ist natürlicher, M. Z., als daß ein plötzliches Glück die Seele mit einem solchen Leichtsinn erfülle? Jede lebhafte Freude giebt unserm Geist einen gewissen freyen Schwung, unsern Gedanken eine schnelle leichte Folge, die das gerade Gegentheil von Ernst und Bedachtsamkeit ist, und uns, wenn wir uns nicht bey Zeiten mässigen, zum Leichtsinn vorbereitet. Wann ist aber unsre Freude lebhafter, als wenn uns eine glückliche Veränderung plötzlich überrascht, und eben dadurch doppelt angenehm wird? Wie oft schreibt sich also jener Leichtsinn, der so Manchen von einer Thorheit zu der andern, wohl gar von einer Ausschweifung zur andern fortreißt, von dem Zeitpuncte eines plötzlichen Glücks her, das ihm begegnete! Wie Mancher, der in seiner Dürftigkeit ernsthaft und bedachtsam war, ist flüchtig und unbesonnen, seitdem

er schnell reich geworden ist! Wie mancher, der an einem wichtigen Entwurfe mit vorsichtiger Ueberlegung arbeitete, überläßt sich allen Ausschweifungen des Leichtsinns, seitdem ihm alles wider Erwarten gelungen ist! Wie mancher scheint blos deswegen von einer gefährlichen Krankheit genesen zu seyn, um desto gedankenloser in den Tag hinein zu leben! Es ist sehr gewöhnlich, es ist leicht begreiflich, daß flüchtiger Leichtsinn die nachtheilige Wirkung haben kann, die ein plötzliches Glück in unsern Gesinnungen hervorbringt.

Und so kann denn aus demselben auch ein Vergessen der vorigen Grundsätze und Empfindungen entspringen. Wie viel Ehrfurcht gegen Jesum, wie viel Aufmerksamkeit auf ihn, wie viel Vertrauen zu ihm äussern die Aussätzigen im Evangelio, so lange sie noch die Schmerzen ihrer Krankheit empfinden. Aber wie schnell ist dies alles vergessen und verschwunden, sobald sie sich geheilt sehen; wie wenig denken sie an den Urheber ihres Glücks zurück, dem sie immerwährenden innigen Dank angelobt haben würden, wenn er dies hätte zur Bedingung ihrer Genesung machen wollen! Während ihrer Krankheit hatten sie einen Samariter unter sich geduldet, der ein gleiches Schicksal mit ihnen hatte; das Unglück hatte sie zu Freunden eines Menschen gemacht, mit welchem sie als Juden keinen Umgang hätten pflegen sollen. Aber diese ganze Freundschaft ist auch auf einmal zu Ende, der bisherige Grundsatz vernünftiger Duldung ist verschwunden, sobald sie sich gesund fühlen; nun kennen sie den verächtlichen Irrgläubigen nicht mehr, nicht einmal umkehren wollen sie mehr mit ihm, um ihrem gemeinschaftlichen Wohlthäter ihren Dank zu bringen. Soll ich euch an ähnliche Fälle erinnern, M. Z., die das tägliche Leben in Menge enthält? Wo sind jene Vorsätze, wo sind jene frommen Entschliessungen und Gelübde, die so Mancher auf seinem Krankenbette faßt und thut, wenn Gefahr des Todes ihm droht? Ist es nicht, als ob sie seinem Gedächtniß auf einmal entfallen

len

len seyen, als ob er gar nichts mehr davon wisse, sobald die Gefahr vorbey ist? Wo sind die Gesinnungen der Liebe, der Zärtlichkeit, der Freundschaft bey so Manchem, den ein unerwartetes Glück plötzlich über uns erhoben hat? Ist es nicht, als ob er vergessen hätte, wer wir sind, als ob er uns nicht mehr kennte; ist es nicht, als ob das Andenken an alles, was er ehemals gegen uns empfand, und was wir ehemals ihm waren, erloschen wäre, seitdem er nicht mehr unsers Gleichen ist? Wo sind jene Gesinnungen der Menschenliebe, des thätigen Fleißes, der Arbeitsamkeit, der strengen Ordnung, die jener Reiche hatte, als er noch arm war? Ist es nicht, als ob sein plötzliches Glück ihn zu einem andern Menschen gemacht, jene Tugend vertilgt, und die entgegenstehenden Fehler an ihre Stelle gesetzt hätte? Es ist sehr gewöhnlich, es ist leicht begreiflich, daß Vergessen der vorigen Grundsätze und Empfindungen die nachtheilige Wirkung seyn kann, die ein plötzliches Glück in unsern Gesinnungen hervorbringt.

Aber eben so leicht wirkt es auch Selbstgefälligkeit und Hochmuth. Denn was ist natürlicher, als daß wir anfangen, eine hohe Meinung von uns selbst zu fassen, sobald wir uns für Günstlinge des Glücks halten, denen nicht leicht etwas fehl schlägt; sobald wir uns wider Vermuthen in dem Besitz solcher Güter und Vorzüge sehen, durch die wir auf einmal weit mehr vermögen, als sonst. Wie leicht schreiben wir dann auf die Rechnung unsrer Verdienste, unsrer vorzüglichen Würdigkeit, unsrer ungemeinen Kräfte und Talente, was Zufall war, und seinen Grund in ganz andern Ursachen hatte. Finden sich nicht noch überdieß bald niedrige Schmeichler, welche diesen Wahn bestärken, welche von Eigennutz getrieben sich vor uns demüthigen, und unserm Stolze Nahrung verschaffen? Sehet auf die, die ein plötzliches Glück aus der Niedrigkeit und Armuth in beßre Umstände versetzt hat; nur selten werdet ihr diese nachtheilige Folge desselben

an ihnen vermissen. Wie unleidlich ist gemeiniglich der Dünkel dieser schnell Erhobnen; wie wenig wissen sie sich in ihre neue Grösse zu finden; mit welcher Selbstgefälligkeit und Eigenliebe sehen sie auf alles herab, was ihrer Meinung nach tiefer steht, als sie; wie deutlich geben sie, selbst durch diesen Hochmuth, zu erkennen, ihr veränderter Zustand sey ihnen noch ungewohnt und fremde; wie stark fällt es in die Augen, daß sie vor kurzem noch sehr niedrig gewesen seyn müssen, weil der, welcher sich schon lang auf einem etwas höhern Standpuncte befunden hat, auf einen so wenig bedeutenden, und doch oft so beschwerlichen Vorzug unmöglich stolz seyn kann. Es ist sehr gewöhnlich, es ist sehr begreiflich, daß Selbstgefälligkeit und Hochmuth die nachtheilige Wirkung seyn kann, die ein plötzliches Glück in unsern Gesinnungen hervorbringt.

Ich muß noch hinzusetzen, sogar Fühllosigkeit gegen Elende pflegt aus solchen plötzlichen Wendungen unsers Schicksals zu entspringen. Zwar dem ersten Anblick nach scheint dies unmöglich zu seyn; sollte der, welcher noch vor kurzem unglücklich gewesen ist, sein Herz gegen die Mitgenossen seiner Leiden verschliessen, und sich gleichgültig von ihnen wegwenden? Aber o er wird es, M. Z., er wird es, je unvermutheter und schneller die glückliche Veränderung erfolgt ist, die ihn gerettet hat. Denn bringt eine solche Veränderung durch die Gewalt, mit der sie auf die Seele wirkt, nicht ein Vergessen des vorigen Zustandes, eine Verdunkelung unsrer ehemaligen Gefühle und Erfahrungen hervor? Hat die neue Verfassung, in welcher ein schnell Erhobner sich befindet, nicht so viel Angenehmes für ihn, daß das Andenken an die ehemalige Erniedrigung ihm verhaßt wird? Hält er es daher nicht für eine Art von Beleidigung, wenn man ihn daran erinnert, daß auch er einst arm und niedrig war? Ist es ihm nicht peinlich, die Unglücklichen zu sehen, die ihm sagen können, er sey ihres Gleichen gewesen? Glaubt er nicht wohl gar, es gehöre zu dem Betragen,

welches sein jetziger Zustand nöthig mache, daß er sich anstelle, als ob er nie etwas anders gewesen wäre, als ob ihm die Noth des Leidenden unbekannt sey, und er nicht wisse, wie der Elende denke und empfinde? Ist es also nicht sehr begreiflich, wie ein plötzliches Glück den, der nicht sorgfältig über sein Herz wacht, unempfindlich und hart machen kann? Kann man es in der Erfahrung ohne Widerwillen und Abscheu bemerken, daß oft gerade die gegen ihre niedrigen und leidenden Brüder die Unbarmherzigsten und Gleichgültigsten sind, die Gott ohne ihr Verdienst aus dem Staub erhoben, und in glückliche Umstände versetzt hat?

Doch dies wird genug seyn, den nachtheiligen Einfluß zu beschreiben, den plötzliches Glück auf die Gesinnungen der Menschen zu haben pflegt. Aber eben darum, weil er so gefährlich ist, dieser Einfluß, und doch so leicht und natürlich erfolgt, müssen wir noch sehen, wie ihm vorgebeugt werden könne. Daß alle die Fehler, die ich vorhin genannt habe, nicht nothwendige und unvermeidliche Wirkungen des plötzlichen Glücks sind, sehet ihr aus dem Beyspiel des Samariters. Mit der freudigsten Rührung kehrt er zu seinem Wohlthäter zurück, und äussert da die Gesinnungen eines Dankbaren, durch eine so erwünschte Veränderung nicht im mindesten verderbten Herzens. Aber er ist unter Zehen der Einzige, M. Z., der den schädlichen Einfluß des plötzlichen Glücks nicht empfindet; wie gewöhnlich muß es also seyn, daß unsre Natur in solchen Fällen unterliegt; wie viel Ursache müssen wir haben, so nachtheiligen Folgen glücklicher Veränderungen auf alle Art entgegen zu arbeiten.

Und so lasset uns denn den flüchtigen Leichtsinn, der aus plötzlichem Glück so natürlich entspringt, durch vernünftiges Nachdenken mässigen. Denn nur dann bemächtigt sich unsrer Seele eine ausschweifende Freude, M. Z., wenn wir blos der Vorstellung dessen nachhängen, was uns Angenehmes widerfahren ist. Wie leicht können wir aber

dieser schädlichen Lebhaftigkeit vorbeugen, wenn wir uns nur gewöhnen wollen, bey einer erwünschten Veränderung an alles das zu denken, woran vernünftige Menschen und dankbare Christen denken sollen? Wird uns ein plötzliches Glück leichtsinnig machen können, wenn wir uns voll Rührung vor dem niederwerfen, der die Schicksale der Menschen regiert; wenn der ernste heilige Gedanke an Gott das erste ist, was in unsrer Seele dabey rege wird? Wird uns ein plötzliches Glück leichtsinnig machen können, wenn wir uns stets unsrer Unwürdigkeit bewußt sind, wenn wir uns die grosse Wahrheit täglich vorhalten, alles Gute, das uns zu Theil wird, sey unverdiente Gnade? Wird plötzliches Glück uns leichtsinnig machen können, wenn wir uns dabey erinnern, daß es uns neue Pflichten auflegt, daß es uns neuen Gefahren aussetzt, daß ein Tag der Rechenschaft kommt, wo wir auch für diesen neuen Zuwachs unsers Wohlstandes verantwortlich seyn werden? Wird plötzliches Glück uns leichtsinnig machen können, wenn wir gewohnt sind, alles Gute, das wir empfangen, als ein Mittel zu betrachten, wodurch wir selbst Gutes schaffen müssen, es als ein Pfund anzusehen, das uns blos anvertraut ist, und welches wir mit Wucher zurückgeben sollen? Dies sind die Gedanken, dies sind die Ueberlegungen, die in der Seele des weisen Christen zuerst erwachen, wenn eine glückliche Veränderung mit ihm vorgeht. Sollte eine solche Veränderung uns mit flüchtigem Leichtsinn erfüllen können, wenn wir sie mit einer solchen Fassung aufnehmen? Und fürchtet nicht, M. Br., daß dieses ernsthafte Nachdenken eure Freude stören, und euer Vergnügen vermindern werde. Wie wäre dies möglich? Ist innige Dankbarkeit gegen Gott nicht die höchste Freude? Ist jene Wehmuth, die man im Glück über seine Unwürdigkeit vor Gott fühlt, nicht das reinste Vergnügen? Ist der Gedanke, der edle Vorsatz, nun recht Vielen helfen, recht viel Mitbrüder erquicken, recht viel Gutes stiften zu wollen, und das Gefühl,

es auch zu können, nicht wahre Seligkeit? O als weise Menschen, als dankbare Christen lasset uns jede Gunstbezeugnng des plötzlichen Glücks annehmen, so wird es nicht möglich seyn, daß flüchtiger Leichtsinn sich unsrer bemächtigen könnte.

Und dann werden wir dem Vergessen der vorigen Grundsätze und Empfindungen dadurch vorbeugen können, daß wir uns die aus unserm Glück entspringenden neuen Pflichten fleissig vorstellen. Denn saget selbst, M. Br., würde sich irgend Jemand bey plötzlichem Glücke vergessen können, wenn man gewohnt wäre, an die neuen, höhern, stärkern Verbindlichkeiten zu denken, die es uns auflegt? Bist du wider Vermuthen reich geworden, wahrlich du hast nicht nöthig, deiner armen Freunde dich zu schämen; bedenken sollst du, daß Gott es dir nun zur Pflicht gemacht hat, ihr Versorger zu seyn, und ihnen Gutes zu thun. Hat eine schnelle Veränderung dich höher hinaufgerückt, und dir einen wichtigern Posten angewiesen: wahrlich, du hast nicht nöthig, deine vorige Bescheidenheit abzulegen; bedenken sollst du, daß Gott es dir nun zur Pflicht gemacht hat, noch herablassender zu seyn, und für Niedrigere ein nachahmungswürdiges Beyspiel jeder Tugend zu werden. Ist dein Vorhaben dir auf eine unerwartete Art geglückt: wahrlich, du hast nicht nöthig, deinen bisherigen Fleiß zu vergessen, und nachlässig zu werden; bedenken sollst du, daß Gott dich durch dieses Glück zu neuer und größrer Anstrengung auffordert. Sind wir so gesinnt, M. Br., so werden die günstigen Wendungen unsers Schicksals das Gute nie zerstören, das wir schon an uns hatten; sondern erinnern, antreiben, ermuntern werden sie uns, darauf fortzubauen, es zu erweitern, es zu befestigen. Die fleissige Vorstellung der aus unserm Glück entspringenden neuen Pflichten wird erwünschte Veränderungen in Wohlthaten Gottes von doppelter Wichtigkeit für uns verwandeln; sie werden dann nicht blos unsre äussern Um-

stände verbessern, sondern auch unsre Tugend beförDern.

Die Selbstgefälligkeit und der Hochmuth aber, die sich aus einem plötzlichen Glücke so leicht entwickeln, werden wir am besten unterdrücken können, wenn wir genau untersuchen, wie viel wir selbst zu demselben beygetragen haben. Ach wie wenig werden wir in Versuchung gerathen, auf eine glückliche Veränderung stolz zu seyn, wenn wirs uns eingestehen wollen, wie wenig sie unser Werk ist! Lasset uns abrechnen, M. Br., was bey den Veränderungen unsers Lebens von uns gar nicht abhängt, die äussern Ursachen, die uns nicht gehorchen, und die mannichfaltigen Vortheile, die wir uns nicht selbst verschaffen konnten; lasset uns abrechnen, was wir bey dem Glücke, das uns widerfährt, den günstigen Umständen, unsern Verbindungen, der Gefälligkeit, dem Diensteifer, der Wirksamkeit, oft selbst der Leidenschaft und dem Unverstand Andrer schuldig sind; lasset uns überlegen, wie viel wir durch unsre Unvorsichtigkeit, durch unsre Trägheit, und durch Fehler aller Art dazu beygetragen haben, glückliche Wendungen unsers Schicksals zu erschweren und zu verhindern; lasset uns endlich eingestehen, daß wir überhaupt nichts, gar nichts haben, was wir nicht empfangen hätten, und daß wir selbst unsre Kräfte der unverdienten Huld unsers Schöpfers zu verdanken haben: dies alles lasset uns überlegen und mit einander vergleichen, und saget dann selbst, was bleibt uns übrig, worauf wir stolz seyn könnten, wenn uns ein plötzliches Glück widerfährt, was kann uns berechtigen, unsre weniger begnadigten Brüder zu verachten?

Wollen wir endlich jener Fühllosigkeit gegen Elende begegnen, die so häufig die schädliche Wirkung eines plötzlichen Glücks ist, so lasset uns nur mit unsern Gedanken fleissig in unser verflossenes Leben zurückkehren. Denn nicht vergessen wollen wir uns, M. Br., wenn es uns besser geht, als zuvor;

eben diese merkliche Abwechslung unsrer Umstände sey eine Ermunterung für uns, recht oft Vergleichungen anzustellen zwischen dem, was wir ietzt sind, und zwischen dem, was wir ehemals waren. Je öfter wir dies thun, je lebhafter wir uns die ganze Reihe unsrer Schicksale vorstellen: desto mehr werden unsre ehemaligen Gefühle sich in uns erneuern; desto stärker werden wir empfinden, wie dem Armen zu Muthe ist, wenn wir einst selbst arm waren; wie der Gedrückte und Niedrige denkt, wenn wir einst selbst unter dem Drucke lebten; was der Kranke fühlt, wenn wir einst selbst so litten; desto mehr Fähigkeit, durch das Elend und den Jammer Andrer gerührt zu werden, werden wir selbst im Glücke beybehalten, und so dir, dir nachahmen, Herr Jesu, der du auch in der Herrlichkeit ein treuer Hoherpriester bist, und Mitleiden haben kannst mit unsrer Schwachheit. Du sitzest zur Rechten der Majestät im Himmel, und bist Herrscher über alles; aber die Herrlichkeit des Himmels hat jene Liebe, jenes zarte menschliche Gefühl nicht geschwächt, mit welchem du in deiner Niedrigkeit der Freund, der Trost, der Wohlthäter aller Leidenden warst. Ach was wären wir, wenn die kleinen unbedeutenden Veränderungen dieses Lebens uns gegen die verhärteten, die du, Sohn des Allmächtigen, würdigest, deine Brüder zu nennen! Nein, den Weg der Liebe, der Sanftmuth, des Wohlwollens wollen wir betreten, der dich zur Herrlichkeit führte; wir wollen uns bestreben, gesinnt zu seyn, wie du. O gieb uns deinen Geist, Herr Jesu, gieb uns deinen Sinn; Amen.

53.

Am fünfzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Nichts muß für den ernsthaften und nachdenkenden Beobachter dessen, was auf Erden geschieht, merkwürdiger seyn, M. Z., als das verworrene Schauspiel der menschlichen Bestrebungen. So zahlreich auch das menschliche Geschlecht ist; so groß auch die Unterschiede des Alters, des Standes und des Volks sind; so weit auch die äussern Umstände, Verfassungen und Einrichtungen von einander abweichen, in welchen die Menschen einzeln sich befinden und leben: so ist doch alles in unaufhörlicher Bewegung; alles verfolgt gewisse Endzwecke; alles strebt, seine Kräfte zu äussern und sein Daseyn durch gewisse Wirkungen zu erkennen zu geben. Und welch ein Kampf, welch ein seltsames Gemisch einander entgegenlaufender Bestrebungen entspringt aus dieser Bemühung! Je stärker der innre Trieb ist, welcher die Menschen in Bewegung setzt; je weiter sie sich mit ihrer Geschäftigkeit ausbreiten, und je mehr Gegenstände sie in den Umkreis derselben ziehen: desto leichter begegnen sie einander, desto gewisser werden sie einander hinderlich, desto mehr sehen sie sich genöthigt, entweder einander auszuweichen, oder sich in einen Streit einzulassen, dessen Ausgang immer ungewiß ist. Ein immerwährendes Jagen nach gewissen Vortheilen; ein ängstliches Bestreben, es Andern zuvorzuthun, und ihnen den Rang abzulaufen; ein unabläßiges Aufbieten aller nur mög-

lichen Künste, sich Andern bemerklich und wichtig zu machen; eine fast unglaubliche Anstrengung endlich, die Qual der langen Weile abzuwenden, und jeden Augenblick des Lebens mit angenehmen Unterhaltungen auszufüllen: dies ist es, was bey der menschlichen Thätigkeit am meisten in die Augen fällt, was man wahrnimmt, man mag auf Erden hinsehen, wo man will.

Aber unmöglich kann dem, der dieses sonderbare Schauspiel mit Nachdenken betrachtet, die Bemerkung entgehen, M. Z., daß bey weitem die meisten dieser Bestrebungen eitel sind, und nie eine Wirkung hervorbringen, mit der die Vernunft zufrieden seyn könnte. Ach unzählige Menschen, die ihre Kräfte das ganze Leben hindurch angestrengt haben, und unaufhörlich in unruhiger Bewegung gewesen sind, verschwinden beym Tod aus der menschlichen Gesellschaft, ohne auch nur eine merkwürdige und dauerhafte Spur ihres Daseyns zurückzulassen. Es giebt Absichten und Entwürfe, an deren Ausführung ganze Gesellschaften, ganze Völker mit einem ungeheuern Aufwande von Kraft seit Jahrhunderten arbeiten, und die noch immer unvollendet sind, von denen es sogar ungewiß ist, ob sie jemals vollendet werden können. Und wem wird es nicht beym Nachdenken über sein tägliches Thun und Wirken, mehr als ihm lieb ist, deutlich, daß er sich häufig ganz umsonst anstrengt, daß er seine Zeit und seine Kräfte in unzähligen fruchtlosen Handlungen verschwendet, und daß er nach den fortgesetzten treuen Bemühungen vieler Jahre seinem Endzweck noch um keinen Schritt näher ist.

Sollte es denn das traurige Loos der Menschen seyn, zu wirken, und nichts auszurichten, unaufhörlich Bewegungen zu machen, und nicht weiter zu kommen; sollte ein grausames unwidertreibliches Schicksal sie dazu bestimmt haben, sich einige Jahre hindurch in einer zwecklosen Anstrengung zu erschöpfen, und dann ohne allen wahren Gewinn von dem

Schauplatz dieses eitlen Tumults wieder abzutreten? O wie wären wir zu bedauern, M. Br., wenn dies so wäre, wenn es nicht in unsrer Macht stünde, unnützen Bemühungen vorzubeugen, und unsrer Thätigkeit eine weise, fruchtbare, noch für eine andre Welt wichtige Einrichtung zu geben! Höret den, der vom Himmel auf die Erde gekommen ist, das größte Geschäft zu vollenden, das man jemals unternommen hat; höret den Sohn Gottes im heutigen Evangelio über menschliches Thun und Wirken urtheilen: und ihr werdet die Ursachen kennen lernen, warum unsre Bemühungen so oft thöricht und eitel sind; ihr werdet aber auch überzeugt werden daß es möglich sey, Absicht und Zusammenhang in unsre Bestrebungen zu bringen, und Früchte zu schaffen, die noch in der Ewigkeit genossen werden können. O laß es uns gelingen, Herr Jesu, dir nachzuahmen! Laß uns gleichgültig gegen alles, was eines vernünftigen, zu ewigdaurenden Endzwecken bestimmten Wesens unwürdig ist, alle unsre Kräfte, alle unsre Bestrebungen auf das allein richten, was du uns als das rechte Ziel angewiesen hast. Auf dich soll unser Blick gerichtet seyn; dir, der das Werk des Vaters so herrlich vollendet hat, dir, dem Führer zur Tugend und zur Unsterblichkeit, wollen wir folgen. Wir flehen um deinen Segen in stillen Gebeten.

Evangelium: Matth. VI. v. 24—34.

Niemand kann zweyen Herren dienen, entweder er wird einen hassen, und den andern lieben; oder wird einem anhangen, und den andern verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mamon. Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise? Und der Leib mehr, denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie erndten nicht, sie sammlen nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernähret sie doch. Seyd ihr denn nicht viel mehr denn sie? Wer ist unter euch, der

seiner Länge eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorget? Und warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen: sie Arbeiten nicht, auch Spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet, und morgen in den Ofen geworfen wird: sollte er das nicht vielmehr euch thun? O ihr Kleingläubigen! Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allen trachten die Heiden: denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr des alles bedürfet. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Darum sorget nicht für den andern morgen, denn der morgende Tag wird für das seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.

Voll von treffenden Bemerkungen über das Thörichte, Zwecklose und Eitle in der Thätigkeit und den Bestrebungen der Menschen ist das vorgelesene Evangelium, M. Z. Wir dürfen die Erinnerungen Jesu in demselben nur sammeln, um dadurch auf alles geführt zu werden, was zu dieser Eitelkeit gehört. Aber noch mehr. Jesu läßt es nicht dabey bewenden, zu zeigen, wie vergeblich und widersinnig die menschlichen Sorgen und Bemühungen zu seyn pflegen: er giebt auch eine Anweisung, wie alles besser einzurichten sey, und welches Ziel unser Streben haben müsse, wenn es nützlich und weise seyn soll. Lasset uns diesen wichtigen Inhalt des Evangelii auch zum Inhalt unsrer heutigen Betrachtungen wählen; lasset uns untersuchen: wozu uns das Eitle antreiben soll, das in der gewöhnlichen Geschäftigkeit der Menschen herrscht. Wir wollen vor allen Dingen dieses Eitle, nach Anleitung des Evangelii genauer kennen lernen; hernach aber sehen, wozu es uns antreiben soll.

Unsre Geschäftigkeit ist eitel, M. Z., wenn sie entweder gar keine Absicht hat, sondern ein unver-

nünftiges Wirken ohne Ursache und Ueberlegung ist; oder wenn sie doch das nicht ausrichtet, und nicht ausrichten kann, was wir uns dabey vorgesetzt hatten. Weit häufiger, als man denken sollte, tritt der Fall ein, wo unsre Geschäftigkeit ohne allen, oder doch ohne den gewünschten Erfolg bleibt, und es ist wohl der Mühe werth, daß wir uns das Eitle, welches in der gewöhnlichen Thätigkeit der Menschen herrscht, nach seinen mannichfaltigen Arten und Gestalten vorstellen. Es besteht nämlich, nach den Belehrungen des Evangelii, und nach dem Ausspruch der Erfahrung in unüberlegten, in ängstlichen, in geringfügigen, in fruchtlosen, und endlich sogar in widersprechenden Bemühungen; lasset mich von jeder Gattung besonders reden.

Das Eitle in der gewöhnlichen Geschäftigkeit der Menschen besteht in unüberlegten Bemühungen, in Handlungen, die man unternimmt, ohne vorher darüber nachgedacht zu haben, bey denen man blos blinden Antrieben folgt. Denn unmöglich können wirs läugnen, M. Z., daß unser Hang zum Wirken, daß die Beweglichkeit unsers Leibes und aller seiner Glieder, daß der gewaltige unwiderstehliche Trieb, uns auf irgend eine Art zu äussern und unsre Kraft anzuwenden, in unzähligen Fällen der Vernunft zuvorkommt, daß wir oft schon thätig sind, uns oft schon zu einem grossen Eifer erwärmt haben, ohne noch zu wissen, was wir eigentlich wollen, ohne uns und Andern über unser Benehmen Rechenschaft geben zu können. Wer aufmerksam auf sich selbst ist, wer die ganze Folge seiner Handlungen mit Nachdenken zu prüfen pflegt: der wird sich fast täglich bey solchen unüberlegten Bewegungen antreffen; er wird finden, daß er bey der Zerstreuung, in welcher die Seele sich zuweilen vergißt, und bey dem immerwährenden Einfluß, den so viel sinnliche Gegenstände auf ihn äussern, tausend Dinge unternimmt, die er nicht vernünftig beschlossen hatte,

daß er sich oft genöthigt sieht, erst hinterher noch eine Absicht mit Thätigkeiten zu verbinden, die schon zur Ausführung gediehen waren. Wir verschwenden Worte, wir verrichten Gänge, wir fangen Arbeiten an, wir unterziehen uns Geschäften, ohne sagen zu können, wozu sie dienen sollen; es giebt Menschen, die unaufhörlich in Bewegung sind, die man nach dem Geräusch, welches sie machen, und nach der Eilfertigkeit zu urtheilen, mit welcher sie sich von einer Sache in die andre stürzen, für die thätigsten Arbeiter halten sollte; und die doch nie einen vernünftigen Endzweck haben, die nie überlegen, was sie denn eigentlich bewirken wollen, die aber auch eben daher nie etwas wirklich Nützliches und Beträchtliches zu Stande bringen. Denn darf es uns befremden, wenn bey Dingen, die ohne vernünftiges Bewußtseyn unternommen waren, nichts herauskommt; wenn wir bey solchen blindlings und aufs gerathewohl angefangenen Geschäften uns zuletzt betrogen sehen; wenn solche zwecklose Anstrengungen nichts weiter sind, als eine Verschwendung unsrer Zeit und unsrer Kräfte? Ein grosser Theil des Eiteln, welches in der gewöhnlichen Geschäftigkeit der Menschen herrscht, besteht in unüberlegten Bemühungen.

Hiezu kommt eine Menge von ängstlichen, eine Menge von Sorgen und kummervollen Bewegungen, zu denen man keine vernünftige Ursache hat, durch die wenigstens nichts ausgerichtet, und in den vorhandnen Umständen abgeändert werden kann. Diese Art des Eiteln in unsern Bestrebungen tadelt Jesus im Evangelio. Sorget nicht für euer Leben, sagt er, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Sorget nicht für den andern Morgen, setzt er hinzu, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen; es ist genug, daß ein jeg-

licher Tag seine eigne Plage habe. Aus dem ganzen Zusammenhang, und aus den sonstigen Erklärungen Jesu ist es offenbar, daß er hier nicht von einer vernünftigen Sorge für die Zukunft, nicht von einer pflichtmässigen Bemühung redet, sich seinen Unterhalt zu verschaffen, und das Glück seines Lebens zu befördern; nein, jenes ängstliche Wesen, jene Kleinmüthigkeit, die immer ein Unglück fürchtet; jene unruhige Bangigkeit, die sich überall vorsehen und verwahren will, weil sie immer das Schlimmste erwartet; jenes unverständige Zittern vor möglichen Gefahren und Uebeln verwirft er; er klagt die Thorheit an, welche sich den Genuß des gegenwärtigen Augenblicks durch unnöthige Bedenklichkeiten, und vergebliche Vorkehrungen verdirbt. Lasset es uns eingestehen, ein grosser Theil unsrer Geschäftigkeit besteht in solchen überflüssigen Sorgen. Wir lassen uns durch Umstände beunruhigen, die nicht in unsrer Gewalt sind; wir arbeiten, Uebel und Unfälle abzuwenden, die uns nicht drohen; wir lassen uns durch Kleinigkeiten schrecken, die wir verachten sollten; wir sind oft recht erfinderisch, da Gefahren zu erdichten, wo keine sind, und uns durch eingebildetes Unglück zu einem sehr überflüssigen Geräusch zu empören. Je geneigter wir zur Schwermuth und zu einem finstern mürrischen Wesen sind; je mehr unser Geist durch die Einflüsse eines kränklichen Körpers geängstigt wird; je mehr wir endlich von den Blendwerken des Aberglaubens und eines ungegründeten Argwohns gegen die Menschen bethört werden: desto mehr werden wir unsre Zeit und unsre Kraft auf unnöthiges Sorgen wenden, desto mehr wird sichs bey unsrer ganzen Thätigkeit zeigen, daß die gewöhnliche Geschäftigkeit der Menschen oft darum so viel Eitles enthält, weil sie eine Menge von ängstlichen Bemühungen äussern.

Setzet die geringfügigen hinzu; d. h. diejenigen, die zwar nicht ohne alle Wirkung bleiben,

aber auf Dinge gerichtet sind, die kein so sorgfältiges Bestreben verdienen. Denn wahrlich nicht ohne Mitleiden, nicht ohne inniges Bedauern kann man die Kleinigkeiten wahrnehmen, mit denen unzählige Menschen ihre Zeit ausfüllen, und ihre Kräfte beschäftigen; nicht ohne unwillig zu werden, kann man den Ernst, den ausserordentlichen Eifer, und die Miene von Wichtigkeit wahrnehmen, mit welcher sie die geringfügigsten Gegenstände von der Welt betreiben. Jener eiserne Fleiß, jene unsägliche Geduld, mit welcher so mancher Gelehrte bemüht ist, Dinge zu sammeln und zu berichtigen, die keinem Menschen etwas helfen können; jene pünctliche Genauigkeit, die kein Gebot des eingeführten Wohlstandes verletzt, es sey auch noch so gering, die eine Menge von Zeit aufopfert, um Andern durch eine zudringliche Höflichkeit beschwerlich zu werden; jene unglaubliche Geschäftigkeit und Begierde, mit welcher so viele Menschen die Neuigkeiten des Tags einsammeln, und gar nicht müde werden, Erkundigungen aller Art anzustellen; jene lächerliche Sorgfalt, mit welcher so manches eitle Weib einen grossen Theil ihrer Zeit dazu anwendet, die wichtigen Angelegenheiten ihres Putzes in Ordnung zu bringen, und jeden neuen Befehl der Mode gebührende Folge zu leisten; jene ausserordentliche Thätigkeit, mit der man Vergnügungen an Vergnügungen zu reihen, und immer neue Mittel der Zerstreuung ausfindig zu machen sucht; jenes Tändeln mit einer Menge von Nebendingen, die zwar gebraucht werden können, uns in müssigen Stunden zur Erholung zu dienen, aber nie ein Geschäft werden dürfen, das ernsthaftern Arbeiten nachtheilig wird; diese und unzählige andre Bemühungen, mit denen der Geist der Eitelkeit, des Müssiggangs, der Weichlichkeit und der Wollust sich nothwendig abgeben zu müssen glaubt, und auf die er sich wohl gar etwas zu Gute thut: sind sie, ich bitte euch, etwas anders, als

eitle Bestrebungen, etwas anders, als ein unverantwortliches Verschwenden der kostbaren Stunden, die Gott uns zu weit wichtigern Dingen geschenkt hat; werden wir einst bey unserm Abschied von der Erde mit Zufriedenheit auf sie hinblicken, werden wir behaupten können, etwas durch sie ausgerichtet zu haben, das der Mühe werth war? O es herrscht viel Eitles in der gewöhnlichen Geschäftigkeit der Menschen, da sie so viel geringfügigen Bemühungen nachhängen.

Und wie viel dieser Bemühungen sind fruchtlos, betreffen Gegenstände und Absichten, die entweder gar nicht, oder doch nicht so erreicht werden können, wie man sie erreichen will. Wer ist unter euch, sagt Jesus im Evangelio, der seiner Länge eine Elle zusetzen möge, ob er gleich dafür sorget? Daß die Sorge, wider alle Gesetze der Natur seine Natur zu vergrössern, oder sein Leben über das einmal festgesetzte Ziel hinaus zu verlängern, ein fruchtloses Bestreben seyn würde, fällt sogleich in die Augen. Aber wahrlich, unzählige Dinge, womit die Menschen sich täglich beschäftigen, denen sie einen grossen Theil ihrer Zeit und ihrer Kraft aufopfern, denen sie zuweilen das ganze Leben hindurch mit unglaublichem Eifer nachjagen, sind im Grunde nicht weniger widersinnig, können oft eben so wenig ins Werk gesetzt und vollendet werden. Könnt ich euch alle die Einfälle zeigen, deren Ausführung man aus Vorurtheil und Unwissenheit für möglich hält; könnt ich euch alle die Hofnungen anschaulich machen, die nichts weiter sind, als täuschendes Blendwerk, und doch unzählige Menschen in Bewegung erhalten; könnt ich euch die Absichten, Entwürfe und Plane entwickeln, womit die Habsucht so vieler Geitzigen, die Sinnlichkeit so vieler Wollüstlinge, die Rachbegierde so vieler Unversöhnlichen, und der Ehrgeitz so vieler Stolzen umgeht, die ausschweifenden thörichten Gedanken, denen sie nachhängen, für die sie leben und

wirken

wirken: ihr würdet erstaunen über die ungeheure Menge von Arbeiten, von Bemühungen, von grossen gewaltsamen Anstrengungen, die ohne allen Erfolg bleiben, die ganz und auf immer verschwendet sind. Ach wir sehen es oft zu spät ein, wie lang wir einem Blendwerk unsrer Einbildungskraft nachgejagt, und etwas Beßres darüber versäumt haben; wir erstaunen oft selbst über die Thorheit, die uns so lang irre geführt hat. Das Eitle bey der gewöhnlichen Geschäftigkeit der Menschen besteht auch in fruchtlosen Bemühungen.

Leider muß ich noch hinzusetzen, auch sogar in widersprechenden. Auch dies bemerkt Jesus im Evangelio. Niemand kann zweyen Herren dienen, sagt er; entweder er wird einen hassen, und den andern lieben; oder wird einem anhangen, und den andern verachten; ihr könnet nicht Gotte dienen, und dem Mamon. Sehet da noch eine ganz eigne Art von eitlen Bemühungen; wir wollen oft Dinge bewirken, die sich unmöglich mit einander verbinden lassen, die einander ausschliessen und aufheben! Giebt es nicht Thoren, die damit umgehen, sich die Belohnungen eines anhaltenden Fleißes zu verschaffen, ohne die Anstrengung desselben beweisen zu wollen? Giebt es nicht Wollüstlinge, die gern gesund bleiben, und doch auch ihren Ausschweifungen nachhängen möchten? Giebt es nicht Unbesonnene, die durch Uebermuth, Spottsucht und Muthwillen jedermann beleidigen, und doch auch in Gunst und Ansehen bey Andern zu seyn wünschen? Giebt es nicht Lasterhafte, die sich mit Sünden aller Art beflecken, und doch auf der andern Seite ihre Ehre und ihren guten Namen behaupten wollen? Giebt es nicht unzählige Menschen, die gern Licht und Finsterniß, Christum und Belial, den Dienst Gottes, und den Dienst des Mamons mit einander vereinigen möchten, die zwar keine Lust haben, die unordentlichen

Neigungen ihres Herzens einzuschränken und ihre Laster abzulegen, aber auf der andern Seite durch fromme Uebungen, durch Werke des äusserlichen Gottesdienstes, durch allerley Handlungen der Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit und Menschenliebe Gott gleichsam beym Guten zu erhalten, und es auch mit ihm nicht zu verderben hoffen? O es ist unglaublich, in welche Widersprüche der Mensch sich verwickeln, auf welche widersinnige Dinge er seine Kräfte wenden kann, wenn Leidenschaften seine Vernunft verblenden, und sein Herz beherrschen! Und nun überschauet noch einmal die ungeheure Menge unüberlegter, ängstlicher, geringfügiger, unfruchtbarer und widersprechender Bemühungen, welche bey der menschlichen Geschäftigkeit vorkommen: und ihr werdet eingestehen müssen, daß ein grosser Theil derselben ganz eitel, ganz verschwendet ist; ihr werdet es begreiflich finden, warum der Gewinn eines langen arbeitsamen Lebens bey unzähligen Menschen so äusserst unbedeutend ist; ihr werdet euch nicht mehr darüber wundern, daß die meisten von der Erde verschwinden, ohne etwas gethan, ohne etwas geleistet zu haben, das gerühmt, dessen Andenken aufbewahrt zu werden verdiente.

Um so nöthiger wird es also seyn, daß wir nun noch sehen, wozu uns das Eitle in der gewöhnlichen Geschäftigkeit der Menschen, welches wir bisher betrachtet haben, antreiben soll. Erschöpfen sich nämlich die Menschen wirklich, oft ohne daran zu denken, durch eitle Bemühungen, und verschwenden Zeit und Kräfte: so muß uns dies nothwendig ermuntern, unser eignes Verhalten zu prüfen, und zu untersuchen, ob es durchaus vernünftig und absichtsvoll ist. Denn was kann es uns helfen, zu wissen, daß in den Bestrebungen der Menschen so viel Vergebliches ist, wenn wir diese Einsicht nicht auf uns selbst anwenden, wenn wir nicht unser ganzes Thun sorgfältig

beobachten, und uns die Frage vorlegen, ob wir uns überall eines vernünftigen, edlen, ausführbaren Endzwecks bewußt sind? Wir sehen Andre oft handeln, ehe sie bedacht und überlegt haben, was sie thun wollten; sollten nicht auch wir oft mit dieser Eilfertigkeit zu Werke gehen, sollten unser Leichtsinn, unser heftiges Temperament, unsre unbändige Leidenschaft uns nicht zu mancher unüberlegten, und eben daher eitlen That hinreissen? Wir sehen Andre oft ohne Noth sich quälen, und vergeblichen Sorgen nachhängen; sollten nicht auch wir diesen Fehler begehen, sollte unter den Dingen, die uns oft so unglaublich beunruhigen, nicht manches eitle Schreckbild seyn, nicht manche ungegründete Bedenklichkeit uns zu ängstlichen, und eben daher eitlen Bemühungen verleiten? Wir sehen Andre mit den verächtlichsten Kleinigkeiten tändeln, und die besten Stunden damit verschwenden; sollten nicht auch wir unsre Tändeleyen haben, sollten nicht auch wir einen zu grossen Werth auf Dinge legen, die im Grunde unbedeutend sind, und uns dadurch zu geringfügigen, und eben daher eitlen Bemühungen verführen lassen? Wir sehen Andre mit der größten Anstrengung nichts ausrichten, weil sie Dinge bewirken wollen, die sich nicht thun lassen; sollte unter der Menge unsrer Absichten und Entwürfe nicht mancher seyn, der gleichfalls in das Reich der Träume gehört, der für unsre Umstände zu groß und zu wichtig ist, und uns fruchtlose, und eben daher eitle Bemühungen übernehmen läßt? Wir sehen Andre daran arbeiten, die widersprechendsten Dinge mit einander zu vereinigen; sollten wir so ganz frey seyn von dieser Thorheit, sollten nicht auch wir manches paaren, manches verknüpfen wollen, was unmöglich beysammen bestehen kann, und darüber in widersprechende, mithin eitle Bemühungen verfallen? Unübersehlich mannichfaltig ist unser Thun und Verhalten, M. Br., es wechselt nach Maasgab der Umstände unaufhörlich ab;

wir sind in der größten Gefahr, eitle Bestrebungen aller Art zu äussern, wenn wir nicht alle Theile unsrer Geschäftigkeit genau prüfen, wenn wir uns über die Absichten, welche wir dabey haben, nicht selbst Red und Antwort geben.

Doch dieses Prüfen ist nicht genug; das Eitle in der gewöhnlichen Thätigkeit der Menschen muß uns antreiben, immer mehr wahren Zusammenhang in unser Verhalten zu bringen. Wird es uns nämlich sichtbar, daß bey dem, was wir bisher gethan und unternommen haben, daß in unsern Anstalten und Absichten, daß in dem täglichen Gang unsrer Geschäfte, und in den Dingen, mit welchen wir unsre Zeit ausfüllen, oder vertreiben, tausend überflüssige, unnütze, geringfügige, widersprechende Bemühungen sind, daß wir schon eine Menge von Stunden, daß wir vielleicht schon einen grossen Theil unsers Lebens auf eine unglückliche Art verlohren haben: o so lasset uns nicht gleichgültig bey dieser Bemerkung, so lasset uns nicht fühllos bey den Erinnerungen und Vorwürfen bleiben, die unser Gewissen uns darüber macht. Ach mit einer unaufhaltsamen Geschwindigkeit eilen die Stunden dahin, die wir auf Erden zuzubringen haben; jede verschwendete, jede vertändelte und unvorsichtig angewandte ist ewig und unwiderbringlich verlohren; und wehe dem Elenden, der sich am Ende derselben erblickt, ohne sie nach den Absichten seines Schöpfers gebraucht, ohne sie mit einer weisen, zusammenhängenden Thätigkeit ausgefüllt zu haben! Jedes Zaudern ist gefährlich, M. Br., während daß wir berathschlagen, entflieht uns ein Theil dieser kostbaren Zeit; lasset uns also eilen, Absicht, Einheit, vernünftige Uebereinstimmung in alles zu bringen, was wir vornehmen; lasset uns eilen, alle eitle Bestrebungen aus unserm Verhalten zu entfernen, und den Rest unsrer Tage so anzuwenden, wie es vernünftigen Menschen, wie es weisen Christen geziemt.

Und damit uns dies gelinge, damit wahrer ewig nützlicher Zusammenhang in unser ganzes Thun komme, so lasset uns wahre Bildung unsers Geistes nach der Vorschrift und dem Beyspiel Jesu zum letzten Ziel aller unsrer Bemühungen machen. Dies, M. Br., dies ist das einzige Mittel, allen eitlen Bestrebungen vorzubeugen, allen Handlungen Werth und Fruchtbarkeit zu geben, und aus dem Leben auf Erden den einzig wahren, und den unstreitig größten Vortheil zu ziehen. Für eitel, für vergeblich und thöricht erklärt Jesus im Evangelio alle Geschäftigkeit, die nichts als Güter dieses Lebens, nichts als irdisches Wohlseyn zur Absicht hat. Aber, setzt er hinzu, trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, lasset eure vornehmsten Bestrebungen dahin gerichtet seyn, würdige Bekenner der wahren Religion zu werden, und die Tugend zu üben, die sie euch vorschreibt, so wird euch solches alles zufallen. Wie wahr ist dies, M. Br., wie edel, wie zweckmässig, wie zusammenhängend wird unser ganzes Thun, wenn wir diese Vorschrift befolgen; wenn wir alles auf unsern Geist, auf die Bildung und Vollkommenheit desselben zurückführen! Werden wir unüberlegt handeln, wenn es unser Hauptzweck ist, immer zu lernen; immer vernünftiger, einsichtsvoller und weiser zu werden? Werden wir ängstlichen Sorgen nachhängen, wenn es unser Hauptzweck ist, Glauben an Gott und Jesum zu haben, und einen kindlichen vertrauensvollen Sinn gegen ihn zu bewahren? Werden wir uns mit geringfügigen Tändeleyen abgeben, wenn es unser Hauptzweck ist, in allem zu wachsen, was gut, und groß, und angenehm vor Gott ist? Werden wir unfruchtbare Bemühungen äussern, wenn es unser Hauptzweck ist, alle unsre Pflichten treu zu erfüllen, und so viel Gutes zu schaffen, als uns nach den Umständen möglich ist? Werden wir uns in

Widersprüche mit uns selbst verwickeln können, wenn es unser Hauptzweck ist, treu in allen Stücken zu seyn, und den Willen Gottes ohne Ausnahme zu erfüllen? Ordnung, und Licht, und feste Verbindung, und fruchtbaren Zusammenhang wird euer Thun und Leben gewinnen, M. Br., alles in demselben wird nützlich, heilsam und eines vernünftigen Wesens würdig werden, wenn ihr euch unablässig bestrebet, weiser und besser zu werden, wenn ihr alles, was ihr thut, darum verrichtet, weil ihr Glauben an Gott und Jesum beweisen, weil ihr eurer Pflicht gehorchen, und euch in allem Guten üben wollet. Nur dann ist es möglich, allen eitlen Bemühungen vorzubeugen, wenn wir wahre Bildung unsers Geistes nach der Vorschrift und dem Beyspiel Jesu zum letzten Ziel aller unsrer Bemühungen machen.

Doch da so oft auch eitle Sorgen und vergeblicher Kummer sich in unser Verhalten mischt: so lasset uns das kindliche Vertrauen zu Gott fassen, zu welchem uns Jesus so rührend ermuntert hat. In einer Welt, wo es so dringende Bedürfnisse, so mannichfaltige Uebel, so drohende Gefahren giebt, wie in der unsrigen, ist es freilich kein Wunder, wenn sich unsers Herzens zuweilen ängstliche Sorgen bemächtigen, wenn wir dadurch zu vergeblichen Anstalten und Bewegungen verleitet, und in unnöthige Unruhe gestürzt werden. Aber die erschrockne Seele wird sich sammeln, das verzagte Herz wird wieder Muth fassen, wir werden mit Ueberlegung und edler Gelassenheit handeln lernen, wenn wir Gott so kennen, wie Jesus ihn bekannt gemacht, wenn wir das feste lebendige Vertrauen zu ihm fühlen, das er uns einzuflössen gesucht hat. O dann werden die Vögel unter dem Himmel, die seine Vaterhand so freygebig erhält und nährt; dann werden die Blumen auf dem Felde, die er mit so vieler Herrlichkeit und Pracht gekleidet hat, ein

herzerhebender tröstender Anblick für uns seyn; dann werden wirs nie vergessen, daß unser himmlischer Vater alles weiß, was wir bedürfen; dann werden wirs fühlen, daß wir mehr, daß wir etwas Beßres sind, als alles, was wir um uns her erblicken, und daher viel höhere Proben seiner weisen Güte erwarten dürfen; dann werden wir selbst da, wo wir keinen Ausweg, kein Mittel der Rettung, keine Hilfe weiter erblicken, uns mit unerschüttertem Glauben an die Verheissungen halten, die er uns durch seinen Sohn selbst gegeben hat. Sehr mannichfaltig, sehr traurig und qualvoll sind die Aeusserungen des Unglaubens und der ängstlichen Verzagtheit, M. Br., die sich selber helfen will, und doch keine Kraft dazu hat. Aber verschwinden werden sie, diese ängstlichen Bestrebungen, Muth, und vernünftige Thätigkeit wird an ihre Stelle treten, wenn wir das kindliche Vertrauen zu Gott fassen, zu welchem Jesus uns so rührend ermuntert hat.

Endlich, M. Br., wollen wir uns durch das Eitle, das in allen menschlichen Bestrebungen so sichtbar ist, antreiben lassen, unsre Bestimmung zur Unsterblichkeit und für eine beßre Welt nicht zu vergessen. Nein, wir werden uns nicht hinlänglich verwahren können gegen leichtsinnige Schritte, gegen Handlungen der Unvorsichtigkeit, gegen geringfügige Tändeleyen, gegen die Entwürfe des Eigennutzes und eines irdischen Sinnes; wir werden es nicht verhüten können, daß uns beym Anblick der menschlichen Hinfälligkeit, und der Eitelkeit alles dessen, was auf Erden ist, nicht zuweilen finstre Schwermuth befalle und zu Boden drücke, wenn wir uns nicht fleissig vorhalten, wer wir sind, wenn wir uns nicht daran erinnern, daß wir die Mitglieder eines höhern, unvergänglichen Reiches sind, für welches wir jetzt schon leben sollen. Aber überwinden wird unser Geist alle ängstliche Furcht;

besiegen wird er alle Mühseligkeiten dieses Lebens; zu groß, zu edel, zu erhaben wird er sich fühlen, als daß er sich an die Güter der Erde hängen, als daß er seine Kräfte auf Kleinigkeiten wenden, als daß er die kostbaren Augenblicke seines jetzigen Aufenthalts mit unnöthigen fruchtlosen Bemühungen verschwenden sollte, wenn er eingedenk seiner Unsterblichkeit ist, wenn er immer so denkt und handelt, wie dem Bürger einer bessern Welt geziemt. O dieser Gedanke, dieses Gefühl unsrer Würde erhebe auch uns über den Staub der Erde, und lasse alle unsre Handlungen eine reiche Aussaat für die Ewigkeit werden! Lasset uns Gutes thun, M. Br., und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch erndten ohne Aufhören; Amen.

54.

Am sechszehnten Sonntage nach Trinitatis.

Die evangelische Erzählung, über die ich jetzt zu euch reden soll, M. Z., erinnert uns an eine von jenen Anstalten, die so fürchterlich in die Augen fallen, und auf unsre Schwachheit einen so erschütternden Eindruck machen, daß wir gemeiniglich den Muth verlieren, sie mit ruhiger Fassung zu betrachten, und nach den Ursachen zu forschen, warum Gott sie getroffen hat. Es ist der Tod, mit den traurigen Umständen, die ihn zu begleiten pflegen, was uns das heutige Evangelium darstellt. Der Leichenzug, welcher Jesu am Thore des Städtchens Nain begegnet, folgt nicht der Bahre eines abgelebten Menschen, für den es eine Wohlthat war, die Welt verlassen zu können; nein, es ist ein Jüngling, den man zu Grabe trägt, ein Jüngling, den der Tod in der Blüthe seiner Jahre wegriß, der sein Leben zu einer Zeit endigen mußte, wo es ihm am angenehmsten, und der Welt am nützlichsten werden konnte. Und o er war noch überdies der Einzige seiner Mutter, der einzige Mensch auf Erden, an welchem ihr ganzes Herz hieng! Denn diese Mutter, diese Unglückliche, ist Wittwe, schon tief genug gebeugt durch den Verlust ihres Gatten; aber nun ganz zu Boden gesunken, da ihr auch die letzte Stütze geraubt ist, an der sich ihre Schwachheit noch aufrecht erhalten

hatte. Lauter Verwüstungen, welche der Tod täglich auf Erden anrichtet! Er erscheint fast nie anders, als mit einem Gefolge zerstörender Uebel, die ohne Unterschied jedes Alter ergreiffen, die zärtlichsten Verbindungen trennen, die besten Menschen dahinraffen, die übrigbleibenden mit Schrecken erfüllen, und sie nur allzuoft in einen Zustand versetzen, wo wir es fast vergessen, daß auch der Tod zu den Einrichtungen Gottes gehört, die er um wichtiger Endzwecke willen getroffen hat, und die wir nicht unwillig tadeln, sondern mit Unterwerfung und wehmüthiger Freude verehren sollten.

Denn wahrlich, M. Br., wir verstehen unsern Vortheil sehr wenig, wenn wir den Tod immer nur von der Seite betrachten, von der er fürchterlich für unsre Sinnlichkeit ist, und es vergessen, daß wir als vernünftige Menschen, daß wir insonderheit als Christen nach den Ursachen forschen sollten, warum uns Gott gerade auf diese Art von der Erde abruft. In der ganzen Natur giebt es schreckliche Zubereitungen, die dem ersten Anblick nach nichts weniger sind, als das Werk eines weisen und gütigen Gottes, die sich aber, näher betrachtet, als Anstalten einer Huld rechtfertigen, welche aus scheinbaren Zerstörungen Kraft, Leben und Wohlfahrt entspringen läßt. Nehmen wir die Lehre Jesu mit dem lebendigen Glauben an, der Pflicht für uns ist: so kann es uns nicht zweifelhaft seyn, daß unter die Anstalten dieser Art auch unser Tod mit allen den Unordnungen und Verwüstungen gehört, die er auf Erden anrichtet; so ist es ausser Streit, daß wir näher hinzutreten, dieses Schreckbild aufmerksamer betrachten, und uns überzeugen müssen, auch diese fürchterliche Veränderung sey im Grunde wohlthätig für uns, sey in der Hand Gottes ein Mittel, unsre Wohlfahrt zu befördern.

Und dies, M. Br., dies sey heute unser Geschäft. Nicht die tausendfältigen Qualen, die unsern

Körper zerstören; nicht die letzte Angst der Sterbenden; nicht die blutenden Wunden der Trauernden, die er verläßt; nicht die Zerstörungen des Grabes und der Verwesung will ich euch heute zeigen: alle diese Schrecken, vor denen die schwache Sinnlichkeit bebt, verschwinden, wenn wir gestärkt durch die Kraft der Vernunft, und geleitet von dem Glanze des Evangelii Jesu eindringen in den Rath des Allmächtigen, und die grossen Endzwecke erblicken, die Gottes Weisheit auch hier befördert und erreicht. Ueberwinder des Todes, Geber des Lebens und der Unsterblichkeit, Herr Jesu, du hast sie uns enthüllt die Gesinnungen der Erbarmung und Vaterliebe, die unser Schöpfer auch dann gegen uns hat, wenn er uns sterben läßt, durch dich kennen wir die weisen und wohlthätigen Absichten, die auch in dieser Einrichtung verborgen liegen! Laß uns Muth fassen, laß unsern Augen die heilsamen Folgen sichtbar werden, die aus dieser Quelle entsprungen sind, und noch täglich entspringen; laß Dankbarkeit, und Zufriedenheit, und Hofnung in uns erwachen, und segne diese Stunde! Wir flehen um diese Gnade in stiller Andacht.

Evangelium, Luc. VII. v. 11—17.

Und es begab sich darnach, daß er in eine Stadt, mit Namen Nain, gieng; und seiner Jünger giengen viel mit ihm, und viel Volks. Als er aber nahe an das Stadtthor kam, siehe, da trug man einen Todten heraus, der ein einiger Sohn war seiner Mutter, und sie war eine Wittwe, und viel Volks aus der Stadt gieng mit ihr. Und da sie der Herr sahe, jammerte ihn derselbigen, und sprach zu ihr: Weine nicht. Und trat hiuzu, und rührete den Sarg an, und die Träger stunden. Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf. Und der Todte richtete sich auf, und fieng an zu reden. Und er gab ihn seiner Mutter. Und es kam sie alle eine Furcht an, und preiseten Gott, und sprachen: Es ist ein grosser Prophet unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesuchet. Und diese Rede von ihm erscholl in das ganze jüdische Land, und in alle umliegende Länder.

Ein Gemisch von Traurigkeit und Freude, von Wehmuth und Vergnügen bringt die Betrachtung des merkwürdigen Auftritts hervor, der in dem vorgelesenen Evangelio beschrieben ist. Der Anblick eines Leichenzugs, die traurige Stille einer Menge von Begleitern, die Leiche eines blühenden Jünglings, die Thränen einer trostlosen Mutter, alle diese Dinge müssen den, der nicht alles Gefühl verloren hat, rühren und niederschlagen. Aber müssen die Gesinnungen der Zärtlichkeit, die hier so sichtbar sind; müssen die Beweise einer menschenfreundlichen Theilnehmung, welche die Bewohner Nains bey dieser Gelegenheit geben; muß nicht insonderheit das Verhalten Jesu, die rührende Freundlichkeit, mit der er die jammernde Mutter tröstet, und die Macht, mit der er den Verstorbenen ins Leben zurückruft; müssen diese Dinge dem Herzen des Betrachtenden nicht wohl thun, es erquicken, es erheben und mit Muth erfüllen; müssen sie nicht die Vorstellung in ihm erwecken, auch der Tod habe eine erfreuliche Seite, und diene dazu, Gutes auf Erden zu wirken? Sehet da den Gesichtspunct, welchen wir heute fassen, durch welchen wir uns bey der Nothwendigkeit, die Unsrigen verlieren, und einst selbst scheiden zu müssen, aufrichten und trösten wollen! Ich werde euch nämlich diesmal den Tod als einen Beförderer unsrer sittlichen Vollkommenheit zeigen; nur wollen wir uns, ehe ich ihn so darstelle, ehe ich den Beweis führe, daß er dies wirklich sey, über einige Puncte mit einander vereinigen, welche dabey vorausgesetzt werden.

Als entschieden nehme ich also an, daß die Einrichtung der Natur, nach der unser irdisches Leben nur eine Zeitlang dauern, und unser Körper durch tausend Ursachen aufgelöset und zerstört werden kann, nicht das Werk einer blinden Nothwendigkeit, nicht das Spiel des Ungefährs, sondern die Anstalt einer unendlichen Weisheit ist, die wichtige Endzwecke dadurch erreichen will. Ist nämlich gewiß, was Ver-

nunft und Schrift so deutlich und einstimmig lehren, daß Gott die Schicksale der Menschen regiert: so muß vornämlich der Tod, mit allen seinen Ursachen, Umständen und Folgen unter Gottes Leitung stehen, so kann absichtsloser Zufall nirgends weniger herrschen, als hier, wo von dem Leben oder Tod eines Einzigen oft das Glück oder Unglück vieler Tausenden abhängt. — Dabey räume ich gern ein, daß die äußre Gewalt des Todes sehr abschreckend ist. Kann unser natürliches Gefühl mehr erschüttert, und stärker ergriffen werden, als durch die Verfassung eines Sterbenden, als durch die traurige Hilflosigkeit dessen, dem kein Glied seines entstellten Körpers mehr gehorcht, dessen Sinne sich verschliessen, der die Klage der Freundschaft nicht mehr vernimmt, den keine Macht der Liebe mehr retten kann, vor dem der Himmel und die Erde verschwinden, dessen Geist in eine Nacht versinkt, wo ihn kein menschliches Auge weiter verfolgen kann, der nichts zurückläßt, als einen fühllosen, in den Staub zurückeilenden Leichnam? Unter allen Veränderungen, die sich mit uns zutragen können, ist diese, ich gestehe es, für unsre Empfindung die traurigste, und die tiefste Stufe unsers irdischen Elends. — Und doch behaupte ich, genauer betrachtet, sey der Tod ein grosser Wohlthäter für uns, er sey ein Beförderer unsrer sittlichen Vollkommenheit. Auch hier setze ich nämlich als ausgemacht voraus, die wahre Vollkommenheit solcher Wesen, wie wir sind, könne keine andre seyn, als die sittliche; sie könne nichts anders seyn, als ein Inbegrif solcher Eigenschaften, die eines zur Unsterblichkeit bestimmten Geistes würdig sind; sie könne in nichts anderm bestehen, als in wahrer Weisheit, in edlen Gesinnungen, und in reiner Tugend; sie sey die glückliche Verfassung, wo man voll Glauben an Gott und Jesum unabläßig bemüht ist, zu thun, was recht ist, und dem höchsten Urbild aller Vollkommenheit und Heiligkeit mit jedem Tage ähnlicher zu werden.

Es läßt sich sehr deutlich zeigen, M. Z., daß der Tod ein Beförderer dieser Vollkommenheit ist. Denn er hat einen grossen Theil unsrer wichtigsten Kenntnisse; unsrer edelsten Gefühle; unsrer schönsten Handlungen; und einer Stärke des Geistes veranlaßt, die uns weit über den Staub der Erde erhebt; jeden dieser vier Puncte wollen wir genauer erwägen.

Der Tod ist schon darum ein Beförderer unsrer sittlichen Vollkommenheit, weil er einen grossen Theil unsrer wichtigsten Kenntnisse veranlaßt hat. Zwar sind die Ursachen unzählig, durch die unsre Wißbegierde getrieben wird, alles zu erforschen, was da ist, und sich Einsichten aller Art zu verschaffen. Aber daß der Tod, daß die Nothwendigkeit zu sterben, eine von den wirksamsten Triebfedern ist, durch die Gott unsern Verstand in Thätigkeit setzt, und in einer immerwährenden Anstrengung erhält, ist unläugbar. Denn dieser Einrichtung sind wir nicht nur eine Menge nützlicher Entdeckungen, sondern auch gerade die Ueberzeugungen schuldig, die der Grund unsrer Zufriedenheit sind.

Dem Tode, der Nothwendigkeit zu sterben, sind wir eine Menge nützlicher Entdeckungen schuldig. Denn ist in unsern Künsten, in unsern Kenntnissen von der Natur der Dinge, in unsern meisten Wissenschaften der Wunsch, das Bestreben, die Anstrengung nicht sehr sichtbar, mit der die Menschen aller Zeiten darauf bedacht gewesen sind, den schrecklichen Augenblick des Todes so lang, als möglich, zu entfernen, und das Ziel ihres Daseyns auf Erden hinauszusetzen, so weit sie konnten? So viele Künste, welche der menschliche Geist nach und nach erfunden hat, und durch die der Umfang seines Wissens so sehr erweitert worden ist, haben keinen andern Endzweck, als diesen schwachen Körper, der auf allen Seiten mit Ursachen der Zerstörung umringt ist, zu schützen, zu bedecken, zu erhalten, zu

stärken, und ihm sichre Zufluchtsörter, ihm kräftige Rettungsmittel zu verschaffen. Aber würde unser Geist die Beschaffenheit und den Bau unsers Körpers so eifrig erforscht; würde er alles, was der Erdkreis enthält, sich bekannt gemacht; würde er Mittel der Ernährung und Bedeckung aus allen Reichen der Natur gesammelt; würde er in allen Tiefen und Erzeugungen derselben Arzneyen aufgesucht, und auf diesem Wege tausend heilsame Belehrungen gefunden haben: wenn die Furcht, ein früher Raub des Todes zu werden, wenn die Hofnung, diesen Feind eine Zeitlang abzuhalten, ihn nicht zur lebhaftesten Thätigkeit erweckt hätte? Welche unbesorgte, gleichgültige, schläfrige Geschöpfe würden wir seyn, wenn wir nichts zu fürchten hätten, wenn uns unser Lebensende eben so verborgen wäre, als den Thieren; wenn die Hinfälligkeit und Gebrechlichkeit unsers Körpers uns nicht nachdenkend und erfinderisch machte! Wir sind dem Tode eine Menge nützlicher Entdeckungen schuldig.

Aber noch mehr; wir haben ihm auch gerade die Ueberzeugungen zu verdanken, die der Grund unsrer Zufriedenheit sind. Dies klingt sonderbar und unglaublich; aber höret mich, und urtheilet dann selber. Dringen sich dem Menschen, der einen seiner Mitmenschen nach dem andern sterben, und von seiner Seite verschwinden sieht; der nach wenig Jahren sein eignes Ende erwartet, und es weiß, es stehe ihm der Uebergang in einen Zustand bevor, den eine undurchdringliche Finsterniß bedeckt, und aus welchem Niemand zurückzukommen pflegt; dringen sich dem, der dies alles wahrnimmt und überlegt, nicht von selbst die Fragen auf: wer bin ich? Wozu bin ich hier? Was soll einst aus mir werden? Wer waltet über mein Schicksal? Ist der Tod Vernichtung und Untergang für mich, oder erwartet mich ein neues Leben? Wie nahe liegen uns diese Fragen, M. Br.! Mit welcher Gewalt

ziehen sie die menschliche Aufmerksamkeit an sich! Kaum hatte sich die Menschheit über die niedrigsten Stufen der rohesten Wildheit erhoben: so bildete sie schon Träume von einem künftigen Leben; so fühlte sich schon das Bedürfniß, über ihr Schicksal beym Tode nachzudenken; so reitzte die allgemeine Herrschaft desselben schon ihre Forschbegierde. Und so sind wir es denn größtentheils dem Tode schuldig, daß die grosse Wahrheit von der Unsterblichkeit unsrer Seele durch das fortgesetzte Nachdenken so vieler Weisen immer mehr Licht und Gewißheit erhalten hat; wir sind es größtentheils dem Tode schuldig, daß die Erkenntniß von Gott, von seinen Gesinnungen und von seinen Rathschlüssen über uns immer deutlicher, trostvoller und beruhigender geworden ist; wir sind es größtentheils dem Tode schuldig, daß unser Geist seinen hohen Beruf, weise, tugendhaft und fromm zu werden, und für eine beßre Welt zu leben, immer lebhafter hat empfinden lernen; wir sind es größtentheils dem Tode schuldig, daß wir das helle Licht, das uns Jesus Christus vom Himmel brachte, daß wir die neuen, herzerhebenden Aufklärungen, welche er uns über diese Wahrheiten gab, mit ganzer Seele auffassen, und uns einprägen. Bedürften wirs nicht, erweckte die Furcht, mit der wir dem Augenblicke des Todes entgegensehen, nicht schmachtende Sehnsucht nach Licht über unser zweydeutiges Schicksal beym Sterben: welchen Reitz, welchen Antrieb könnten wir haben, uns zu den wichtigsten Wahrheiten zu erheben, uns durchzuarbeiten durch die täuschenden Irrgänge so vieler Zweifel und Vorurtheile, und vorzudringen bis an die äussersten Gränzen der menschlichen Erkenntniß? Du hast uns dem Tod unterworfen, allmächtiger Gebieter über unser Schicksal; aber du hast es gethan, um uns zu dir zu führen; um uns zu reitzen, dich aufzusuchen in der ganzen Natur; um uns zu gelehrigen Schülern deines Sohnes zu machen;

machen; um durch deine Erkenntniß unsern Geist zu bilden, und ihn zu weihen für die beßre Welt! Ein Beförderer unsrer sittlichen Vollkommenheit ist der Tod, M. Br., denn er hat einen grossen Theil unsrer wichtigsten Kenntnisse veranlaßt.

Aber auch unsrer edelsten Gefühle. Lebhafte Empfindungen entwickeln sich nur dann in uns, M. Z., wenn sich uns wichtige Gegenstände darstellen, wenn wir an Veränderungen denken, die einen grossen Einfluß auf unsern Zustand haben, und mit unsrer Wohlfahrt in der genauesten Verbindung stehen. Und diese Gefühle werden um so edler und würdiger seyn, jemehr das, was sie erweckt, mit der Religion zusammenhängt, uns an Gott und Jesum erinnert, uns die Bestimmung unsrer Natur zeigt, und uns mit Wohlwollen gegen unsre Brüder erfüllt. Aber wo treffen alle diese Umstände mehr zusammen, als beym Andenken an den Tod? Hier vereinigt sich alles, was edle Gefühle in uns aufregen kann, Gefühle, die uns selbst und Andre betreffen.

Ein grosser Theil edler Gefühle, die sich auf uns selbst beziehen, rührt von dem Tode her, der uns bevorsteht. Hier berufe ich mich auf eure Erfahrungen, beßre, ernsthafte, erhabnere Seelen, die ihr Empfänglichkeit für stille Betrachtungen habt, die ihr fähig seyd, grosse Gedanken zu fassen. Saget es selbst, welchen Ueberlegungen verdanket ihr die meisten jener seligen Stunden, wo ihr mit stiller Wehmuth eure Fehler beweintet, wo ihr die feurigsten Entschliessungen zum Guten faßtet, wo ihr am eifrigsten zu dem betetet, der alles vermag und regiert, wo euer Dank gegen Gott, eure Liebe zu Jesu, eure Sehnsucht nach reicherem Licht, nach reinerer Tugend, nach höherer Vollkommenheit am wirksamsten war; welchen Ueberlegungen verdanket ihr die meisten dieser seligen Stunden, wo euer Herz so viel gewann, sich so merklich reinigte und stärkte,

und die ihr nicht vertauschen würdet gegen ganze Jahre einer wilden rauschenden Freude? War es nicht die Aussicht auf euer Grab, war es nicht der Gedanke an euer Ende, waren es nicht Gefühle eines kränklichen Körpers, die euch Vorboten seiner baldigen Auflösung zu seyn dünkten, wovon ihr in diesen Stunden der einsamen Betrachtung ausgienget, was euch zu denselben vorbereitete, was euch mit dem Ernst erfüllte, der so wohlthätig für euch wurde? Und warum sollten wirs nicht gern gestehen, geliebte Brüder, daß das Andenken an unsern Tod ganz besonders fähig ist, unser Herz durch gute Empfindungen zu veredeln: da diese wichtige Betrachtung selbst Jesum so oft beschäftigte, selbst für ihn eine Quelle der erhabensten Gefühle wurde, selbst seine grosse Seele mit dem heiligsten Feuer erfüllte? Und werfet, ich bitte euch, werfet einen Blick auf die rohesten Menschen. Ist noch irgend etwas im Stande, ihr fühlloses Herz zu rühren, und einiges Nachdenken, einige Furcht über ihren gefährlichen Zustand, einige Sehnsucht nach Besserung in ihnen zu erwecken: so ist es die Vorstellung, daß es vielleicht bald aus ist mit ihnen, so ist es ein Blick auf Tod und Grab. Wie viel würde unser Herz verlieren, wie wenig würde es durch edle Gefühle erweicht und verbessert werden, wenn wir nicht im Tod eine Veränderung vor uns sähen, welche sehr lebhafte Bewegungen bey uns veranlassen muß.

Doch diese Gefühle werden auch Andre betreffen. Wie viel der Tod dazu beytrage, Theilnehmung an dem Zustand Andrer in uns zu erwecken, sehet ihr aus dem Evangelio. Die unglückliche Wittwe, die ihren Einzigen zum Grab begleitet, weint nicht allein; viel Volks aus der Stadt gieng mit ihr, sagt der Evangelist; es waren Mehrere von dem Verluste gerührt, den sie gelitten hatte. Und wie tief empfand ihn Jesus, diesen Verlust; wie bald erklärte sich sein sanftes men-

schenfreundliches Herz für sie, so wenig er sie auch kannte! Da sie der Herr sahe, heißt es, jammerte ihn derselbigen. Wollet ihr untersuchen, M. Z., wodurch euer Herz nach und nach jene Empfindlichkeit erlangt hat, nach der ihr bald eine gewisse bange Unruhe über Andre fühlet, bald zum innigsten Mitleiden gegen sie erweicht seyd, bald Wohlwollen, festen Muth, milde Freygebigkeit, standhafte Anhänglichkeit und treue Liebe gegen sie beweiset; wollet ihr prüfen, was diese menschenfreundlichen Regungen bey euch am meisten unterhält: so werdet ihrs euch nicht verhehlen können, daß der Gedanke, euer Aufenthalt sey ein Aufenthalt unter Sterblichen, unter schwachen, leidenden, hinfälligen Geschöpfen, die vornehmste Quelle dieser Empfindungen ist. Es ist der Anblick siecher, kränkelnder Menschen, bey denen wir die Merkmale eines nahen Todes zu finden meinen, was uns oft besorgt für Andre macht. Es ist der Anblick hinwelkender Menschen, welche der Tod in der Blüthe des Lebens verwüstet; der Anblick gebeugter Eltern, verwaister Kinder, getrennter Ehen, zerrissener Freundschaften, verheerter Familien, was unsre Aufmerksamkeit auf Andre hinzieht, unser Herz für sie einnimmt, uns mit Wohlwollen gegen sie erfüllt, einen edlen Eifer, eine Begeisterung für sie hervorbringt, die nie entstanden seyn würde, wenn sie uns durch ihr trauriges Schicksal nicht merkwürdig geworden wären. Ist es unläugbar, M. Z., daß unsre sittliche Vollkommenheit gar sehr dadurch gewinnt, wenn jenes theilnehmende Gefühl, das in Jesu so wirksam war, erweckt, geübt, gestärkt, veredelt wird, so sind wir unsrer gemeinschaftlichen Sterblichkeit viel schuldig; der Tod veranlaßt einen grossen Theil unsrer edelsten Gefühle.

Setzet hinzu, auch unsrer schönsten Handlungen. Wir bedürfen Reitz und Antrieb, M. Z., wenn wir thätig seyn, und von unsern Kräften

einen guten gemeinnützigen Gebrauch machen sollen. Auch fällt es in die Augen, daß Gott eine Menge von Einrichtungen getroffen hat, welche die Lust zur Thätigkeit in uns erwecken, und uns gleichsam immer in Bewegung erhalten müssen. Aber gehört der Tod nicht recht sichtbar unter diese Einrichtungen; muß er nicht offenbar das Meiste beytragen, lebendige Wirksamkeit unter den Menschen auszubreiten, und auch dadurch wahre Vollkommenheit zu befördern? Ist er es nicht, was unzählige Menschen täglich antreibt, thätig zu eigner und zu fremder Wohlfahrt zu seyn?

Der Tod ists, was täglich unzählige Menschen antreibt, thätig zu eigner Wohlfahrt zu seyn. Denn sehet euch um, M. Z., in der menschlichen Gesellschaft; bemerket, wer in derselben die wenigste Neigung hat, sich anzustrengen, und einen heilsamen Gebrauch von seinen Kräften zu machen. Tausend Beyspiele werden euch belehren, daß die trägsten, die nachlässigsten, die sorglosesten Geschöpfe diejenigen sind, die sich auf ihre Eltern, auf ihre Freunde, auf Menschen verlassen können, die ihnen alles zu verschaffen im Stande sind, was sie bedürfen; ihr werdet mit Erstaunen sehen, daß die unbrauchbarsten Geschöpfe oft gerade die sind, welche von Jugend auf in den glücklichsten Verbindungen gelebt, und nie dringende Ursachen gehabt haben, sich anzustrengen. Und was würden wir alle seyn, M. Z., wenn Gott nicht durch Todesfälle unsre Trägheit zerstreut, wenn er nicht diejenigen von unsrer Seite weggerissen hätte, auf die wir gerechnet hatten, wenn wir nicht zum Theil schon früh durch den Tod unsrer Eltern, unsrer Freunde, unsrer Versorger genöthigt worden wären, durch eignen Fleiß, durch eigne Ueberlegung, durch eigne Wahl unser Bestes zu befördern? Gehet zurück in der Geschichte eures Lebens bis auf den Zeitpunct, wo ihr anfienget, mit Ernst über euer Schicksal nachzudenken, wo der erste

Entschluß in euch erwachte, mit Nachdruck an eurer Wohlfahrt zu arbeiten; wo ihr es zuerst lebhaft empfandet, ihr würdet verloren seyn, wenn ihr euch nicht selbst helfen, euch nicht selbst emporschwingen wollet. War es nicht ein Zeitpunct der Trauer, war es nicht ein Todesfall, der euch, oder Andre einer mächtigen Stütze beraubte, und eure Hofnungen vereitelte, was euch zu dieser wohlthätigen Begeisterung erweckte, was euch den ersten Anstoß gab, und euch bestimmte, thätig, brauchbar und gut zu werden? Auf diesem Wege, M. Br., hat Gott geschäftige Mütter, erfinderische Künstler, unternehmende Menschen, und grosse Männer aller Art gebildet. Wir fangen an, uns gleichsam selbst zu übertreffen, sobald der Tod unsre Verbindungen trennt, sobald er uns in einen Zustand versetzt, wo wir einsam und verlassen nichts weiter haben, als uns selbst.

Und treibt er nicht täglich unzählige Menschen an, auch thätig zu fremder Wohlfahrt zu seyn? Ich brauche es nicht zu bemerken, wie groß die Wohlthat war, die Jesus im Evangelio der unglücklichen Mutter erwies, welche mit ihrem Einzigen alles verloren hatte. Aber würde er zu dieser edlen That, die so viel dazu beytrug, die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn und auf die Wahrheit hinzulenken Gelegenheit gehabt haben, wenn der Tod die Verbindung nicht zerrissen hätte, die er so gütig wiederherstellte? Und ziehet, ich bitte euch, ziehet von der Summe aller wohlthätigen Handlungen, die auf Erden verrichtet werden, diejenigen ab, durch welche wir einander für Krankheiten und Tod verwahren; durch welche wir bey den Schwachheiten des Körpers, und bey Gefahren des Lebens einander pflegen, unterstützen, erquicken; durch welche wir denen, die der Tod der Ihrigen tief verwundet, und in hilflose Umstände versetzt hat, Rath, Trost, Beystand und Hilfe verschaffen; durch welche wir die

Thränen der Wittwen trocknen, das Elend der Trauernden mindern, die Noth unerzogner Waisen erleichtern; alle diese Thaten des Mitleids, der Freygebigkeit, des Edelmuths und der Menschenliebe ziehet ab: wie viel wird übrig bleiben, wie viel gute Handlungen werdet ihr anzuführen wissen, die nicht mit dem Umstande zusammenhängen, daß wir schwache Sterbliche sind, die einander nicht entbehren können, die nicht durch den Tod veranlaßt, hervorgebracht und befördert worden sind? Wunderbare Anstalt unsers Gottes! Unser Elend, unser tiefstes Elend wird der fruchtbare Boden, wo so viel gute Thaten aufblühen, wo so viel milde Früchte reiffen, wo unser Wohlwollen den größten Wirkungskreis findet, wo unser Geist sich üben und bilden kann für den erhabnen Schauplatz der zukünftigen Welt. Auch ein grosser Theil unsrer schönsten Handlungen wird durch den Tod veranlaßt.

Ich muß endlich noch beyfügen, auch eine Stärke des Geistes, die uns weit über den Staub der Erde erhebt. Denn groß zu handeln, Festigkeit, Muth und unerschütterte Entschlossenheit zu beweisen, haben wir nur dann Gelegenheit, M. Br., wenn uns grosse Gefahren drohen, wenn Veränderungen mit uns vorgehen, vor denen der Schwache zurückbebt. Kann es aber eine Veränderung geben, die wichtiger, grösser, erschütternder wäre, als der Tod? Durch sie will uns also Gott gewöhnen, ruhige Fassung und erhabnes Vertrauen zu seiner väterlichen Güte in Christo zu beweisen.

Gott will uns dadurch, daß er uns dem Tod unterworfen hat, gewöhnen, ruhige Fassung zu beweisen. Denn nur der ist groß, nur der handelt so, wie es eines vernünftigen Wesens, wie es eines tugendhaften Christen würdig ist, der sich mitten unter drohenden Gefahren mit Ueberlegung beträgt, seinen Muth nicht verliert, und immer fähig bleibt, die Stimme seiner Pflicht zu hören, und zu thun,

was ihm obliegt. Kann es aber eine beßre Uebung für unsern Geist geben, bey der er sich zu dieser Art von Stärke erheben kann, als die Verbindung, in der er hier auf Erden lebt, wo ihn auf allen Seiten Bilder des Todes umgeben; wo er das Elend, dem unsre Natur ausgesetzt ist, in tausend Gestalten erblickt; wo Gefahr und Untergang seinem eignen Körper täglich droht; wo er für sein irdisches Leben ein Ziel vor sich sieht, das er nicht überschreiten kann; wo er nicht einmal die Entfernung dieses Ziels zu schätzen vermag, und nicht wissen kann, ob er es nicht im nächsten Augenblicke schon erreicht haben werde? Es kommt nur auf uns an, ob wir die Uebungen, die Gott uns hier darbietet, ruhige, standhafte, vernünftige Fassung zu beweisen, anwenden und gebrauchen wollen. Lasset uns seinen Rath nicht verkennen, M. Br., lasset uns durch Nachdenken über unsern jetzigen Zustand, lasset uns insonderheit durch die Aufklärungen, die uns die Lehre Jesu darüber ertheilt, es dahin zu bringen suchen, daß wir Jesu auch in jener erhabnen Fassung ähnlich werden, mit der er seinem Tod entgegen sah, mit der er seinen Jüngern sagen konnte: Ich gehe zum Vater.

Denn auch das erhabne Vertrauen zu seiner väterlichen Güte in Christo will Gott dadurch in uns erwecken, daß er uns und die Unsrigen dem Tod unterwirft. Edler, grösser, würdiger denkt und empfindet die menschliche Seele nicht, als wenn sie das Vertrauen zu Gott beweiset, welches die Lehre Jesu von uns fordert. Dann ist sie weit erhoben über alles, was die Natur Schauervolles, Schreckliches und Zerstörendes hat; dann fühlt sie sich als ein Wesen, das unsterblich und ewig ist, das kein Aufruhr in der Natur tödten und vernichten kann; dann verläßt sie sich mit einer Gewißheit, die fester ist, als Himmel und Erde, auf die Vaterhuld ihres Schöpfers, die sie durch Christum kennen gelernt, und auf die Anstalten der Erhaltung, Begna-

digung und ewigen Beglückung, die in Christo getroffen sind; dann zeigt sie sich als ein Wesen, das edler und besser ist, als alles, was der Erdkreis enthält, das würdig ist, in höhere Gegenden überzugehen. Und sehet, zu dieser Hoheit und Stärke will Gott unsre Seele durch den Tod führen. Nirgends haben wir mehr Reitz, bey Zeiten nach dieser Grösse zu streben, nirgends mehr Veranlassung, sie zu beweisen, als beym Tode, als da, wo wir aufgefordert werden, die größte Gefahr zu besiegen, in die wir kommen können. Und wie viel unsrer Brüder hat Gott nicht schon auf diesem Weg zu dieser Höhe geführt, wie viel haben sich nicht schon dem nachgeschwungen, der mit aller Freudigkeit seines Herzens schreiben konnte: Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn! Gott lasse auch uns immer lebhafter empfinden, M. Br., daß Absichten der Erbarmung und Güte in jener traurigen Nothwendigkeit verborgen liegen, die unsern Körper in den Staub der Erde zurückstößt; er gebe, daß unser Geist sich immer mehr veredle, beßre, erhebe, und einst als Sieger über Grab und Verwesung getrost zum Vater gehe; Amen.

55.

Am siebenzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Die Menschen aller Zeiten und Gegenden haben die Gewohnheit gehabt, M. Z., gewisse Tage des Jahres durch besondre Feierlichkeiten auszuzeichnen, und sie von den übrigen gemeinen Tagen zu unterscheiden. Alle Völker der Erde begehen gewisse Feste; und die Ursachen, welche die Wahl solcher Tage, und die Gebräuche bestimmten, womit man sie heiligte, sind immer sehr mannichfaltig gewesen. Schon manche Zeiten des Jahres schienen so merkwürdig, und die damit verknüpften Veränderungen entweder so erwünscht, oder so bedenklich, daß man es nöthig fand, gewisse Feierlichkeiten anzustellen, sobald sie eintraten. Man begrüßte also das neue Jahr mit festlicher Freude; man bezeichnete den Anfang des Frühlings, und den Ausgang des Herbstes mit mancherley Ceremonien; vielen Völkern schien der erste Tag jedes Monats wichtig genug, um gleichsam geheiligt zu werden. Hiezu kam das Andenken merkwürdiger Begebenheiten, die es zu verdienen schienen, von Zeit zu Zeit recht gefliessentlich in Erinnerung gebracht zu werden. Man hielt es für nöthig, besondre Tage der Busse, der Versöhnung, der Reinigung anzuordnen, wo man die Strafen abwenden wollte, welche die erzürnte Gottheit verhängen möchte. Gewisse Tage des Jahres glaubte man endlich zu öffentlichen Versammlungen des Volks,

zu feierlichen Kampfspielen, zu allgemeinen Freudensbezeugungen und Lustbarkeiten aussetzen, und auch dadurch die Zahl der festlichen Tage vermehren zu müssen. Es ist nicht möglich, die Feierlichkeiten selbst zu beschreiben, mit welchen man solche Tage begieng. Bald waren es Opfer, die man der Gottheit brachte; bald Zusammenkünfte, die ihrer Anbetung gewidmet waren; bald Aufzüge, Uebungen und Spiele, die man ihr zu Ehren angeordnet hatte; bald war es eine allgemeine Ruhe, bey der das Geräusch der gewöhnlichen Geschäfte gleichsam verstummte; bald endlich waren es fröhliche Mahlzeiten, und oft genug Ausbrüche einer wilden ausschweifenden Lustigkeit, was man brauchte, den Tagen, welche man zu Festen bestimmt hatte, das Eigne und Ungewöhnliche zu geben, welches sie von gemeinen Tagen unterscheiden sollte.

Das Christenthum hat, wie Erfahrung und Geschichte lehren, M. Z., bey den Völkern der Erde, die es angenommen haben, die Gewohnheit jährlich gewisse Feste zu begehen, nicht nur nicht aufgehoben, sondern die Anzahl dieser Tage hier und da sogar vermehrt. Zwar sind die Feste, welche die Bekenner Jesu feiern, nicht in allen Gegenden, und bey allen Partheyen völlig dieselben; aber ihre Menge ist doch überall sehr ansehnlich. Alle Christen widmen den ersten Tag einer jeden Woche der Verehrung Gottes, und einer stillen Ruhe. Alle Christen feiern jährlich an gewissen Tagen das Andenken der vornehmsten Begebenheiten, die sich mit Jesu zugetragen haben, und auf denen ihr Glaube vorzüglich beruht. Sehr zahlreiche Partheyen der Christen endlich heiligen dem Gedächtniß merkwürdiger Personen, welche sich um die Religion grosse Verdienste erworben, oder den Ruhm einer ausserordentlichen Frömmigkeit und Tugend hinterlassen haben, sehr viele Tage des Jahres, und lassen sich durch die Menge der Feste von keinem Volke der Erde übertreffen.

Wie stark ist doch die Macht der Gewohnheit, M. Z. Wollen wir aufrichtig seyn, so werden wirs nicht läugnen können, daß wir die Feste, welche durch die Gesetze des Vaterlandes bey uns eingeführt sind, zu feiern pflegen, ohne darnach zu fragen, ob die Verbindlichkeit, sie zu begehen, einen höhern Grund habe, als diese Gesetze, ob das Christenthum selbst etwas hierüber gebiete, oder nicht. Und wahrhaftig man merkt es der Art, wie wir uns bey der Feier unsrer Feste betragen, man merkt es den Aeusserungen, die so Manchem darüber entfallen, nur allzu deutlich an, daß wir diesen Tagen bald einen übertriebnen und falschen, bald einen viel zu geringen Werth beylegen; daß es uns auf der einen Seite an dem edlen freien Sinn, den uns unsre Religion in Ansehung dieser Sache einflössen soll, auf der andern aber an der Empfindung und Ehrfurcht fehlt, mit der Christen festliche Tage zu betrachten haben. Lasset uns einmal ruhig über diese Sache nachdenken, M. Br. Jesus feiert in dem heutigen Evangelio nach den Sitten und Gesetzen seines Volkes den Sabbath; er erklärt sich in demselben über den Werth und die Wichtigkeit solcher heiligen Tage; er belehrt uns durch seine Handlungen, wie wir sie beurtheilen und anwenden sollen. Von ihm lasset uns also auch hier lernen; sein Beyspiel wird uns zeigen können, wie wir die edle Freiheit, die er uns erworben, und die Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit, zu der er uns berufen hat, mit der Beobachtung festlicher Tage und heiliger Gebräuche an demselben glücklich vereinigen sollen. Gott, der uns durch Jesum seinen Sohn aufgefordert hat, seiner Verehrung, seiner Nachahmung, und der Beförderung seiner Absichten unser ganzes Leben zu heiligen, segne diese Stunde. Wir flehen um diese Gnade in stiller Andacht.

Evangelium, Luc. XIV. v. 1. — 11.

Und es begab sich, daß er kam in ein Haus eines Obersten der Pharisäer, auf einen Sabbath, das Brod zu

essen; und sie hielten auf ihn. Und siehe, da war ein Mensch vor ihm, der war wassersüchtig. Und Jesus antwortete, und sagte zu den Schriftgelehrten und Pharisäern, und sprach: Ists auch recht auf den Sabbath heilen? Sie aber schwiegen stille. Und er grief ihn an, und heilete ihn, und ließ ihn gehen. Und antwortete, und sprach zu ihnen: Welcher ist unter euch, dem sein Ochse oder Esel in den Brunnen fället, und er nicht alsbald ihn heraus zeucht am Sabbathtage? Und sie konnten ihm darauf nicht wieder Antwort geben. Er sagte aber ein Gleichniß zu den Gästen, da er merkete, wie sie erwähleten oben an zu sitzen, und sprach zu ihnen: Wenn du von jemand geladen wirst zur Hochzeit, so setze dich nicht oben an; daß nicht etwa ein ehrlicher, denn du, von ihm geladen sey; und so denn kommt, der dich und ihn geladen hat, spreche zu dir: Weiche diesem; und du müssest denn mit Scham unten an sitzen. Sondern wenn du geladen wirst, so gehe hin, und setze dich unten an; auf daß, wenn da kommt, der dich geladen hat, spreche zu dir: Freund, rücke hinauf; denn wirst du Ehre haben vor denen, die mit dir zu Tische sitzen. Denn wer sich selbst erhöhet, der soll erniedriget werden; und wer sich selbst erniedriget, der soll erhöhet werden.

Die Umstände, unter welchen Jesus nach dem vorgelesenen Evangelio den Sabbath feierte, M. Z., sind sehr merkwürdig. Zwar richtete er sich bey dieser Feier ganz nach den Sitten seines Volks; er ruhte mit seinen Mitbürgern von den gewöhnlichen Geschäften; er nahm Theil an den öffentlichen Versammlungen und frommen Uebungen, welche diesen Tag bezeichneten; er erschien sogar in dem Haus eines vornehmen Pharisäers, um bey der festlichen Mahlzeit gegenwärtig zu seyn, die man der Heiligkeit des Sabbaths schuldig zu seyn glaubte. Allein dessen ungeachtet wußte man, daß er von der Nothwendigkeit dieses Tages, und von der Strenge, mit welcher man jedes Geschäft an demselben unterlassen müsse, die Begriffe nicht habe, welche die Pharisäer sich davon gebildet hatten. Man wollte ihn daher Gelegenheit geben, sich zu verrathen, und eine Handlung zu verrichten, die man ihm als eine Entheiligung des Sabbaths zur Last legen könnte. Dies

will der Evangelist anzeigen, wenn er sagt, sie hielten auf ihn; dies war die Ursache, warum ein Wassersüchtiger, warum ein Nothleidender zugegen war; man hofte, nach seiner bekannten Bereitwilligkeit jedem Unglücklichen zu helfen, würde Jesus auch diesen heilen, und die stille Feier des Sabbaths dadurch unterbrechen. Und in der That, es war nicht wohl möglich, der Schlinge auszuweichen, die man ihm unter dem Scheine der gefälligsten Gastfreiheit diesmal gelegt hatte. Aber er fürchtet sie nicht; er zeigt vielmehr den frommen Heuchlern, die ihn berücken wollten, wie thöricht ihre Begriffe von der Heiligkeit des Sabbaths seyen; er beweiset ihnen dadurch, daß er den Wassersüchtigen wirklich gesund machte, die Aeusserung einer wohlthätigen Liebe sey mehr werth, als eine abergläubische Sabbathsruhe; er bestätigt auch hier, was er an einem andern Orte sagte, der Mensch sey nicht um des Sabbaths willen, sondern der Sabbath um des Menschen willen gemacht. Nur sammeln und weiter verfolgen dürfen wir also die Winke, M. Z., die Jesus hier giebt, wir dürfen nur die Belehrungen damit verbinden, welche wir in den Schriften seiner Apostel über diese Sache finden: so muß es sehr klar werden, welchen Werth Christen, wenn sie den Geist ihrer Religion richtig gefaßt haben, auf religiöse Fest- und Feiertage legen sollen. Wohlan demnach, lasset uns bey dieser wichtigen Sache stehen bleiben; lasset mich von dem edlen freien Sinne reden, welchen uns das Christenthum in Absicht auf religiöse Festtage einflössen soll. Es kommt hiebey auf zweyerley an. Wir wollen untersuchen, wie wir religiöse Festtage nach diesem edlen freien Sinne beurtheilen; und hernach wie wir sie mit demselben begehen sollen.

Von religiösen Festtagen soll jetzt die Rede seyn, M. Z., von Tagen, wo alle geräuschvolle Geschäfte,

und alle ermüdende Arbeiten des Körpers aufhören; wo man die Absicht hat, öffentliche Gottesdienstliche Versammlungen anzustellen, und Handlungen vorzunehmen, die theils ein feierliches Bekenntniß des Glaubens an Gott seyn, theils Belehrung in der Wahrheit, Ermunterung zur Tugend, und Erquickung bey allen Mühseligkeiten des Lebens werden sollen. Wie hat man als Christ von solchen Tagen zu urtheilen; welchen Werth soll man ihnen beylegen; welche Verbindlichkeit hat man, sie zu feiern? Bald abergläubische Jüdische Vorurtheile blenden die Menschen in Ansehung dieser Tage; bald beherrscht sie ein Leichtsinn, der Christen nicht geziemt. Und doch ist es so klar, so entschieden, was religiöse Festtage sind, wenn man sie nach dem edlen freien Sinne beurtheilt, welchen das Christenthum uns einflössen soll. Dann haben wir sie nehmlich für Anstalten zu halten, die zwar keinen ausdrücklichen Befehl Gottes für sich haben, die daher keineswegs zum Wesen des Christenthums gehören; die aber doch im allgemeinen nothwendig sind, und jedem wahren Menschenfreund ehrwürdig und heilig seyn müssen; lasset mich diese vier Puncte ausführlicher darthun.

Religiöse Festtage sind also Anstalten, welche nach der Lehre des Christenthums keinen ausdrücklichen Befehl Gottes für sich haben. Denn hier ists, M. Z., wo sich die Religion, welche wir bekennen, von der alten Mosaischen ganz unterscheidet. Diese Letztre hatte allerdings Feste, welche Gott selbst vorgeschrieben hatte, und bey denen menschliche Willkühr nichts verändern durfte. Aber es ist unläugbar, daß diese Feste durch das Christenthum nicht nur abgeschaft und aufgehoben sind, sondern daß Jesus und seine Apostel auch keine andern an die Stelle derselben gesetzt haben. Denn wer weiß es nicht, daß die Mosaische

Religionsverfassung gleich anfangs dazu bestimmt war, nicht länger, als bis auf Christum, zu gelten; daß sie also für die, welche Christum bekennen, keine verbindende Kraft weiter hat? Das Gesetz, sagt Paulus, ist unser Zuchtmeister gewesen bis auf Christum, daß wir durch den Glauben gerecht würden; nun aber der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister. Und daß dies auch insbesondre von allen den Verordnungen Mosis gelte, wodurch gewisse festliche Tage vorgeschrieben werden, schärft eben dieser Apostel sehr nachdrücklich ein. So lasset nun Niemand, sagt er, euch Gewissen machen über Speise, oder über Trank, oder über bestimmte Feiertage, oder Neumonde, oder Sabbather, welches ist der Schatten von dem, was zukünftig war, aber der Körper selbst ist in Christo. Es war also blos Herablassung zur Schwachheit ihrer Mitbürger, blos Klugheit, welche sich nach den Zeitumständen bequemte, daß Jesus und seine Apostel selbst noch an jüdischen Festen Antheil nahmen. Christus war gekommen, sie ohne alle Ausnahme abzuschaffen. Und dabey bemerket, daß er keine andern an die Stelle derselben gesetzt, sondern seinen Bekennern in diesem Stücke die unbegränzteste Freiheit gelassen hat. Denn auch nicht eine Spur findet sich in den Schriften der Apostel, daß durch Jesum ein neues Fest angeordnet worden wäre. Dies gilt selbst von dem Tage, der vielleicht noch am ersten einen göttlichen Befehl für sich zu haben scheinen könnte, vom Sonntag. Es ist wahr, in den Nachrichten der Apostel sind Anzeigen vorhanden, daß dieser Tag schon zu ihren Zeiten dem Andenken Jesu gewidmet war, und daher im vorzüglichen Sinne der Tag des Herrn genannt wurde. Aber die Feier desselben ist nirgends vorgeschrieben, es ist nirgends zum Gesetz gemacht, daß man sich an ihn zu binden habe. Ver-

geblich würde man sich, um die göttliche Einsetzung dieses Festtages zu beweisen, auf Stellen des alten Testamentes berufen. Was Moses und die Propheten vom Sabbath und seiner Feier sagen, ist nicht nur, wie ich schon angemerkt habe, für Christen nicht weiter verbindlich; sondern handelt auch von einem ganz andern Tage, nämlich vom Sonnabend, und es würde die unüberlegteste Verwechselung seyn, wenn man den Sonntag der Christen mit dem Sabbath der Juden für einerley halten wollte. Noch weit weniger läßt sich für die übrigen Feste, welche die christliche Kirche zu feiern pflegt, ein Befehl Gottes anführen. Die Geschichte beweiset es unwidersprechlich, daß sie insgesammt spätern Ursprungs sind, und daß die Gewohnheit, sie zu begehen, nicht bis zu den Zeiten Jesu und seiner Apostel hinaufreicht. Haben aber die Festverordnungen Mosis durch Christum ihre Gültigkeit verlohren; hat Jesus neue Verordnungen dieser Art nicht gegeben; ist in allen Schriften der Apostel kein Befehl dieser Art anzutreffen; so müßten wir entweder vergessen, aus welcher Quelle wir alle Erkenntniß dessen, was Gott durch Christum vorgeschrieben hat, schöpfen müssen; oder wir müssen eingestehen, daß alle Festtage nach der Lehre des Christenthums Anstalten sind, die keinen ausdrücklichen Befehl Gottes für sich haben.

Hieraus folgt gleichsam von selbst, daß sie keineswegs zum Wesen des Christenthums gehören. Denn urtheilet selber, wäre die Feier irgend eines bestimmten Tages nach dem Willen Gottes unumgänglich nöthig; wäre es nicht möglich, ohne dieselbe Gott zu gefallen und ewig selig zu werden: würden wir dann nicht die bestimmtesten Befehle und die deutlichsten Anweisungen in der Schrift darüber finden, würde sich Gott nicht eben so unzweydeutig darüber erklärt haben, als über andre Bedingungen unsrer Begnadigung und Wohlfahrt?

fahrt? Müssen wir nicht eben daraus, weil die Schrift über bestimmte Festtage ein so tiefes Stillschweigen beobachtet, den Schluß ziehen, daß sie zum Wesen des Christenthums gar nicht zu rechnen sind? Und wen darf dies Wunder nehmen? Unterscheidet sich die Religion, welche wir bekennen, nicht eben dadurch von allen, die jemals auf Erden da gewesen sind, daß sie frei ist von allen Anordnungen, welche blos den äussern Gottesdienst betreffen; daß sie ausser der Taufe und dem Abendmahl Jesu nichts vorschreibt, was wir als einen heiligen Gebrauch nothwendig zu beobachten hätten; daß sie im eigentlichsten Verstande Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit ist, bey der alles auf unsre Gesinnungen und auf die Bildung unsrer Seele zur Aehnlichkeit mit Gott ankommt? Es ist freilich wahr, daß die Christen, wie fern sie eine Gemeine ausmachen, und eine sichtbare Kirche bilden, auch gottesdienstliche Ceremonien, auch äusserliche Einrichtungen und Feste nöthig haben. Aber diese Ceremonien, diese Einrichtungen und Feste sind ganz ihrer Freiheit anheim gestellt; nach der Lehre Jesu sollen wir vernünftige, zu einem reifern Alter erwachsene Gottessöhne seyn, denen man über dergleichen ausserwesentliche Anstalten keine zwangvollen Gesetze zu geben braucht, die selbst entscheiden können, welche Gestalt und Form der äusserlichen Gottesdienste die zweckmässigste und nützlichste sey. Und so, M. Z., haben sich über diese Sache die einsichtsvollsten Lehrer unsrer Kirche stets erklärt; diese Freiheit des Evangelii wird nirgends nachdrücklicher behauptet, als in unsern öffentlichen Glaubens- und Bekenntnißschriften. Sehr merkwürdig, und ganz im Geiste des freien, reinen, erhabnen Evangelii Jesu ist das, was das Augspurgische Bekenntniß hierüber sagt. Es wird ausdrücklich in demselben bemerkt, daß die sehr irren, welche dafür halten, die Ordnung vom Sonntag für den Sabbath sey als

nöthig aufgerichtet; es wird behauptet, die heilige Schrift habe den Sabbath abgethan, und nach Eröfnung des Evangelii könnten alle Ceremonien des alten Gesetzes nachgelassen werden; es wird endlich hinzugesetzt, die christliche Kirche habe den Sonntag angeordnet, damit das Volk wüßte, wenn es zusammenkommen sollte, und habe diese Veränderung darum gemacht, damit die Leute ein Exempel hätten der christlichen Freiheit, und wüßten, daß weder die Haltung des Sabbaths, noch eines andern Tags zur Seligkeit nöthig sey. Lasset uns den edlen freien Sinn, mit welchem unsre Vorfahren alle Feste und Feiertage für nichts mehr und nichts weniger erkannt haben, als für willkührliche Anstalten der Kirche, diesen edlen Sinn, der in den Schriften der Apostel herrscht, und aus ihnen geschöpft ist, lasset uns nicht verläugnen, M. Z.; die eingeführten Festtage sind Anstalten, die keineswegs zum Wesen des Christenthums gehören. — Aber sind sie darum überflüssig; können sie darum ganz entbehrt und abgeschaft werden? Lasset uns vorsichtig urtheilen, M. Br., lasset uns überlegen, daß daraus, wenn das Christenthum keine bestimmten Feste anordnet, noch gar nicht folgt, daß es überhaupt keine Tage dieser Art verlange.

Eben der edle freie Sinn, welcher alle Feste der Christen für menschliche Einrichtungen hält, erkennt sie doch zugleich für Anstalten, die im allgemeinen nothwendig sind. Das Christenthum weiset uns nehmlich an, gewisse Absichten zu befördern, die sich nicht besser erreichen lassen, als durch religiöse Feste, die wenigstens nicht genug gesichert sind, wenn nicht auf diese Art für sie gesorgt wird. Ist es nicht eine unsrer wichtigsten Pflichten, daran zu arbeiten, daß die wahre lebendige Erkenntniß Gottes und Jesu verbreitet und erhalten werde? Sollen wir nach den Forderungen der Apostel nicht reich werden in allerley

Kenntniß und Erfahrung? Soll das Wort Christi nicht reichlich unter uns wohnen in aller Weisheit? Sollen wir uns nicht einander lehren und vermahnen mit Psalmen und Lobgesängen, und geistlichen lieblichen Liedern? Saget aber selbst, wie sollen die grossen Wahrheiten der Religion in stätem Andenken erhalten werden, wenn nicht gewisse Tage ausdrücklich dazu bestimmt sind, sie öffentlich in Erinnerung zu bringen? Wie sollen diese Wahrheiten Kraft und Leben erhalten, wenn sie nicht in gemeinschaftliche Ueberlegung genommen, und von Zeit zu Zeit von ganzen Versammlungen erwogen werden? Wie sollen insonderheit die, deren Aufmerksamkeit und Kraft das ganze Leben hindurch auf ganz andre Angelegenheiten und Geschäfte gerichtet ist, in der Erkenntniß und Verehrung Gottes wachsen, wenn sie nicht durch festliche geheiligte Tage recht absichtlich auf die Wahrheiten der Religion gelenkt werden? Wie soll der grosse Haufe bey den Zerstreuungen, in denen er seine Tage zubringt, bey den ermüdenden Arbeiten, die seinen Geist niederdrücken, und bey dem Mangel an Gelegenheit, sich zu unterrichten, ich will nicht sagen zunehmen in der Erkenntniß, sondern das Wenige, was er in der Jugend gefaßt hat, nur erhalten, wenn ihm nicht Tage der Ruhe gegönnt sind, wo er sich sammeln, sich ermuntern, sich über seine niedrigern Geschäfte erheben, und öffentlich Belehrung, Trost und Ermunterung erhalten kann? Setzet noch hinzu, daß das Christenthum überhaupt einen sehr grossen Werth auf den öffentlichen und gemeinschaftlichen Gottesdienst legt. Der Herr selbst hat die Verheissung gegeben, wo zwey oder drey versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Er hat insonderheit sein Abendmahl dazu angeordnet, daß wir bey demselben sein Andenken öffentlich erneuern, und uns einander zur

Dankbarkeit für seinen Tod, zur Standhaftigkeit bey seiner Lehre, zu brüderlicher Liebe und zu lebendigen Hofnungen erwärmen sollen. Daher war es auch eins der ersten Geschäfte, welches die Apostel da besorgten, wo christliche Gemeinen entstanden, daß sie religiöse Zusammenkünfte anordneten, und darüber Vorschriften ertheilten. Hat aber der gemeinschaftliche Gottesdienst nach den Aussprüchen des Christenthums einen so hohen Werth, sind dann nicht besondre zu frommen Versammlungen bestimmte Tage nöthig, damit Jedermann, frey von Geschäften andrer Art, mit Heiterkeit und ruhiger Seele sich auf die erhabensten Gegenstände richten, und der Betrachtung derselben sich überlassen könne? Wenn es Pflicht für uns ist, die grossen Wahrheiten, daß wir alle die Kinder eines Vaters, die Erlöseten eines Herrn, daß wir alle Brüder sind, durch die heiligen Banden eines gemeinschaftlichen Glaubens und gemeinschaftlicher Hofnungen mit einander verknüpft, in uns so kräftig und wirksam als möglich zu machen: werden wir uns dann nicht von Zeit zu Zeit, an Tagen, die recht eigentlich dazu geheiligt sind, einander sehen, durch unsre Gegenwart ein Bekenntniß unsers Glaubens ablegen, uns an unsre Verhältnisse lebhaft erinnern, und Gott durch Jesum seinen Sohn verehren und anbeten müssen? Nein, der kann keinen Eifer, kein Gefühl für die grossen Endzwecke haben, welche das Christenthum auf Erden befördern soll, für die Erleuchtung, Besserung und Veredlung seiner Brüder, der es nicht eingestehen will, es sey billig und recht, wenigstens Einen Tag der Woche der wichtigsten Angelegenheit zu widmen, die ein vernünftiges Geschöpf haben kann. Die religiösen Festtage sind nach der Lehre des Christenthums im Allgemeinen nothwendig.

Und wahrlich, sie sind endlich auch in einer andern Hinsicht jedem wahren Menschen-

freund ehrwürdig und heilig. Denn bedenket es wohl, die Religion, welche wir bekennen, ist die Religion der Liebe; wahre, alles erquickende, alles erfreuende Zärtlichkeit ist die Seele aller ihrer Vorschriften. Aber werfet, ich bitte euch, werfet einen Blick in das tägliche Leben, und auf den Zustand der meisten Menschen. Ringt nicht bey weitem der größte Theil unsers Geschlechts mit einer drückenden Last harter Arbeiten; ist er nicht zu Verrichtungen bestimmt, die seine Kräfte gewaltsam anstrengen, verzehren und aufreiben; wird er nicht durch tausend Ursachen in einer Spannung erhalten, die allen frohen Genuß des Lebens verbittert; liegt das Joch der Geschäfte, die sein Hauswesen, sein Beruf, sein Amt und Stand ihm auflegt, nicht unabläßig auf seinen Nacken; ist beym Gedräng unsrer Verrichtungen die Sehnsucht nach Zeitpuncten der Erholung und Ruhe nicht oft so lebhaft, daß wir uns derselben unmöglich erwehren können? Und bey einer solchen Verfassung sollte der wahre Menschenfreund, den christliches Wohlwollen gegen alle seine Brüder erwärmt, nicht mit Freuden die Tage segnen, wo das Geräusch der Geschäfte verstummt, wo das wilde Drängen und Treiben ruht, wo der müde Arbeiter sich erholt, wo er die Beschwerlichkeiten vergißt, mit denen er sonst kämpfte, wo er, bey einer frommen Richtung seines Geistes auf Gott, das Gute genießt, das sein Fleiß sich erworben hat, und seines Lebens froh wird? Kann auch nur ein Funke der theilnehmenden Liebe, welche das Christenthum einflößt, in dem glimmen, dem das Herz nicht weiter wird, der sich nicht mit dankbarer Rührung freut, wenn er sieht, welche Heiterkeit, welche Erquickung, welchen frohen Genuß des Lebens ein festlicher Tag über alle verbreitet, die ihn feiern, wie viel Quellen des Trostes, der Beruhigung und des Vergnügens aller Art sich an solchen Tagen über seine Brüder ergiessen? Lasset uns eingeste-

hen, M. Z., so gewiß es auch ist, daß das Christenthum keine bestimmten Feste anordnet; so laut erklärt es sich doch für die Nothwendigkeit solcher Tage, so sehr ist es die Pflicht eines jeden, der es bekennt, darüber zu halten, daß die, welche die Kirche und das Vaterland bereits festgesetzt und geheiligt hat, vernünftig gefeiert, und zu den grossen Endzwecken angewendet werden, wozu sie bestimmt sind.

Doch dies war eben das Zweite, was wir zu dem edlen freien Sinn, welchen uns das Christenthum in Absicht auf religiöse Feste einflößt, gerechnet haben; wir wollten noch untersuchen, wie wir sie mit diesem Sinne begehen sollen. Und hier fällt es denn sogleich in die Augen, daß Theilnehmung an dem öffentlichen und gemeinschaftlichen Gottesdienst die erste Pflicht ist, welche Christen an solchen Tagen zu erfüllen haben. Denn ist die öffentliche Verehrung Gottes nicht eine der vornehmsten Absichten, welche durch solche Tage erreicht werden sollen; legt das Christenthum auf den gemeinschaftlichen Gottesdienst nicht einen ausserordentlich grossen Werth; dringt es nicht eben daher auf die Anordnung gewisser Versammlungstage, damit Jedermann Zeit und Gelegenheit habe, bey Zusammenkünften, deren Endzweck so erhaben und heilig ist, zu erscheinen; würden wir also der Bestimmung solcher Tage nicht ganz entgegen handeln, wenn wir den öffentlichen Gottesdienst an demselben vernachlässigen wollten? Niemand entschuldige diese Vernachlässigung damit, daß er Gott zu Hause eben so gut dienen könne, daß er das, was der Prediger sagen werde, selbst wisse, und daß ihm bey der Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes manches anstössig sey. Denn höret mich, ihr, die ihr so denket und urtheilet; können euch die Uebungen der Andacht, die ihr in eurem Hause anstellet, von der Schuldigkeit befreyen, dies auch öffentlich zu thun; verbindet euch das Christenthum nicht zu

beidem? Und zugestanden, daß wir, die wir öffentlich lehren, euch nichts zu sagen wissen, das ihr nicht bereits eben so gut, oder noch besser verstündet, verlangen wir denn, daß ihr blos kommen sollet, von uns zu lernen; seyd ihr, wenn ihr Christen seyn, und zu unsrer kirchlichen Gemeinschaft gehören wollet, uns nicht auch ein Zeugniß, ein öffentliches Bekenntniß von der Uebereinstimmung eures Glaubens und eurer Hofnungen mit uns schuldig, und könnet ihr uns dies anderswo geben, als hier, wo wir uns alle zur gemeinschaftlichen Verehrung Gottes und Jesu vereinigen? Seyd ihr aber mit der Einrichtung unsers öffentlichen Gottesdienstes unzufrieden, und wollet ihn darum nicht besuchen: so bedenket, in welchen Widerspruch ihr euch verwickelt! Wie, ihr wollet stark und einsichtsvoll genug seyn, die Mängel unsrer gottesdienstlichen Verfassung zu fühlen, und doch seyd ihr auf der andern Seite so schwache Säuglinge in Christo, daß euch diese Mängel zum Anstoß gereichen; solltet ihr als Starke sie nicht mit Gelassenheit tragen und entschuldigen? Doch ich freue mich, M. Br., ich freue mich, daß die Anzahl derer, welche die Pflicht, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, verabsäumen, nicht eben groß unter uns ist. Denn wahrlich Niemand kann euch das schöne Lob streitig machen, daß ihr mit einem Eifer, der dem ganzen Lande zum Muster dienen kann, euch an festlichen Tagen zur gemeinschaftlichen Erbauung versammelt; Niemand, dem ein gutes Herz im Busen schlägt, wird es ohne Rührung sehen können, mit welcher Eintracht Hohe und Niedrige, Vornehme und Geringe an solchen Tagen eilen, ihren gemeinschaftlichen Glauben, und ihre Ehrfurcht gegen Gott und Jesum öffentlich zu bezeugen. Tage eines grossen mannichfaltigen Segens, dies hoff ich zu Gott, werden unsre Feste für euch seyn, M. Br., so lang ihr sie so heiliget; Theilnehmung an dem gemeinschaftlichen Gottesdienst

ist das erste, was zu dem edlen freien Geiste gehört, mit welchem Christen religiöse Feste begehen.

Allein nach eben diesem Sinne werden sie diese Tage auch zu eignen stillen Ueberlegungen in ihrem Hause anwenden. Denn fordert das Christenthum nicht eben darum die Anordnung festlicher Tage, daß unser Geist sich sammeln, daß er ungestört vom Geräusch seiner gewöhnlichen Geschäfte sich auf die höhern Angelegenheiten richten könne, die er als ein vernünftiges Wesen, die er als Mitglied der unsichtbaren Welt, die er als Bürger des Himmels zu besorgen hat? Glaubet also nicht, daß ihr euern Obliegenheiten Genüge geleistet habt, wenn ihr an festlichen Tagen bey dem öffentlichen Gottesdienst gegenwärtig gewesen seyd. O nicht umsonst umgiebt euch die Feierlichkeit dieser Tage mit einer heiligen Stille; ihr sollt fühlen, daß die irdischen Geschäfte, deren Fortgang an denselben unterbrochen ist, nichts weniger, als eure ganze Bestimmung sind, sondern einst völlig aufhören werden; euer Geist soll sich ermuntern, soll durch ernsthafte Betrachtungen das Gefühl seiner Würde in sich erwecken, soll prüfen, was die Woche über im Tumult der Zerstreuungen in ihm verändert und verschlimmert worden ist, soll neue, würdige Entschliessungen fassen, soll Kräfte zum Guten sammeln, soll zum immer wieder anfangenden Kampf mit den Arbeiten und Mühseligkeiten des Lebens sich vorbereiten und stärken. Welch ein Segen für euer Herz, welch ein Vorschmack der himmlischen Ruhe werden unsre Festtage für euch werden, geliebten Brüder, wenn ihr einige Stunden derselben einer solchen Einsamkeit, einem solchen Umgang mit euch selber, einer solchen frommen Uebung widmet! O ich berufe mich auf die Erfahrung aller derer, welche weise genug gewesen sind, von festlichen Tagen diesen edlen Gebrauch zu machen. Sie werden es wissen, wie viel Gutes an diesen Tagen in ihre Seele kam; sie

werden es mit dankbarer Rührung erkennen, daß sie ihnen die heilsamsten und seligsten Stunden ihres Lebens verdanken. Wir feiern religiöse Feste nur dann mit freiem edlen Sinne, wenn wir sie auch zu stillen Ueberlegungen in unserm Hause anwenden.

Doch sie sollen auch Aufheiterung und Erholung für uns werden. Denn so wohlthätig, so menschenfreundlich sind die Verordnungen des Christenthums, M. Br. Nicht einen knechtischen Geist flößt es uns ein; nicht mit Angst und Furcht sollen uns die Tage erfüllen, welche der öffentlichen Verehrung Gottes gewidmet sind; mit frohem kindlichen Geiste sollen wir sie feiern; wir sollen sie als Zeitpuncte betrachten, wo uns nach den Anstrengungen der Woche tugendhafte Freuden erquicken sollen. Findet sich nicht Jesus im Evangelio selber am Sabbath bey einer frohen Mahlzeit ein, und erklärt damit deutlich genug, es sey erlaubt, es sey sogar Pflicht, einen Theil der festlichen Tage, welche der Religion, dieser Geberin aller wahren Freude, geweiht sind, auch frohen Erholungen zu widmen? Und o, haben wir die wichtigsten Pflichten erfüllt, die an solchen Tagen uns obliegen; haben wir unsern Geist mit Vorstellungen genährt, die ihn mit edlen Empfindungen, und mit neuer Kraft zum Guten beleben konnten: so können wir getrost zum Vergnügen übergehen, und uns dem Genuß der Freude überlassen. Denn wahrlich nicht Befriedigung schändlicher Lüste, nicht unsittliche Lustbarkeiten, nicht wilde Ausschweifungen werden wir suchen können, wenn unser Geist so vorbereitet, so durch die Religion selbst zum Genusse des Vergnügen gleichsam geheiligt ist. Dann wird die Natur uns mit ihren Schönheiten erquicken; dann werden wir durch nützliche Bewegungen des Leibes unsre Gesundheit stärken; dann werden die Freuden der Freundschaft und des geselligen Umgangs uns aufheitern, und uns lehrreiche Unterhaltungen gewäh-

ren; dann werden die Reitze der schönen Künste unsern Geist ermuntern, und unsern Geschmack bilden; dann werden wir die mannichfaltigen Güter, womit Gott unsern Erdkreis angefüllt hat, nach unsern Umständen mit froher Dankbarkeit, mit kindlichem Vertrauen, und theilnehmender Liebe geniessen. Die festlichen Tage, welche wir feiern, sollen auch Aufheiterung und Erholung für uns werden.

Endlich, M. Br., würden wir unsre Feste noch nicht mit edlen Thaten begehen, wenn wir sie nicht zu einer nützlichen Geschäftigkeit anwenden wollten, sobald Gelegenheit und dringende Pflichten uns dazu auffordern. Denn sehet ihr nicht, wie wenig sich Jesus im Evangelio hindern läßt, auch am Sabbath einen Kranken zu heilen; wie sehr er es billigt, daß man an diesem Tage einem leidenden Geschöpf selbst durch anstrengende Arbeiten zu Hilfe eile? Keiner von unsern festlichen Tagen ist, wie ehemals der jüdische Sabbath, von Gott selbst vorgeschrieben. Alle unsre Feste sind, wie wir oben gesehen haben, menschliche Anordnungen, und die Ruhe von den Geschäften der Woche ist nicht etwan ein Dienst, den wir Gott leisten müßten, sondern blos ein Recht, dessen wir uns begeben können, sobald wir wollen, und die Gesetze des Vaterlandes es erlauben. Unsre Brüder im christlichen Alterthum feierten selbst den Sonntag blos durch gottesdienstliche Versammlungen, und kehrten dann zu ihren gewöhnlichen Geschäften zurück. Der erste Kaiser des römischen Reichs, welcher sich zum Christenthum bekannte, untersagte es fest durch ein Gesetz den Einwohnern der Städte, geräuschvolle Geschäfte an diesem Tage zu treiben, überließ es aber dem Landmann, seine Arbeiten an demselben ungestört fortzusetzen. Blos die Gesetze des Vaterlandes werden also die Regel seyn, nach der wir uns hier zu richten haben. Wir wollen die Stille an solchen Tagen beobachten, die sie uns vorschreiben;

aber nie wollen wir es vergessen, daß dieses Unterlassen unsrer Geschäfte kein Gebot Gottes ist; daß selbst die bürgerlichen Gesetze den dringenden Nothfall ausnehmen; daß wir sündigen würden, wenn wir an solchen Tagen Pflichten nicht erfüllen wollten, deren Beobachtung sich nicht aufschieben läßt; freuen wollen wir uns endlich, wenn wir Gelegenheit finden, auch die festlichen Tage der Ruhe mit Handlungen der Liebe zu bezeichnen. Gott mache uns fähig, zu fühlen, daß wir als Christen berufen sind, unser ganzes Leben ihm und seiner Verehrung zu heiligen; er mache uns fähig, jeden Tag, den er uns noch schenken wird, durch Gehorsam gegen ihn, durch Ehrfurcht gegen Jesum, und durch Liebe gegen unsre Brüder zu einem Feste zu weihen; Amen.

56.

Am Michaelistage.

Niemals ist der Mensch in seinen eignen Augen verächtlicher, M. Z., niemals fühlt er mehr Gleichgültigkeit gegen sein ganzes Geschlecht, als wenn er sich und Andre für elende Sclaven eines blinden Schicksals hält, die einige Jahre lang mit tausend Widerwärtigkeiten kämpfen, zuletzt unterliegen, und aus der Reihe der Dinge wieder verschwinden müssen. Die Erfahrung hat es gelehrt, daß da, wo solche Vorstellungen herrschen, die zügelloseste Lasterhaftigkeit und Ungerechtigkeiten aller Art überhand nehmen. Was soll den Menschen ermuntern, den wilden Trieben seines Herzens zu gebieten, sich Vorzüge des Geistes zu erwerben, sich durch Weisheit und Tugend über die Thiere zu erheben, die neben ihm auf Erden ihr Daseyn geniessen: wenn er einerley Schicksal mit ihnen zu haben glaubt, wenn ihm die Befriedigung seiner Lüste der einzige Gewinn zu seyn scheint, der sich hier davon bringen läßt? Und wie verächtlich müssen dem, der so gesinnt ist, seine Mitmenschen vorkommen! In seinen Augen sind sie Geschöpfe, die nach den Gesetzen der Natur entstehen; die nach eben diesen Gesetzen wieder untergehen; die gemißhandelt, unterdrückt, getödtet werden können, wenn man sie in seiner Gewalt hat, ohne daß man deswegen etwas zu befürchten hätte; die man gebrauchen muß, so lange sich Vortheile von ihnen ziehen lassen; der man sich aber ohne alles Bedenken,

und durch jedes beliebige Mittel entledigen darf, sobald sie lästig werden, oder unsern Absichten im Wege stehen. Der Mensch verachtet sich selbst und seine Mitbrüder, sobald er in der Gewalt einer blinden unerbittlichen Nothwendigkeit zu seyn glaubt, die sein Daseyn und seinen Genuß in die engen Gränzen dieses Lebens eingeschränkt hat.

Aber wie ändert sich alles, M. Z., sobald die Religion dem menschlichen Geist höhere Aussichten öfnet, sobald sie ihm die Ueberzeugung giebt, er stehe unter der Leitung eines weisen und gütigen Gottes, und lebe hier für eine beßre Welt! O mit Ehrfurcht und Erstaunen betrachtet sich der, welcher sich für den glücklichen Gegenstand einer höhern Aufmerksamkeit hält; welcher sich zu grossen, ewig dauernden Absichten bestimmt fühlt; welcher Fähigkeiten und Kräfte in sich wahrnimmt, die einer gränzenlosen Ausbildung würdig sind; welchem alles, was er auf Erden sieht und geniessen kann, ein Spielwerk zu seyn dünkt, das ihn in den Jahren seiner jetzigen Kindheit heilsam beschäftigen, und ihn zu wichtigern Verrichtungen üben und stärken soll. Und was muß der, welcher so denkt, gegen seine Brüder empfinden! Sie sind in seinen Augen Geschöpfe Gottes, Wesen, voll edler Kräfte, bestimmt zu den erhabensten Absichten, Erben der Unsterblichkeit; sie sind Geschöpfe, die Gott ewig leiten, ewig erheben und weiter führen will, die man nicht beleidigen, nicht mißhandeln und entehren darf, ohne die gerechte Ahndung dessen zu fürchten, der sie alle bemerkt und liebt.

Lasset uns eingestehen, M. Br., die Religion, welche wir Jesu verdanken, hat sich das grosse Verdienst erworben, solche Vorstellungen von der menschlichen Natur auszubreiten, und die traurigen Nebel zu zerstreuen, mit welchen Unglaube, Zweifelsucht und rohe Sinnlichkeit die Würde unsers Geistes verdunkelt hatten. Unsre Vernunft fühlt sich mächtig angeregt, die edelsten Neigungen unsers Herzens wer-

den thätig, die ganze Natur um uns her hellt sich auf, Aussichten öfnen sich uns, die uns weit über die Erde hinausführen, und uns in jedem Betracht einander werth und wichtig machen, sobald wir uns im Geist und Sinne Jesu einander beurtheilen. Wie könnten wir dieses Fest, das uns an eine höhere und unsichtbare Welt erinnert, besser feiern, M. Br., als wenn wir die Aufklärungen sammeln, die uns Gott über den Werth unsrer Natur in seinen Augen gegeben hat, und auf die uns das Christenthum überall hinweiset. Es wird sich zeigen, daß wir mehr sind, als alles, was sich unsern Sinnen darstellt; daß das höhere Reich Gottes, daß die unsichtbare Ordnung der Dinge, wo Vernunft und Freiheit herrschen, für uns nicht unzugänglich ist; daß wir in die Gesellschaft der erhabnern Wesen, die wir mit dem Namen der Engel Gottes bezeichnen, einst übergehen sollen, sobald unser Geist der Erde entflohen seyn wird. Lasset uns unsre Gedanken sammeln, M. Br.; lasset uns mit Aufmerksamkeit und Ehrerbietung vernehmen, wie sich Gott selbst über den Werth unsrer Natur erklärt hat; lasset uns bitten, daß er diese Stunde der Betrachtung segne.

Evangelium, Matth. XVIII. 1—11.

Zu derselbigen Stunde traten die Jünger zu Jesu, und sprachen: Wer ist doch der Grösseste im Himmelreich? Jesus rief ein Kind zu sich, und stellete es mitten unter sie, und sprach: Wahrlich, ich sage euch: Es sey denn, daß ihr euch umkehret, und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wer sich nun selbst erniedriget, wie dies Kind, der ist der Grösseste im Himmelreich. Und wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehänget würde, und er ersäuffet würde im Meer, da es am tiefsten ist. Wehe der Welt der Aergerniß halben! Es muß ja Aergerniß kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt! So aber deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, so haue ihn ab, und wirf

ihn von dir; es ist dir besser, daß du zum Leben lahm, oder als ein Krüppel eingehest, denn daß du zwo Hände oder zween Füsse habest, und werdest in das ewige Feuer geworfen. Und so dich dein Auge ärgert, reiß es aus, und wirf es von dir: es ist dir besser, daß du einäugig zum Leben eingehest, denn daß du zwey Augen habest, und werdest in das höllische Feuer geworfen. Sehet zu, daß ihr nicht Jemand von diesen Kleinen verachtet. Denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel. Denn des Menschen Sohn ist kommen, selig zu machen, das verloren ist.

Die Absicht fällt in die Augen, M. Z., welche Jesus durch die Belehrungen erreichen wollte, die er seinen Aposteln in dem vorgelesenen Evangelio ertheilet. Noch immer nährten sie die eitle Hofnung, im Reiche des Messias, dessen Errichtung sie nun nächstens erwarteten, hohe Ehrenstellen, und eine ausgebreitete Herrschaft über die Völker der Erde zu erhalten. Daher rührte eben die Frage, welche sie Jesu am Anfange des Evangelii vorlegten: wer ist doch der Grösseste im Himmelreich? Aber wie weit entfernten sie sich durch solche Erwartungen von ihrer wahren Bestimmung! O nicht gewaltige Herrscher, nicht Bändiger und Unterdrücker ganzer Nationen sollten sie werden: nein, sanfte, menschenfreundliche Lehrer der Wahrheit und Tugend sollten sie einst seyn, die sich gütig herablassen könnten zu den Verachteten und Kleinen, zu der niedrigsten Klasse des Volks, welche der Stolz aufgeblasener Weisen bisher vernachlässigt hatte. Konnte Jesus seinen Aposteln diesen Beruf, der das gerade Gegentheil ihrer bisherigen Hofnungen war, ehrwürdiger und angenehmer vorstellen, als wenn er ihnen zeigte, wie theuer jedes menschliche Geschöpf, auch das geringste, vor Gott sey, und wie sehr man sich Glück wünschen könne, wenn man von ihm dazu gebraucht werde, Andre zu belehren, zu bessern und ihnen Gutes zu thun? Recht absichtlich erinnert also Jesus seine Jünger an alles, wodurch Gott sein Urtheil

über unsre Natur, und die Huld, der er sie würdigt, zu Tage gelegt hat; er sammelt die Merkmale des göttlichen Wohlgefallens an uns auf eine Art, die unsre angestrengteste Aufmerksamkeit verdient. Und wahrlich wir bedürfen es, wenn wir in Zeiten, wie die unsrigen sind, nicht kleinmüthig werden, und an unserm Geschlechte gleichsam verzweifeln wollen, daß man uns zeige, was es vor Gott ist, und wie sein Schöpfer es ansieht.

Von den Aufklärungen, die uns Gott über den Werth unsrer Natur in seinen Augen gegeben hat, werde ich also diesmal reden. Lasset mich diese Aufklärungen nachweisen; hernach wollen wir überlegen, wozu wir sie gebrauchen und anwenden sollen.

Was von unsrer Natur zu halten sey, und welchen Werth sie habe, darüber hat Gott selbst sich geäussert, M. Z., und es lassen sich die Aufklärungen, die er hierüber gegeben hat, sehr vollständig nachweisen, wenn wir den Belehrungen unsers Evangelii folgen. Auf eine dreyfache Art hat nämlich Gott nach diesen Belehrungen den Werth bestimmt, den unsre Natur in seinen Augen hat; er hat ihn durch die Kräfte, die sie besitzt, durch die Regierung, die er über sie führt, und durch die Anstalten bezeichnet, die zu ihrem Besten in Christo getroffen sind; sehet da drey Arten eines sanften erquickenden Lichts, die sich über unser Wesen verbreiten, und uns über die Würde desselben die erwünschtesten Aufklärungen geben!

Schon durch die Kräfte, die unsre Natur besitzt, hat Gott den Werth bezeichnet, den sie in seinen Augen hat; denn durch diese Kräfte sind wir vernünftige, selbstthätige Wesen, und geschickt, ihm selbst ähnlich zu werden.

Wir sind vernünftige, selbstthätige Wesen durch die Kräfte, die Gott unsrer Natur geschenkt hat. Denn es ist keine eitle, keine übertriebene

bene Forderung, M. Z., wenn uns Jesus im Evangelio gebietet, die Hand abzuhauen, den Fuß von uns zu werfen, das Auge auszureissen, oder, welches einerley ist, die liebsten Neigungen unsers Herzens einzuschränken, zu bezähmen, zu unterdrücken, sobald sie uns ärgern, sobald sie uns zu Handlungen verleiten, die unrecht und schändlich sind. Freilich fehlte es uns an Ueberlegung und Bewußtseyn, hätten wir von dem, was gut und recht ist, kein Gefühl und keine Begriffe: so wäre es vergeblich, Unterwerfung unter sittliche Gesetze von uns zu verlangen. Aber wir besitzen Vernunft, M. Br., und durch sie spricht ein ehrwürdiges heiliges Gesetz in unsrer Seele, das uns nicht blos anzeigt, was gut und recht ist; sondern auch mit einer Allgemeinheit und Strenge gebietet, die keine Ausnahme verstattet. Noch mehr; wir sind auch der Gewalt sinnlicher Triebe nicht so unterworfen, wie die Thiere, die dem Zuge derselben blindlings folgen und folgen müssen; nein, wir fühlen uns frey; wir können wählen, bestimmen, und aus eigner Macht handeln; wir können den Forderungen unsrer Triebe widerstehen, und der Stimme unsrer Vernunft gehorchen; es steht wirklich bey uns, die edle Selbstbeherrschung zu beweisen, die Jesus im Evangelio verlangt. Aber konnte Gott deutlicher erklären, welchen Werth unsre Natur in seinen Augen hat, als durch die Mittheilung solcher Kräfte? Erhebt uns unsre Vernunft nicht über alle Gegenstände der sichtbaren Schöpfung? Entreißt uns die freye Selbstthätigkeit, mit der wir handeln können, nicht auf einmal dem Zwange der Körperwelt? Sind wir durch solche Fähigkeiten nicht unläugbar Mitglieder einer höhern und unsichtbaren Ordnung der Dinge? Giebt es im Himmel und auf Erden etwas Beßres, etwas Edleres, etwas Erhabneres, als Vernunft und Freyheit?

Denn bemerket es wohl, durch diese Kräfte sind wir geschickt, Gott selbst ähnlich zu wer-

den. Denn was heißt, Gottes Bild an sich tragen, und ihm ähnlich seyn? Es heißt, die Wahrheit erkennen und lieben; es heißt, die Gesetze der Ordnung empfinden und befolgen; es heißt, heilig, gerecht und unsträflich seyn; es heißt, unermüdet Gutes wirken, und alles um sich her beglücken; wer so denkt und handelt, ahmt dem Wesen nach, das lauter Wahrheit, lauter Ordnung, lauter Heiligkeit und Güte ist. Ist es aber nicht offenbar, daß wir zu dieser Nachahmung alle fähig sind, wenn wir nur wollen? Ist die Wahrheit nicht auch uns erkennbar, wenn wir unsre Vernunft gebrauchen? Reitzt Ordnung und Uebereinstimmung nicht auch unser Herz, wenn wir es nicht vorsätzlich dagegen verhärten? Können nicht auch wir thun, was recht ist, und der Sünde widerstehen, wenn wir unter dem Beystande Gottes uns anstrengen? Ist es nicht auch uns möglich, wohlthätige Wesen zu seyn, die in ihrem Kreise Gutes stiften, und jede Art des Wohlseyns und der Freude verbreiten? Höre die Stimme, die sich in deinem Innern erhebt; die oft lauter spricht, als alle deine Begierden; die dich unerbittlich verurtheilt, wenn du dich entehrest; ist es nicht die höchste Vernunft, ist es nicht das unendliche Muster aller Vollkommenheit, ist es nicht Gott, was sie dir zum Vorbild anweiset, sagt sie dir nicht, du seyst bestimmt, zu seinem Bilde verklärt zu werden? Heiliges Merkmal unsrer Würde, Bestimmung zur Aehnlichkeit mit Gott, o du bist uns das sicherste Unterpfand, daß wir ihm werth und theuer sind; nein, er kann sie nicht verkennen die Verwandtschaft, die unser Wesen mit dem Seinigen hat; er hat eben dadurch, daß er gewollt hat, wir sollen seines Geschlechts seyn, deutlich genug erklärt, welchen Werth unsre Natur in seinen Augen habe.

Doch diesen Werth hat er auch durch die Regierung bezeichnet, die er über sie führt;

denn diese Regierung ist der Beweis, daß er für sie sorgt und auf sie rechnet.

Gott sorgt für unsre Natur, er verschaft ihr alles, was sie bedarf, er nimmt sich ihrer in allen den Verhältnissen und Umständen an, in welchen sie sich befindet. Sehet zu, sagt Jesus im Evangelio, daß ihr nicht Jemand von diesen Kleinen verachtet; denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel. Heißt dies etwas anders, als, so theuer und werth sind Gott auch die gemeinsten und niedrigsten Menschen, daß er auch die erhabensten Werkzeuge seiner Regierung zu ihrem Besten aufbietet, daß selbst Engel für sie wirksam werden müssen, sobald es nöthig ist? Und ists, wenn wir die Wahrheit eingestehen wollen, nicht wirklich so? Sind die Einrichtungen nicht unzählig, die in der ganzen Natur zu unsrer Wohlfahrt getroffen sind? Sind die Vortheile nicht unermeßlich, die überall für uns da liegen, wenn wir uns ihrer nur bemächtigen wollen? Sind die Führungen nicht absichtsvoll und weise, die jedes menschliche Geschöpf erfährt, und ist es nicht seine Schuld, wenn es ungebildet und unglücklich bleibt? Sind die Spuren eines höhern Einflusses, der die Begebenheiten unsers Lebens gerade so verknüpft, wie es zu unsrer Besserung und Wohlfahrt am zuträglichsten ist, nicht so unverkennbar, daß wir uns oft nicht enthalten können, darüber zu erstaunen? Gilt dies endlich nicht von allen Menschen ohne Ausnahme, von dem Geringen so gut, als von dem Vornehmen, von dem Kinde so gut, als von dem Erwachsenen? Kann aber Gott deutlicher erklären, wie theuer und werth wir ihm sind, als durch diese Sorgfalt, die bey der Regierung dieses gränzenlosen Ganzen uns nicht übersieht; die alle Veränderungen desselben so lenkt und ordnet, daß sie uns zum Besten dienen müssen; die bey allen ihren Anstalten keinen an-

dern Endzweck hat, als unsre Veredlung und Beglückung?

Aber noch mehr; die Regierung Gottes ist sogar der Beweis, daß Gott auf unsre Natur rechnet. Denn saget selbst, wäre die Aufmerksamkeit, wäre die Sorgfalt, von welcher Jesus im Evangelio redet, und mit welcher Gott auch das geringste menschliche Geschöpf umfaßt, seiner würdig, wenn er nicht jeden Menschen zu wichtigen Absichten bestimmt hätte, wenn es nicht sein Rathschluß wäre, durch jeden etwas von dem ausführen und bewirken zu lassen, was nach seinem Willen geschehen soll? Aber so ists, M. Br., keiner von denen, die auf Erden leben, ist umsonst da, und in dem Reiche der Dinge überflüssig; jeder bringt eine Anzahl von Wirkungen hervor, die im Zusammenhange des Ganzen nicht fehlen dürfen; jeder ist in der Hand Gottes und unter seiner Leitung ein Werkzeug, das er nöthig hat, und das mit allem in Verbindung steht, was da ist. Freilich wirkt er durch den Einen viel, und durch den Andern wenig; er gebraucht den Einen zu einer grossen gewaltigen Triebfeder, die ganze Völker in Bewegung setzt, und den Andern als eine kleine Kraft, deren Beytrag zum Allgemeinen kaum bemerkt wird, so unentbehrlich er auch seyn mag. Aber so viel ist entschieden, überflüssig ist keiner, gerechnet ist auf jeden, und wer vermags zu sagen, was Gott mit unserm ganzen Geschlechte vor hat, wie viel er durch dasselbe künftig und in alle Ewigkeit bewirken wird? Lasset uns anbeten, M. Br., lasset uns mit freudiger Dankbarkeit fühlen, daß auch wir etwas sind, daß unser Schöpfer durch seine Regierung nicht blos für uns sorgt, sondern auch auf uns rechnet.

Doch die rührendste Erklärung, durch die er den Werth unsrer Natur in seinen Augen bezeichnet hat, ist noch zurück; er hat dies nämlich auch durch die Anstalten gethan, die zu ihrem Besten in Christo getroffen sind; denn durch dieselben

hat er bezeugt, daß unsre Natur zur genauesten Vereinigung mit ihm fähig, und zu einer ewigen Fortdauer bestimmt ist.

Es ist viel, was ich behaupte, unsre Natur sey zur genauesten Vereinigung mit Gott fähig; aber ich kann es mit dem größten Rechte behaupten, M. Z., denn Gott selbst hat es durch die Anstalten bezeugt, die er in Christo getroffen hat. Des Menschen Sohn, heißt es im Evangelio, ist kommen, selig zu machen, das verloren ist. Wer ist dieser Menschensohn, wer ist dieser von Gott gesandte Retter unsers Geschlechts? Ist er nicht der Herr vom Himmel, ist er nicht der eingeborne Sohn des Vaters, ist er nicht das erhabne Wesen, das mit dem Vater von Ewigkeit her in der genauesten Verbindung stand; ist er nicht das Wort, von welchem der Apostel sagt, es sey im Anfang bey Gott gewesen und selbst Gott? Was sollen wir sagen, M. Br., sollen wir unsre Natur nicht mit Bewunderung und Ehrfurcht betrachten, da sie fähig gewesen ist, von dem Sohne Gottes angenommen zu werden; da sie fähig gewesen ist, das heilige Werkzeug seiner erhabensten Thätigkeit, und der Tempel seiner Gegenwart auf Erden zu werden? Muß sie nicht unaussprechlich theuer vor Gott seyn, da er ihr zum Besten seinen Sohn gesandt, da er seinen Eingebornen mit ihr begleitet, da er sie mit sich selbst in eine so ausserordentliche Verbindung gesetzt hat? Muß ihr das, was ihr in Christo widerfahren ist, nicht auch bey uns zur Verherrlichung dienen, da wir sagen können: wir sind Glieder seines Leibes, von seinem Fleisch und von seinem Gebeine?

Setzet noch hinzu, daß unsre Natur auch zu einer ewigen Fortdauer bestimmt ist. Es ist dir besser, sagt Jesus im Evangelio, daß du zum Leben lahm, oder ein Krüppel eingehest, denn daß du zwey Hände, oder zwey Füsse habest, und werdest in das ewige

Feuer geworfen. Einer andern Welt gehen wir also entgegen, auf die wir jetzt schon sehen müssen. Gott hat uns durch seinen Sohn erinnern lassen, daß es einen Zustand des Lebens, daß es eine gränzenlose Seligkeit giebt, die wir erreichen; aber auch ein ewiges Feuer, ein gränzenloses Elend, dem wir entfliehen können. Der Sohn Gottes ist darum auf Erden erschienen, dem Tode die Macht zu nehmen, und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht zu bringen. Er ist nicht blos der erhabenste Lehrer der Unsterblichkeit gewesen, sondern auch ihr Geber, er hat sich zu einem Zustand der Macht und Herrlichkeit erhoben, wo er sein ganzes Geschlecht ewig erhalten und segnen kann. Und so grosse, so weitgehende, so über Zeit und Ewigkeit verbreitete Absichten Gottes mit uns sollten uns nicht überzeugen, daß wir werth und theuer geachtet sind vor ihm? Wenn wir selbst fordern, selbst bestimmen sollten, M. Br., was Gott thun müsse, uns von seiner Aufmerksamkeit auf uns, uns von seiner Liebe zu versichern: würden wir mehr verlangen können, als er bereits gethan hat? Sind die Aufklärungen, welche er uns durch unsre Kräfte, durch seine Regierung, und durch seine Anstalten in Christo über den Werth unsrer Natur gegeben hat, nicht so bestimmt, so deutlich und so rührend, daß sie selbst die kühnste Erwartung übertreffen?

Aber vergeblich wäre es, dies zu wissen, vergeblich, dieser Aufklärungen sich zu freuen, wenn wir sie nicht gebrauchen und anwenden wollten; und hievon lasset mich noch reden. Sie sollen uns nämlich zu einer vernünftigen Selbstachtung erwecken. Denn wie, wir wollten uns selbst geringschätzen; wir wollten als niedrige Sclaven der Sinnlichkeit denken und handeln; wir wollten uns vergessen bey der Befriedigung thierischer Lüste; wir wollten uns nicht zu erheben suchen über den Staub der Erde, und über die kleinen Angelegenheiten die-

ses Lebens? Hat uns Gott nicht Vernunft und Freyheit geschenkt, und uns den erhabnen Beruf ertheilt, ihm selbst ähnlich zu werden? Sind wir nicht Gegenstände seiner Aufmerksamkeit, für die er sorgt, und die er zu Werkzeugen seiner Absichten bestimmt hat? Ist sein Eingeborner nicht Mensch, wie wir, und darum auf Erden erschienen, uns zum Gefühl unsrer Würde zu erwecken, und unser Führer zur Unsterblichkeit zu werden? Sehen wir uns nicht durch alles, was Gott für uns gethan, und über uns erklärt hat, so ausgezeichnet, daß wir es unmöglich vor uns selbst verantworten können, wenn wir uns entehren durch Ausschweifungen und Laster? Bedenk es wohl, wer du auch bist, du besitzest eine Natur, die wichtig und theuer vor Gott ist; du denkst und handelst vor den Augen des Allmächtigen! Und du wolltest diese edle Natur mißbrauchen; wolltest als ein vernünftiges Wesen thöricht, als ein freyes Wesen thierisch, als ein von dem Heiligsten und Gütigsten so sehr begünstigstes Wesen schändlich und ungerecht handeln? O zu deutlich, zu ehrenvoll, zu rührend sind die Aufklärungen, die uns Gott über den Werth unsrer Natur in seinen Augen gegeben hat, als daß wir uns nicht selbst achten sollten.

Allein eben diese Aufklärungen verbinden uns auch zur sorgfältigsten Ausbildung unsrer Natur und aller ihrer Kräfte. Denn glaubet ihr, daß uns die edlen Fähigkeiten, welche unser Wesen so merklich auszeichnen, von Gott umsonst gegeben sind? Glaubet ihr, daß er durch seine Regierung umsonst so viel Anstalten getroffen hat, bey welchen wir unsre Kräfte üben, stärken und erhöhen können? Soll alles vergeblich seyn, was er durch seinen Sohn selbst gethan hat, uns zu erleuchten, zu bessern, und zur Aehnlichkeit mit ihm zu führen? Sollen seine stärksten Erklärungen, daß wir zu grossen Dingen bestimmt sind, und viel werden können, wenn wir nur wollen, keinen Eindruck auf uns ma-

chen? Unsre Natur hat einen grossen Werth in den Augen Gottes; denn sie ist vernünftig. Wohlan also, lasset uns diese Vernunft gebrauchen; lasset sie uns üben, so viel wir können; lasset sie uns anwenden auf alles, was uns vorkommt, und was wir zu thun haben; lasset uns unabläßig daran arbeiten, schimpfliche Vorurtheile abzulegen, und zu wachsen in der Erkenntniß der Wahrheit; lasset uns mit jedem Tage einsichtsvoller und weiser zu werden suchen. Unsre Natur hat einen grossen Werth in den Augen Gottes, denn sie ist selbstthätig und frey. Wohlan also, lasset uns dieses edle Vermögen gebrauchen; lasset uns den Lüsten widerstehen lernen, die uns so leicht im die schimpflichste aller Sclavereyen stürzen; lasset uns mit männlicher Selbstverläugnung unsre Hand und unsern Fuß abhauen, und uns selbst beherrschen, sobald uns unsre Neigungen zu etwas Schändlichem antreiben; lasset uns mit jedem Tage stärker, entschloßner und williger zur Erfüllung jeder Pflicht zu werden suchen. Unsre Natur hat einen grossen Werth in den Augen Gottes, denn sie ist fähig zur Aehnlichkeit mit ihm. Wohlan also, lasset uns diese Fähigkeit anwenden, lasset uns zunehmen in allem was recht, und gut, und groß ist, lasset uns in die Fußtapfen treten, die uns der Sohn Gottes gelassen hat, und sein Beyspiel stets vor Augen haben; lasset uns dafür sorgen, immer mehr verklärt zu werden zum Bilde Gottes, und vollkommen zu seyn, wie der Vater im Himmel. Niemand weigre sich unter dem Vorwand, dieser Beruf sey zu wichtig und zu schwer. Hat Gott nicht eben darum, weil unsre Natur so viel Werth in seinen Augen hat, auch dafür gesorgt, uns alles zu erleichtern; dürfen wir nicht auf seine Unterstützung rechnen, wenn es uns ein Ernst ist, besser zu werden; ist es nicht sein Geist, der uns leiten, der uns Kraft geben soll, auf der Bahn zur Vollkommenheit glücklich fortzuschreiten? Ist unsre Natur so theuer vor Gott: wie

strafbar würden wir seyn, wenn wir sie vernachläßigten, wenn wir nicht allen Fleiß anwendeten, ihre Kräfte auszubilden!

Allein eben darum sind wir einander auch wechselseitige Werthschätzung schuldig. Denn es ist nicht dieser oder jener Mensch, nicht diese oder jene Gattung von Menschen, die in den Augen Gottes einen besondern Werth hat; unsre Natur ists, M. Br., was er schätzt, die Natur, welche wir alle mit einander gemein haben, die der Niedrigste und Aermste so gut besitzt, wie der Vornehme und Reiche, die in dem schwachen hilflosen Kinde eben so gut vorhanden ist, als in dem erwachsnen ausgebildeten Manne. Darf man sich also wundern, daß es Jesus im Evangelio so ernsthaft einschärft, Niemand von den Kleinen, Niemand von den niedrigsten Menschen zu verachten; Niemand von den Geringsten, die an ihn glauben, zu ärgern? Wie, wir wollten eben die Geschöpfe geringschätzen und mißhandeln, die Gott zu vernünftigen freyen Wesen gemacht, denen er sein Bild eingedrückt hat? Wir wollten eben die Geschöpfe mit Gleichgültigkeit betrachten, oder wohl gar beleidigen, die Gott seiner Aufmerksamkeit würdigt, deren Schicksal er lenkt, und die er zu Werkzeugen seiner weisen Absichten bestimmt hat? Wir wollten eben die Geschöpfe zum Irrthum verleiten, sie anstecken mit unsern Lastern, sie verführen zur Sünde, die der Sohn Gottes retten und selig machen, die er für den Himmel bilden, und zur Unsterblichkeit erheben soll? O ihr, die ihr leichtsinnig oder boshaft genug seyd, jedem zu schaden, der sich euch nähert; die ihr kein Bedenken traget, eurem Eigennutz und eurer Wollust die Ehre, das Vermögen, die Zufriedenheit Andrer aufzuopfern; die ihr euch nicht scheuet, die Kinder, die Verwandten, die Freunde, mit welchen ihr in Verbindung stehet, durch euer Beyspiel zu verderben, und sie zur Theilnehmung an euern Verbrechen und Ausschweifungen zu

verleiten: habt ihr jemals bedacht, wer die Menschen sind, die ihr so unverantwortlich mißhandelt; habt ihr jemals überlegt, wie groß der Werth ihrer Natur vor Gott ist; ist euch der Ausspruch nie auf das Herz gefallen: wer ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde, und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist; hat euch das Wehe, das schreckliche Wehe, das Jesus über jeden ausruft, durch welchen Aergerniß kommt, noch nie mit Furcht und Entsetzen erfüllt? Wenn wir uns einander immer so betrachteten, M. Br., wie wir uns betrachten sollen, als Geschöpfe voll edler Kräfte, als Gegenstände einer höhern Aufmerksamkeit, als Gerettete des Sohnes Gottes, und Bürger einer bessern Welt: mit welcher Achtung würden wir einander begegnen, welche Theilnehmung und welches Wohlwollen würde uns mit einander vereinigen, wie willig würden wir einander die Hände bieten, einander beystehen und beglücken.

Denn die Aufklärungen, die uns Gott über den Werth unsrer Natur in seinen Augen gegeben hat, müssen uns auch antreiben, so viel Gutes, als möglich, auf Erden zu schaffen. Denn hat er uns nicht Kräfte von mancherley Art dazu geschenkt? Rechnet er bey seiner Regierung nicht auf Jeden von uns? Hat er uns nicht zu Werkzeugen seiner Absichten bestimmt, und Jedem ein Geschäft angewiesen, das er verrichten soll? Dürfen wir nicht hoffen, daß sein Beyfall uns in eben dem Grade zu Theil werden wird, in welchem wir Treue beweisen, und viel leisten? Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, sagt Jesus, der nimmt mich auf. Sehet da die wahre Beschaffenheit und den grossen Werth einer gemeinnützigen Thätigkeit! Jede Bemühung, jede Handlung, die etwas beyträgt, nützliche Kenntnisse bey Andern auszubreiten, gute Empfindungen in ihnen zu erwecken, die Liebe zur Tugend

in ihnen zu stärken, ihre Noth und ihr Elend zu lindern, ihr Glück und ihre Wohlfahrt zu befördern, und sie zu der Vollkommenheit zu führen, die sie als vernünftige Geschöpfe Gottes und als Erlösete Jesu haben sollen, jede dieser heilsamen Bemühungen sieht Jesus als eine Wohlthat an, die wir ihm erzeigt haben, durch jede dieser Thaten nehmen wir an dem grossen Werke Theil, das Gott selbst ausführt, an der Ausbreitung der Wahrheit, der Ordnung und Vollkommenheit. O lasset uns fühlen, wie groß, erhaben und edel es ist, in Gemeinschaft mit Gott und seinem Sohne Gutes zu wirken! Lasset uns alle unsre Kräfte aufbieten, durch wohlthätige Geschäftigkeit in unserm Beruf Gott und Jesu immer ähnlicher zu werden! Lasset uns dadurch, daß wir alles um uns her bessern, segnen und beglücken, zeigen und beweisen, daß wir seines Geschlechts, und Bekenner dessen sind, der gekommen ist, selig zu machen, was verloren ist!

Sind wir so gesinnt, M. Br., so werden die Aufklärungen, welche uns Gott über den Werth unsrer Natur in seinen Augen gegeben hat, uns endlich beym Ausgang aus diesem Leben mit den freudigsten Erwartungen erfüllen. Denn wie, sollte der, welcher so herrliche Kräfte in unsre Seele gelegt, und unsrer Natur sein Bild aufgedrückt hat, sollte Gott uns im Tode vergehen lassen, sollte er sein Werk, das einer ewigen Erhaltung fähig ist, und darnach schmachtet, ohne Erbarmen selbst vernichten? Was wären wir, wenn wir das von dir fürchteten, allgütiger Schöpfer, der du dich aller deiner Werke erbarmest! Sollte der, welcher unser irdisches Schicksal so gütig lenkt, und für unsre Bildung durch alles sorgt, was er uns hier widerfahren läßt, aufhören, dies zu thun, sobald wir sterben, dann aufhören, uns zu unterstützen, wenn wir dieser Unterstützung gerade am würdigsten sind? Wer darf das von dir glauben, Vater deiner Kinder, dessen

Treue ewig währet, dessen Liebe keine Gränzen kennt? Sollte der, welcher uns seinen Sohn gesandt, und ihn zum Geber der Unsterblichkeit für uns bestimmt hat, sich selbst widersprechen, die erhabenste Anstalt seiner Huld vernichten, und uns dem Untergang überlassen? Wie würden wir dich lästern, Vater unsers Herrn Jesu Christi und unser Vater, wenn wir nicht Leben und Unsterblichkeit von dir erwarteten? Hofnung, und Dankbarkeit, und Freude durchströmt unsre Brust, wenn wirs bedenken, wie du uns liebest, wie werth und theuer wir in deinen Augen sind! O laß uns dieser Würde eingedenk, uns reinigen von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes; laß uns heilig, wie du, wohlthätig, wie du, voll Liebe zum Guten, wie du, die Tage dieses Lebens vollenden; dann eilen wir, sobald du rufest, der Freyheit entgegen, in der Jesus lebt; dann erheben wir uns über die Dunkelheit der Erde zum Lichte der bessern Welt; dann schwingen wir uns mit neuen himmlischen Kräften zu dir empor, um dich ewig zu lieben; Amen.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reinhard, Franz Volkmar,

Predigten über die sonn- und festtägigen Evangelien des ganzen Jahres zur häuslichen Erbauung

Bd.: 3

Sulzbach (1813)

Bibl.Mont. 4365-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10724872-1